

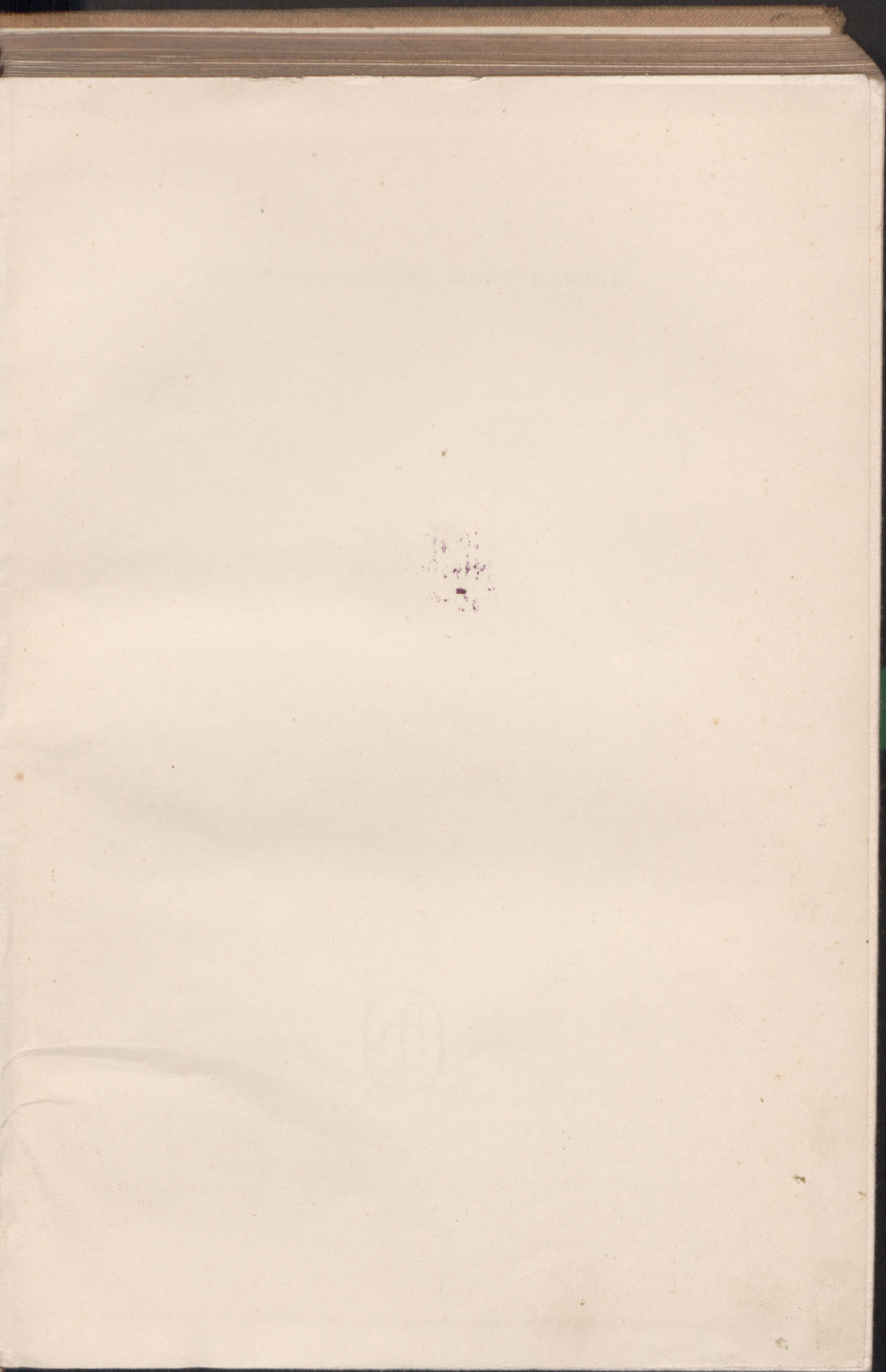
**Die
Deutsche
Nordseele**

9. 5. 41

Pg 90



8-



Josef Strzygowski / Die deutsche Nordsee

Josef Strzygowski

Die deutsche Nordsee

Die deutsche Nordsee



Verlag des Verlags, Wien, im Jahr 1911

Verlag des Verlags

Josef Strzygowski

Die deutsche Nordseele

Das Bekenntnis eines Kunstforschers

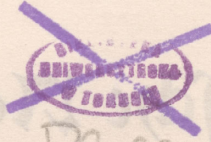
1940

Adolf Luser Verlag / Wien und Leipzig

1941: 398



16973



PB 90



Vorwort

Den im Felde stehenden
jungen Wissenschaftlern zu eigen

Vorwort

Ein hohes Alter vergönnt mir, auch außerhalb meines Faches liegende Früchte meiner Lebensarbeit zu pflücken. So hat mich die von mir begründete vergleichende Kunstforschung angeregt, mich über seelische Fragen auszusprechen, weil ich spürte, daß da Dinge zutage kommen würden, die weit über den Rahmen der Forschung über Bildende Kunst hinaus für die Deutschen unmittelbar von Bedeutung werden könnten. Es will mir scheinen, daß damit der Wesenskern des Deutschtums getroffen und etwas gesagt wird, worauf es in Zukunft ankommen dürfte, wollen wir nicht nur den nächsten Zweck erfüllen, das heißt uns zu Macht und Ansehen durchsetzen, sondern darüber hinaus der kranken Menschheit ein gesundes Beispiel dafür geben, wie man mit Macht und Besitz umgehen muß, um, was bisher eine Litter-beule war, zum Segen des Menschentums zu gestalten.

Meine Lebensarbeit gipfelt in der Erkenntnis des hohen seelischen Wertes einer vom Nordstandpunkt aufgebauten vergleichenden Kunstforschung. Soll diese Forschungsrichtung nicht nur durch den Unverstand des Humanismus, sondern erst recht nicht in der stürmischen Vorwärtsbewegung unserer Tage niedergetreten werden, so muß ich der Volksgemeinschaft zum Bewußtsein bringen, was damit gemeint ist und welche Vorteile bei dieser Einstellung für das Volksganze ins Auge springen. Es kommt dabei heraus, daß die Brücke, die von der Kunst von Hellas, Iran und unseren germanischen Münstern zum hohen Norden Europas geschlagen werden kann, der beste Weg zur Befreiung vom Mittelmeerglauben ist. Wenn der Gelehrte die Pflicht hat, unbefangen der natürlichen Sachlichkeit zu dienen, so glaube ich dieses Gebot mein Arbeitsleben lang streng befolgt zu haben. Ich bin niemals Parteimann und in diesem Sinne Politiker gewesen, erst heute, im Zeitalter einer den Weg der eigenen Volksgemeinschaft suchenden „Politik“, kann ich mich zu Worte melden. Da Wissenschaft

an sich nicht Politik ist, hat sie mit der Führung selbst nichts zu tun, sondern lediglich mit der Beratung der Führung. Aber es fragt sich, ob sie, nämlich die Geisteswissenschaften, an die hier an erster Stelle gedacht ist, als solche Berater etwas leisten könnten. Der Historiker hat nicht zur „Freimachung besonderer Werte und Kräfte“ beigetragen, Gewalt und Idee flossen ihm zu sehr ineinander, seine Einstellung war weit entfernt, ein zeitloses Ziel zu fördern. Da muß der Hebel eingesetzt werden. Will die Führung von den Geisteswissenschaften sachlich beraten werden, dann muß sie, was nachfolgend von der vergleichenden Kunstforschung aus gesagt wird, nachprüfen und es im Falle der Zustimmung auf die Arbeitsgemeinschaften sämtlicher Geisteswissenschaften ausdehnen. Dazu sind nicht neue Universitäten, sondern wie bei den Naturwissenschaften Forschungsanstalten notwendig. Ich wollte, mein Institut für vergleichende Kunstforschung wäre 1933 von der Forschungsgemeinschaft deutscher Wissenschaft und jetzt vom Staate übernommen worden. Wir hätten dann einen Ansatz, dessen Erfahrungen bereits genutzt werden könnten. Mit Büchern allein ist schwer zu zeigen, wie die Dinge im Leben grundsätzlich aussehen. Die Schuld trägt der Unverstand der Wiener Historiker.

Nachdem mein Heilbringerbuch erschienen war, stellte sich bei mir, bevor ich „Europas Machtkunst im Rahmen des Erdkreises“ in den Druck gebe, das Bedürfnis ein, der volksdeutschen Bewegung zu sagen, wie hoffnungsreich meine Lebensarbeit auf geistigem Gebiete in die Zukunft blicken läßt und wieviel ich mir davon verspreche, wenn zu allem, was die Bewegung schon ausgelöst hat, als Krönung neben das Germanische die Anerkennung des Indogermanischen tritt, weil es die Frage der Entstehung der Menschenseele mit einbezieht und nahelegt, die mit der Aufrichtung der Gewaltmacht von Gottes Gnaden durch zehntausend Jahre unterbrochene Entwicklung der Menschheit endlich mit vollem Freimute wieder aufzunehmen. Man wird erst, wenn mein Werk „Europas Machtkunst“ erscheint, beurteilen können, welche Erlösung mir das vorliegende Buch brachte; ich atmete dabei von schwerer Arbeit auf. Ich hoffe, daß die Deutschen, indem sie die angestammte Sittlichkeit des Nordens ausrufen, allmählich zunächst wenigstens die Einigung auf Grund der Indogermanenfrage durchsetzen. Die Atlantiker in Europa und Ostamerika

wie die Amerasiaten in Asien und Westamerika würden dagegen auf die Dauer nicht aufkommen. Vielleicht besinnen aber auch sie sich allmählich auf ihre, zum Teil wenigstens, gemeinnordische Abstammung.

Das Buch spitzt sich in seinem letzten Abschnitte zu auf die Erfüllung eines Wunsches des Führers, hochbegabte Künstler möchten der Zeit gerecht zu werden versuchen. Daran muß das ganze Volk mitarbeiten, die Geisteswissenschaften so gut wie jeder einzelne Erzieher und Lehrer, indem er dem Wesen und Werden, das heißt den Werten und Kräften der Blütezeiten nordischer Kunst nachgeht und daraus den glühenden Wunsch nach vollendetem Ausdruck der zur Eigenart erwachten Zeit weckt, den der begabte Künstler dann dem Volke nur von den Lippen zu nehmen braucht.

Ein Wort noch an unsere Philosophen. Es scheint mir unmöglich, „die Zeit in Gedanken zu fassen“¹, solange wir Deutschen nicht über Geist und Seele, ihr Wesen und Werden einig sind. Man wird zugeben, wenn ich recht behalte und die „Indogermanen“ wirklich mehr Seele in sich trugen als unsere eigene sog. hohe Kultur und dann den Erdkreis durch ihre Wanderzüge, zum mindesten aber Europa und Asien befruchteten, besteht die Möglichkeit, daß die Deutschen, wenn sie sich recht auf ihr Ahnenerbe besinnen und nicht nur an sich, sondern zugleich auch an Menschentum und Menschheit denken, „an der Gestalt der zukünftigen Welt“ nicht nur „mitbauen“, sondern zunächst einmal die grundlegenden Voraussetzungen dafür überhaupt erst schaffen müßten und könnten.

Wien, im Februar 1940.

Josef Strzygowski.

¹ Spranger, „Forschung und Fortschritte“, 16, 1940, S. 51.

Einleitung

Deutsche Wordeinstellung

Das Buch schlägt eine gewisse Zukunftseinstellung vor. Ein einverständlich gemeinsam ausgerichteteter Ausblick, den alle vor Augen haben, würde viel nützen. Kein Mensch wird leugnen, daß die Weltlage im Augenblick (Ende 1939) die drückendste ist, die seit 1914 da war, und wir einem Nachdringen zutreiben, das noch viel wütender werden kann als im Weltkriege. Die Einstellung, die ich im vorliegenden Buche ins Auge fasse, hat damit unmittelbar nichts zu tun, die Fühlungnahme, die ich den Deutschen empfehlen möchte, käme viel zu spät. Was ich will, ist eine Zukunftssicht auf sehr lange Zeit hinaus, die aber dem Deutschen heute schon die nötige Kraft des dauernd festen Widerstandes geben möchte. Das Gesicht der Menschheit wird verzerrt durch die Gier nach Macht und Besitz einiger Wenigen über den Kopf der Völker hinweg. Ob es uns auch gelingt, die Gefahr für den Augenblick zu bannen, schließlich wird es doch in Zukunft darauf ankommen, Gewalt im Völkerleben zu einer ebenso unmöglichen wie nicht notwendigen Sache zu machen und eine geordnet sachliche Planung durchzuführen, an der Welt-, Natur- und Geisteswissenschaften in gleicher Weise mitarbeiten. Die Sorge betrifft viel mehr die Veredelung des Menschengeschlechtes als die Vermeidung von Kriegen. Die ins Unermeßliche wachsende Zahl der Menschen muß planmäßig auf ein bestimmtes Ziel hin in halbwegs vernünftige Bahnen gebracht werden. Dieses Ziel glaube ich andeuten zu können.

Die Menschen leben in Herden auf dem Erdenrund und rufen gern das Übergeordnete, das jenseits der eigenen Kugel kreist, als Schiedsrichter an, einen unbekanntem Gott, von dem jeder sein Recht erhalten zu können glaubt. Es ist daher üblich geworden, auch in der Politik

letzten Endes diesen lieben Gott auszuspielen, wenn sonst alle Stricke reißen. Gott ist mein Zeuge, heißt es dann, daß ich ehrlich vorgehe, so sehr ich auch Recht zu Unrecht, beziehungsweise Unrecht zu Recht machen will. In der Machtpolitik sind bekanntlich alle Mittel erlaubt, wenn sie nur zum Ziele führen. Auch mit dieser Art Einstellung hat das nachfolgende Buch nichts zu tun. Es geht gerade Wege und versucht, den durch endlosen Mißbrauch versunkenen Faden zwischen All und Schöpfer auf der einen, Erde und Mensch auf der anderen Seite wieder anzuknüpfen.

Es handelt sich also bei der Frage „Warum deutsche Nord-einstellung“ um eine ganz nüchterne Erwägung, ob bei der Notwendigkeit einer planmäßig erstrebten Veredelung des zahlenmäßig ins Ungeheure wachsenden Menschengeschlechtes nicht von einem Punkte der Erde aus vorbildliche Anregungen gegeben werden könnten. Dabei sollen die Deutschen und der Norden eine Rolle spielen. Eine bestimmte Forschungsrichtung, die vergleichende Kunstforschung, bot den unmittelbaren Anstoß zu diesen Überlegungen.

Da ist auf der einen Seite der Norden: sind wir einig, was darunter zu verstehen ist? Die nördliche Halbkugel der Erde oder von dieser nur der Teil, der von den Alpen bis zum Pol reicht, oder vielleicht nur einer der drei Streifen, die da übereinander liegen: das Festland, die Nord- und Ostsee oder gar nur der Polarkreis? So verschieden kann man das Schlagwort „Norden“ anwenden, und dabei ist nur vom heutigen Erdzustand die Rede. Dann beginnt erst die Frage nach der Wanderung des Poles und damit des gesamten Nordens im Laufe der Erdgeschichte. Stellen wir also fest: wir meinen den Norden lediglich, seit er in der Menschengeschichte eine Rolle spielt, aber da nun allerdings zunächst in allen seinen Teilen vom Äquator an bis zum Pol. In dieser ganzen Ausdehnung tat sich etwas, was im Süden, das heißt vom Äquator bis zum Südpol, nicht geschah: die Menschen saßen nicht fest an einem Orte, sondern wanderten auf und ab, zuerst dem Pole zu und dann wieder zurück, dem Äquator entgegen. Es ist, als wenn nur die nördliche Halbkugel, beziehungsweise nur ihre Bewohner dieses bewegte Leben zeigten.

Nach dieser Beobachtung erst schränken wir den Begriff „Norden“ auf den Gürtel um den Pol bis zu den Alpen ein und stellen ihm den

Südgürtel entgegen, der dann aber nicht mit dem Äquator abschließt, sondern darüber hinaus die Tropengebiete rings um die Erde umfaßt. Der Gegensatz spitzt sich zu auf den Norden als Kältегürtel der nördlichen Halbkugel, eine Vorstellung, die die Frage auslöst, ob der andere Kältегürtel um den Südpol nicht ähnlich für die Entwicklung des Menschengeschlechtes in Betracht komme. Warum wirkt nur dieser ein, der Nordpol auf das geistige Leben der Erde?

Die Dreiteilung des kalten Nordgürtels nach Festland, See- und Polargebiet, schließlich der Pol selbst, das sind nach Lage und Boden die Landschaften, die auch im Blute der Menschen nachwirken dürften. Die Deutschen sind ausgesprochene Nordmenschen, sie sitzen auf dem Festlande zwischen den Negern, beziehungsweise den Olivenfarbigen des Mittelmeerkreises und den Finnen und Lappen, die auf die Skandinavier im Norden folgen. Warum sollen also die Deutschen noch im besonderen Nordpolitik treiben? Da nun kommt der springende Punkt heraus: Ich verstehe unter Norden, wenn ich von Nordeinstellung spreche, nicht die heutigen Nordvölker samt ihren Wegen, die sie nach Süden zogen, sondern den rechnerisch äußersten Nordpunkt, den Pol selbst. Auf ihn spitzen sich meine Überlegungen zu, beziehungsweise auf die Landmassen, die ihm zunächst liegen: für Europa Grönland, für Ostamerika und den Atlantik Kanada, für Asien endlich das Gebiet vom westamerikanischen Küstenstreifen an über Alaska um den Pazifik herum und von Nordasien die Randgebirge Nord- und Hochasiens entlang bis Mesopotamien. Das ist die Welt der nordischen Kunstströme weit vor jeder historischen Grenze, als Amerasiaten, Atlantiker und Indogermanen² die Geleise legten, die dann in der Geschichte der letzten zehntausend Jahre weiterliefen. Die beiden ersteren Volksströme begründeten in der Mitte zwischen Nord und Süd auf der nördlichen Halbkugel, also in Europa im Mittelmeergebiet, eine Gewaltmacht von Gottes Gnaden, mit der sich die Indogermanen

² Diese Unterscheidung, die in meinen früheren Werken begründet wurde, entspricht der eben gemachten Teilung des polaren Nordens nach Asien mit den westamerikanischen Küsten (Amerasiaten), Kanada und dem Osten von Nordamerika überhaupt (Atlantiker), endlich Grönland mit Europa (Indogermanen). Vorläufig nehme man die Schlagworte hin, es wird darauf immer wieder zurückzukommen sein.

bereits auseinanderzusetzen hatten, als sie sich quer, etwa von Grönland nach dem Pamir und Indien wie China, zwischen die beiden anderen Menschenströme des Nordens einschoben.

Da ist auf der anderen Seite das deutsche Volk. Es sondert sich so ungefähr seit Walter von der Vogelweide, also um 1200, von den Germanen als ein Volk der Mitte, das von den Gestaden der Nord- und Ostsee bis zu den Alpen und, wie gerade Walter zeigt, darüber hinaus nach dem Mittelmeere sich erstreckt. Diese Deutschen, soviel sie sich auch in der Welt umsehen, halten doch eifern an ihrem Herzstück zwischen Elbe und Rhein fest. Das haben sie nie aufgegeben, dieser Längsstrich ist unverbrüchlich deutsches Kernland. Seine Bewohner haben unmittelbar mit dem Nordpol nichts zu tun, wohl aber mittelbar in der Stufenfolge der Germanen zu den Indogermanen, jener, wie ich annehme, etwa von Grönland vorstoßenden Völkergruppe, die durch eine neue Eiszeit aus dem hohen Norden vertrieben wurde. Damit ist zugleich angedeutet, auf welchem Umweg über ihre Ahnen ich die Deutschen doch enger verknüpft mit dem Nordpol denke, als das heute noch ersichtlich ist und empfunden wird. Wir sind vom Pol durch die Skandinavier getrennt. Die Forschung über Lage, Boden und Blut, wie ich seit 1903 fordere³, soll uns Nordvölker in einer Weltanschauung einigen, die für alle die gleiche Hochwertigkeit anstrebt und sie dann nach der Ordnung des Gleichen unter Gleichen leben läßt. Dafür rufe ich einen Nordstandpunkt aus, der, anknüpfend an die hohe Sittlichkeit der Indogermanen, insbesondere den Deutschen zum Führer in eine edlere Zukunft machen soll, als es bisher die Gewaltmacht von Gottes Gnaden und die ihr gierig Nachstrebenden vermochten.

Darum also bringe ich den hohen Norden mit den Deutschen zusammen. Das soll das nachfolgende Buch näher ausführen. Ich will ihm nicht vorgreifen und hier nur einleitend sagen, mit Macht und Besitz, dem lieben Gott und was da drum und dran hängt, hat der Nordstandpunkt des deutschen Volkes, wie ich ihn im Sinne habe, nichts zu tun. Die Deutschen haben meines Wissens keine Erfindung gemacht, zu deren Ausbeutung sie durchaus den Nordpol haben

³ „Münchener Allgemeine Zeitung“, Beilage Nr. 55, vom 9. März.

müßten. Im Gegenteil: was die Aufschrift des Buches besagt, steckt leider noch ausschließlich in meinem Kopfe, und ich fürchte sogar, daß meine Liebesmühe, die Deutschen zu überzeugen, daß sie eine gewisse Nordpolitik betreiben müßten, von ihnen selbst, die noch mehr, als mir recht ist, im Mittelmeerglauben befangen sind, mit Entrüstung zurückgewiesen werden dürfte als eine Zumutung, von der weder Luther noch Goethe und andere Großköpfe etwas wüßten, weshalb sie von vornherein abzulehnen sei. Hätte ich nicht eine Lebensarbeit im Gebiete der Forschung über Bildende Kunst hinter mir, würde ich gewiß nicht wagen, meine Forderung zu veröffentlichen. Ich habe das schon öfter getan, aber die Wissenschaft ist schwerhörig. Vielleicht wittert mich das deutsche Volk eher als meine Sachgenossen. Es handelt sich politisch, besser machtpolitisch, um eine sehr harmlose Einstellung: ein Gelehrter der Geisteswissenschaften möchte, daß die Deutschen, wenn sie an den Norden denken und dabei, sagen wir, etwa die Germanen in den Vordergrund ihres Denkens stellen, schließlich doch auch der Indogermanen und was damit zusammenhängt nicht vergessen. Was das heißt, wird das nachfolgende Buch zeigen.

Ich möchte dem vorarbeiten, daß die Deutschen, wenn sie erst einmal zu Macht und Besitz gekommen sind und genug zu essen haben, nicht werden wie die Engländer und Franzosen, sondern dann erst recht anfangen, etwas Rechtes aus sich zu machen. Was wir heute erleben und alle schwer durchringen, ist notwendig, das vorliegende Buch wird lediglich getragen von der Sorge um die Zukunft. Wollen die Deutschen am Ende, wenn ihre Wünsche erfüllt sind, die Siegermiene aufsetzen und dann nicht ihr eigenes Ahnenerbe, das des Nordens, sondern wieder die überlieferte Machtgesinnung des Mitteltums antreten? Wozu dann die aufreibenden Kämpfe? Um reich zu werden, mehr Geld zu verdienen, es den Siegermächten von 1919 gleichzutun zu können, Kulis für die Bergwerke, Fabriken, die Landwirtschaft usw. aus den Unterworfenen anwerben zu können?

Wenn die Deutschen erst einmal die Macht in Händen haben, dann sollen sie diese nutzen, sich zuerst selbst und dann die Menschheit endlich aus dem zehntausendjährigen Macht- und Besitzwahn zu reißen und die Volksgemeinschaft zuerst, dann Menschentum wie Menschheit

endlich wieder einmal seelisch weiterzubringen. Dazu stecke ich ein Wahrzeichen aus, deshalb erinnere ich daran, daß der hohe Norden um den Pol einst die Geburtsstätte der Seele war und wir uns dessen rechtzeitig bewußt werden sollten, wenn das Schicksal die Würfel zu unsern Gunsten fallen läßt.

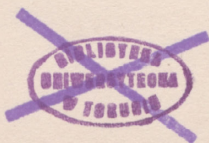
Ich gehe die Einführung in den Nordstandpunkt von der vergleichenden Kunstforschung aus an. Um sie zur Geltung zu bringen, muß der neue Gesichtskreis der geisteswissenschaftlichen Forschung ausgesteckt, die eine Arbeitsrichtung hervorgezogen, die andere zurückgeschoben werden. Dann erst kommt die neue Linie zutage, die allein durch die vergleichende Forschung von Grund auf möglich gemacht wird, damit der Weg, der zur Nordeinstellung in den Geisteswissenschaften führt. Ohne es zu wissen oder zugeben zu wollen, waren wir bis jetzt derart verrannt in eine gegenteilige, heimatfremde Einstellung, daß es der Kräfte eines Herakles bedarf, um den überlieferten Auggiasstall auszumisten. Man glaube nur nicht, daß das in den Geisteswissenschaften überflüssig ist: die sich heute ducken, würden morgen fanatisch wieder das alte Heft in die Hand nehmen, falls sich dazu auch nur die geringste Gelegenheit böte.

Ich wage, einem Freundesrate folgend, eine sehr kühne Aufschrift des Buches und möchte nicht, daß der Leser enttäuscht wird, wenn ich im Anfange rein fachwissenschaftliche Auseinandersetzungen vornehme, wegräume und den neuen Weg aufzeige, bevor ich mich mit dem Kern hervorwage. Man vergesse nie, daß ich nicht nur von einer bestimmten Lebenseinheit, der Kunst, und von einem noch enger umgrenzten Sache, der Forschung über Bildende Kunst aus nach einer schweren Lebensarbeit zur Behandlung der Fragen nach der Seele Schritt für Schritt aufgestiegen bin. Ich will diesen rein wissenschaftlichen Weg auch im vorliegenden Buche nicht verschleiern, muß daher dem Leser zumuten, daß er sich zuerst fachwissenschaftlich einführen läßt.

I. Das volkskundliche Zeitalter

Die Wissenschaft nennt das Zeitalter, das der Mitte des vorigen Jahrhunderts etwa folgt, das historische; man dürfte unsere dann einsetzende eigene Zeit als den Beginn des volkskundlichen Zeitalters bezeichnen. Es kommt damit nur etwas wieder an die Oberfläche, das schon in der großen Blüte des deutschen Geistes, in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, in zahlreichen, von der Masse unserer Zeitgenossen leider unbeachtet bleibenden Werken über deutsche Volkskunde durchgebrochen war. Damals schon hat man in Norwegen auch begonnen, die mittelalterlichen Holzbauten zu pflegen und sie, soweit notwendig, in Freiluftmuseen zu bringen. Es wäre Zeit, daß wir das endlich auch in unserer Heimat — ich denke hauptsächlich an das Alpenland — täten. Solche Museen müßten eigentlich mit der Errichtung von Naturschutzgebieten Hand in Hand gehen. Dazu kommt ein anderes, das auch mit der Pflege der Volkskunde und Volkskunst zusammenhängt, die große Beachtung, die das Auslandsdeutschtum heute findet, Sitte und Brauch jener Deutschen, die einst nach dem Osten Europas und sehr vielen anderen Teilen des Erdballes deutsche Lebensordnung brachten und in diesen deutschen Sprach- und Brauchtumsinseln Dinge bewahrten, die in der geschlossenen deutschen Heimat längst fast ausgestorben sind. Über alles das sollen einleitend ein paar Worte gesagt werden.

Am I. kunsthistorischen Institute der Universität Wien setzte die Wendung zur Volkskunde ein, als die Einteilung der Bestände nach Kunde, Wesen, Entwicklung der Sachen und des Beschauers in die Wege geleitet, für jede dieser Forschungsrichtungen eigene Abteilungsräume vorgesehen wurden. Das geschah seit 1911, als die Lehrkanzel sich unabhängig vom Institute für österreichische Geschichtsforschung machte und gegenüber der Universität ein eigenes Stockwerk bezog. Damals schon wurden in der Entwicklungsabteilung drei Gruppen



nach Lage, Boden und Blut geschieden, entsprechend der 1903 in der Münchener Allgemeinen Zeitung (Nr. 55 vom 9. März) „Die Zukunft der Kunstwissenschaft“ erhobenen Forderung. Als ich 1913 den ersten Bericht über „Das kunsthistorische Institut der Wiener Universität“⁴ vorlegte, fand er sofort eine Erwiderung noch im gleichen Jahre und in der gleichen Zeitschrift: die Historiker merkten, daß da eine neue Forschungsrichtung einsetzte, die der vergleichenden Kunstforschung. Die erste Arbeit dieser Art brachte 1914 mein späterer erster Assistent, Heinrich Glück, als Dissertation „Der Breit- und Langhausbau in Syrien“, dann im gleichen Jahre A. Wachsberger „Die Wandmalereien von Chinesisch-Turkestan“ und John Shapley „Die Mosaiken von Ravenna“ zustande. Immer waren die Blicke auf einen weiteren Kreis als den üblichen des Mittelmeeres gerichtet und bei Heinrich Glück die Voraussetzungen des Bodens besonders unterstrichen. Man lese die ganze Folge von Dissertationen nach, wie sie in der „Josef-Strzygowski-Festschrift“ von 1933, S. 197 f., aufgezählt sind. Zwei Herren arbeiteten im Laufe der Jahre am Institut für vergleichende Kunstforschung mit, ohne Kunsthistoriker zu sein, Erwin Hanslik und Karl v. Spieß.

Das volkscundliche Zeitalter löst das geschichtliche ab, das heißt die Schicksale des Volkes werden uns geistig und seelisch wichtiger als aller Macht- und Besitzkram der Vergangenheit, wir begnügen uns nicht mehr damit, die eingebildete Krone des Daseins im Hof-, Kirchen- und Bildungsleben der Gesellschaft zu beweihräuchern, sondern suchen nach sachlich begründeten Maßstäben im Volksleben selbst und hoffen sie zu gewinnen dadurch, daß wir den verschütteten Stamm und die Wurzeln des nordischen Menschentums ausgraben. Dann stellt sich sehr bald heraus, daß zwar Hellas, Iran und unsere Gotik Blütezeiten nordischer Kunst waren, nicht aber, was in den Büchern der Geschichte voransteht, daß die genannten drei Kreise in einem Atemzuge mit dem Machtstammbaume, der vom alten Orient über Rom geht, genannt werden, geschweige denn ihm eingegliedert werden könnten. Zu dieser Loslösung verhilft uns die Volkskunde, vor allem der Holzbau, mehr als alle Geschichte und Vorgeschichte, weil sie voll aus-

⁴ „Die Geisteswissenschaften“, I, 1913, S. 12 f.

gebildet auf Wesensfragen führt und eine andere und viel ältere Überlieferung vertritt als diese beiden vom Erhaltenen ausgehenden hilfswissenschaftlichen Arbeitsrichtungen. Was sich von Mund zu Mund, von Familie zu Familie, von Stamm zu Stamm fortgepflanzt hat, das gilt dem Volksdeutschen heute mehr als alles Geschriebene und Gedruckte. Wie berechtigt dieser neue Weg ist, habe ich besonders eindringlich von der Bildenden Kunst aus erfahren, so daß ich einen Aufruf veröffentlichen konnte: „Volkskunst, nicht Machtkunst, Grundlage von Forschung und Museum der Bildenden Kunst“ (Germanien, IX, 1937, S. 99f.).

Die Geisteswissenschaften berücksichtigten bisher die mündlichen, dazu die handwerklichen Urquellen überhaupt nicht. Wie vor hundert Jahren die vorwiegend künstlerisch-ästhetische Betrachtung der Bildenden Kunst zurückgedrängt wurde durch die allmählich in den Vordergrund tretende Verlagerung des Wissens in das, was die schriftlichen Quellen aussagen, so greifen wir jetzt endlich die volkstümliche Überlieferung auf und haben den Eindruck, damit viel weiter zurückschließen zu können, als z. B. die Vorgeschichte vom Erhaltenen aus jemals gelangen kann, soweit die geistigen und seelischen Werte des Menschentums in Betracht kommen. Auf diese Art fangen wir an, allmählich einzusehen, wie verfehlt es ist, Humanismus mit Menschentum gleichzusetzen, und erst recht den historischen Humanismus. Er sieht viel zu kurz, wir müssen die Menschengeschichte, grundsätzlich wenigstens, an die Erdgeschichte anknüpfen, dürfen keine irgend willkürlich angenommene Grenze, sagen wir z. B. die sogenannte historische mit dem Auftauchen der Schrift, annehmen. Die volksdeutsche Bewegung, so sehr sie jetzt schon auf die Germanen statt auf die Römer eingestellt ist, wird ihren Gesichtskreis da mit der Zeit gehörig erweitern, den Norden bis in die Eiszeit zurück verfolgen müssen, nicht wie die Prähistoriker nur im Süden mit der Besiedlung durch Menschen in dieser frühen Zeit rechnen. Aber lassen wir solche allgemeine Bemerkungen. Nehmen wir ganz tatsächlich heraus, was schon einleitungsweise betont wurde, die Volkskunst und das Auslandsdeutschtum.

Es besteht die Gefahr, daß die Volkskunde wieder jener äußerlichen Handhabung verfällt, wie sie die Geschichtsforschung seit dem Sturm

gegen die einseitig politische Auffassung in der Pflege der Kenntnis der „materiellen Kultur“ ausgerichtet hat, so daß ein für sein Fach begeisterter Archäolog am Schluß eines Vortrages über Ägypten ausrufen konnte, nächstens würden wir den Ägypter von der Schuhsohle bis zum Haarkamm in allen Einzelheiten vorführen können. Wenn das der Bemühungen der Wissenschaft wert ist! Viel mehr kommt es darauf an, die Seele des Ägypters zu kennen, und das ist möglich von der Volkskunde des Niltales aus, das heißt vom Lebenden zurückschließend auf das Vergangene und die Urzeit. Das ist eben der Vorteil volkscundlicher Beobachtungen und Vergleiche, daß sie erlauben, die Geschichte und Vorgeschichte nach der seelischen Seite zeitlos zu ergänzen. Das sollte als die Hauptsache nie vergessen werden.

Dazu gehört aber ein planmäßiges Verfahren, das ich in einem der Volkskunde sehr nahestehenden Sache, der vergleichenden Kunstforschung, ausgebildet zu haben glaube. Beobachtung und je nach Wesen und Entwicklung wechselnder Vergleich ermöglichen dabei eine von der Geschichte unabhängige, rein sachliche Einstellung auf die volkstümlichen Werte und Kräfte. Ich halte vier Forschungsrichtungen auseinander: Kunde, Wesen und Entwicklung der Sachen, wohl zu trennen von der gleichen Einteilung der Beschauerforschung, die ich nachfolgend nur der Kürze halber in einen Abschnitt „Beschauer“ zusammenziehe.

K u n d e. Während man bis jetzt nur mit dem rechnete, was durch Quellen historisch=philologisch belegt werden kann, also die Schrift über die dementsprechende Geschichtswürdigkeit entscheiden ließ, bahnt sich jetzt das Verständnis dafür an — ich sehe es von seiten der Forschung über Bildende Kunst —, daß diese Art des Vorgehens trotz aller Ausgrabungen ungeheure Lücken hinterläßt und der Versuch, trotzdem eine Verknüpfung der philologisch=historisch nachgewiesenen Bestandtatsachen herzustellen, von vornherein ein Kartenhaus sein muß, weil es mit der Möglichkeit solcher Lücken überhaupt nicht rechnet. Was kann z. B. eine Kunstgeschichte sein, die weder vom ursprünglichen Europa noch dem eigentlichen Asien ausgeht, Hellas nach wie vor in der Umklammerung des alten Orients und Roms beläßt und nicht sehen will, daß da nordischer Geist in seinem höchsten

Adel am Mittelmeer zutage tritt. Was ist eine Kunstgeschichte, die Iran nicht von Persien trennt, das heißt Volkstum nicht von Gewaltmacht unterscheidet und ohne Unterbau darauflos in die Luft schreibt, hemmungslos! Da kommen die richtigen gelehrten Hirngespinnste zustande, die die Menschheit in ihrer Entwicklung aufhalten und sie geistig unter das Joch von Gewaltmächten zwingen, die heute so und morgen anders heißen. Das beharrend Bleibende, die Erde, die Zeit und der einfache, schlichte Mensch selbst, werden zu Nebendingen, vom All ganz zu schweigen. Auf die Zeit, in der das noch nicht der Fall war, führt mehr als alle Geschichte und Vorgeschichte die Volkskunde hin, weil sie unbeeinflusst vom wechselnden Zeitgeiste das aufrecht hält, was von Geschlecht zu Geschlecht, von Mund zu Mund, von Handwerk zu Handwerk lebendig blieb. Drei Geschlechter füllen ein Jahrhundert, nur dreißig ein Jahrtausend! Ich möchte einige Beispiele geben, wie unsere Kunde von der zur Volkskunde gehörenden Volkskunst aus in einzelnen Fällen erweitert werden könnte.

Da ist einmal der griechische Tempel, der ein nordisches Blockhaus mit Pfettendach zur Voraussetzung hat, wie es einst, als noch Holz im Überfluß, im Norden in Gebrauch war und noch in einzelnen finnischen Bauernhäusern (Sirelius) nachgewiesen werden kann. Da ist dann das Blockhaus mit Übereddach, woraus, wie ich im Armenienwerke nachwies, die iranische Kuppel in Lehmziegeln mit Trichterischen entstand, wobei Grundlage das Mauerquadrat sein muß. Und da ist endlich das gotische Münster, dessen Aufbau sich erklärt aus den das Dach tragenden Masten des norwegischen Holzkirchenbaues, die, in Stein übertragen, ausgiebig untereinander (Trisorien) und nach außen (Strebpfeiler) gegen alles Ausweichen gesichert werden mußten.

Während bisher alles in unsere Museen geschleppt wurde, was von den Schicksalen der Gewaltmacht von Gottes Gnaden erzählt, solche Museen allein als der hohen Kunst oder Kultur gewidmet galten, beginnt man jetzt allmählich einzusehen, daß die eigentliche deutsche, germanische und indogermanische Seele und Geistigkeit, die unsere Stütze sein muß, vielmehr an jenen Stätten zu suchen ist, die unser eigentliches Ahnenerbe, die lebendigen Reste im Volke selbst, zusammensuchen. Die skandinavischen Staaten sind darin mit Stansen, Bygdö,

Lynghy und Felisön u. a. O. vorangegangen und es geschah erst nach jahrelangen Vorarbeiten in Finnland, daß ich auf heimischem Boden in den Ostalpen ein Freilichtmuseum an einer Stelle zu begründen suchte, wie sie einzig in Österreich im Gebirge und zugleich dem Zustrom von Menschen des ganzen Erdkreises zugänglich gegeben ist, nämlich im Wildbade Gastein im Salzburgischen.

Seit die Tauernbahn von Schwarzach=St. Veit das Gasteiner Tal sich emporwindet, um dann fast eben bis zum langen Tunnel nach Mallnitz weiterzugehen, kommt die Stufe zwischen Ober- und Unterlauf mit dem großen Wasserfall des Wildbades erst recht ausdrucksvoll zur Geltung. Ich habe dort Jahre hindurch Heilung suchend mehrere Wochen zugebracht, in Gedanken mit Arbeiten beschäftigt, die schließlich in den „Spuren indogermanischen Glaubens“ zum Durchbruche kamen. Damals bemühte ich mich auch in Badgastein selbst durch Besuche beim Bürgermeister, der Kurkommission, dem Pfarrer und den zunächst beteiligten Besitzern Verständnis zu wecken für die Anlage eines Freiluftmuseums auf der dem Bahnhofe gerade gegenüberliegenden „Pyrekhöhe“, die sich glänzend für die Benützung des Fremdenstromes zur Einstellung auf die einheimischen Volksbräuche und Sitten eignet. Es ist jener Hügelwall, mit dem das Ober- tal gegen den Abfall ins Untertal abschließt und prachtvolle Blicke nach beiden Seiten des von hohen Bergen eingeschlossenen Hochtal- kessels sich eröffnen. Alte prachtvolle Bäume krönen dieses Hügel- gelände und laden geradezu ein, inmitten der beiderseits aufsteigenden Hochgebirgswände Hütten aufzurichten, wie sie in den Tälern bis hinauf zum Rande der Gletscher von aller Art zu finden sind. Bauern- häuser und Sennhütten, Heustadel und Futterstätten des Wildes, dieses selbst neben den Menschen, die es hegen, wie die Wälder und Schroffen, in denen es lebt: das alles müßte in diesem salzburgischen Freiluftmuseum vereinigt zu sehen sein, das im Zusammenhange mit einem wissenschaftlichen Heimatmuseum in Salzburg selbst einzu- richten wäre. Nicht etwa nur wie in unseren Museen in Zeugen aus der Vergangenheit vereinigt, sondern in lebenden Volksgruppen, die Einheimischen wie Fremden, die zu tausenden aus aller Welt nach Gastein wallfahrten, die heute noch im Volke üblichen Alltags- wie Festbräuche vorzuführen hätten.

Das wäre ein Beispiel für die Förderung der Volkskunst im Inlande. Jeder Gau sollte sich einen solchen Mittelpunkt für Festzeiten schaffen, die Einheimische und Fremde in lebhaftem Austausch zusammenführten. Kärnten z. B. sollte damit anfangen, die letzten Holzkirchen aus den Gebirgen in sein Freiluftmuseum zu holen. Ich möchte das Augenmerk auch hier auf die Dreifaltigkeit am Gray mit einer Holztonne aus Balken auf einem Gurtbogen und St. Veit am Gößeberg mit einer anderen Holztonne aus Brettern richten.⁵ Wir müssen endlich anfangen, in der Heimat zu retten, was noch zu retten ist. Dazu aber kommt die Verbrüderung mit unseren Stammesgenossen im Auslande, die mit uns wenn auch keine Staatsgemeinschaft, so doch eine einzige deutsche Volksgemeinschaft bilden.

Die Tschechoslowakei hatte schon vor 1931 Holzkirchen aus der Karpatho-Ukraine nach Prag und eine (Kuschuchovce) nach Kaschau gebracht. Im zukünftigen Wien wäre Platz für ein solches mit dem Volkskundemuseum zu vereinigendes Freiluftmuseum auf der Donauinsel zu schaffen, die ich gegenüber dem Landungsplatze der großen, zum Nationaldenkmal führenden Feststraße am linken Donauufer mit einem großen Park um ein neues Wahrzeichen der zukünftigen Handelsstadt von Wien entstehen sehe. Dort gehören, im Freien aufgestellt, Holzbauten aus dem Südosten Europas hin⁶.

Meine eigene Erfahrung der Volkskunst des Abendlandes gegenüber stammt einmal aus der Erkenntnis, daß die sogenannte Gotik, die Blüte der christlichen Kunst im Norden Europas, hervorgegangen sei aus der Übertragung der Holzbauüberlieferung, die die Normannen aus dem nordischen Seegebiet an die Nordwestküste Frankreichs brachten, wo sie auf den Steinbau, den die Mönche vom Osten dem Westen übermittelt hatten, übertragen worden ist. Vgl. „Die Voraussetzungen der Gotik in Volkskunst und Vorgeschichte“, Mannus,

⁵ Vgl. „Der Pflug“, 1926, „Hilft die verlorene Holzbaukunst Österreichs finden“ und „Leistung und Zeitfragen“, Bericht des ostmärkischen Zimmerhandwerkes an den großdeutschen Reichsverbandstag des Zimmerhandwerkes, 1939, S. 9 f., „Das Zimmerhandwerk als Voraussetzung der großen Kunststile Europas“.

⁶ „Nachrichtenblatt des Vereines für Gesch. der Stadt Wien“, I, 1939, S. 40.

XXIV, 1932. Mir wurde erst nachträglich bewußt, daß ich Ähnliches schon im Morgenlande beobachtet hatte. (In meinem Werke „Die Baukunst der Armenier und Europa“, 1918.)

Den ersten Anstoß nämlich, mich eingehender mit der Volkskunst zu beschäftigen, brachte die Beobachtung auf armenischem Gebiete, die ich dann im ersten Bande der „Werke der Volkskunst“ 1913 veröffentlichte: „Ein Werk der Volkskunst im Lichte der Kunstforschung.“ Das Armenienwerk selbst, 1918, legte einen Hauptnachdruck auf die Tatsache der Übertragung verschiedener nordischer Holzbauweisen auf den Marmorbau der Hellenen und den Lehmziegelbau der Iranier. Der Giebel auf Säulen auf griechischer Seite, die Kuppel auf iranischer Seite seien die Folge davon gewesen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß diese Beispiele volkskundlicher Beobachtungen von der Holzkunst, nicht zuletzt vom Osebergfunde und den skandinavischen Mastenkirchen ausgehend, geschichtliche Bestandtatsachen sind, aber durch den Vergleich mit den heute noch üblichen Werkarten der Bauern ihren zeitlosen Wesenshintergrund bekommen. In dieser Richtung bewegt sich ausschließlich das Werk „Die Holzkirchen in der Umgebung von Biellit-Biala“, das ich im Verein mit A. Karasak und W. Kuhn 1927 herausgab.

Während wir schon im alten Österreich veräurmt, allerorten die notwendigen Volkskunde- und -Kunstmuseen im Freien zu errichten, gingen die Urbestände in den Sprachinseln des Südostraumes zusehends zugrunde; ich selbst kaufte einmal in Brünn, wo der Maler Uprka einen offenen Laden hielt, tschechoslowakische Stickerien um einen Spottpreis, andere in Agram und Dalmatien, von den Volkstumshäusern der Siebenbürger Sachsen gar nicht zu reden.

Neuerdings sind von Kunsthistorikern mehrere Arbeiten erschienen, die in die Volkskunst einführen, so von S. Karlinger „Deutsche Volkskunst“ und A. van Scheltema „Die deutsche Volkskunst“ usw. Ich verweise nur noch auf die Zusammenstellung „Germanische Götter und Helden der christlichen Zeit“ von E. Jung. Gerade solchen aufschlußreichen Zusammenstellungen gegenüber stelle ich mich etwas anders ein, indem ich den schon von den Volkskundlern selbst beobachteten Bestandtatsachen und den vergleichenden Zusammenstellungen eine planmäßige Wesens- und Entwicklungsforschung anschließe, die

auf die Ausfüllung der Lücken unseres geschichtlichen Wissens hinsteuert und vornehmlich darauf aus ist, aus der Volkskunde und Volkskunst durch Rückschluß auf den Ursprung unserer großen Stile zu kommen, eine Forschungsrichtung, die zum Schaden der Gegenwart und Zukunft bisher von der Kunstgeschichte völlig vernachlässigt wurde. Auf die Gefahr, die Volkskunde von der Geschichte ins Schlepptau genommen zu sehen, komme ich unten noch zurück⁷.

Wesen. Wir hatten bis vor wenigen Jahren nur jenes Kunstwesen beachtet, das, für die oberen Zehntausend bestimmt, nach dem Grundsatz arbeitete: „*Odi profanum vulgus et arceo*“. Das war um so auffallender, als in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Zeitalter vorausgegangen war, in dem die volkstümliche Kunst sich überaus eindringlich durchgesetzt hatte — man denke nur an die Alt-Wiener Kunst — und zugleich die Wissenschaft eine ganze große Bibliothek über Volkskunde veröffentlichte. Die Schuld lag daran, daß bald darauf in Kunst und Wissenschaft sich der historische Geist regte, der der Gewaltmacht von Gottes Gnaden wieder zu einem Vorrang verhalf, und den wir gut als den historischen Humanismus bezeichnen. Die Indogermanenfrage fristete in den Händen der vergleichenden Sprachforscher ein kümmerliches Dasein und die Beschäftigung der Germanisten mit der Volkskunde wurde als gänzlich überflüssig wieder völlig beiseite gestellt.

Und doch hängt eine echte Blüte der Kunst ab von dem Unterbau, den sie im Volke findet, ob Lage, Boden und Blut in ihr mitsprechen oder lediglich ein künstlicher Auftrieb der Gesellschaft, die sich um Hof, Kirche und Akademie gruppiert, die Veranlassung ist; ob die Kunst einem Bedürfnisse der breiten Massen des Volkes entspricht oder zum guten Ton jener Veranstaltungen gehört, die dem Volke von oben her vorgemacht werden. Wie anders sieht doch die Kunst aus, die unmittelbar aus der Volksüberlieferung hervorgeht und von Kräften, die dem Volke angehören, für das Volk geschaffen wird. Wir kommen erst darauf, seit das Augenmerk der Volkskundler auch auf

⁷ Vgl. „Die Rolle der Volkskunde in der Forschung über Bildende Kunst“, „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“, XXXI, 1925, S. 101 f.

anderes als nur die verspäteten Stilmöbel der Bauern gerichtet ist. Gibt in ihnen die Form den Ausschlag, so sind es in der Volkskunst in erster Reihe Bedeutungsvorstellungen, die den Heimatgenossen einst von den Lippen genommen waren. Ich nehme als Beispiel das kleine Paradeisgärtlein im Städelschen Institut zu Frankfurt a. M., einen Edelstein an Farbengefunkteln und Stillebenvorliebe: jetzt stellt sich heraus, daß dieses kleine Meisterwerk den Schicksalsbain des ersten Menschen (später Christi) darstellt, mit den Parzen links an Brunnen und Baum und rechts den drei versunken lauschenden Männern mit dem Todesengel neben dem von der kirchlichen Gesinnung eingeschalteten Baum der beiden Testamente und dem Teufel. Die stille Anmut bürgerlicher Trautheit ordnet das Ganze zu einem geschlossenen Garten in einer Farbenpracht, die man am Urbilde selbst genießen muß, um sie in ihrer inneren Glut ganz erfassen zu können⁸.

Dieses volkstümliche, in uralten Voraussetzungen haftende Wesen ist es, das uns allmählich zum Schlüssel der hier das Wort führenden indogermanischen Volkskunst wird, die über das Germanische, das Christentum und erst recht die Kirche hinweg im Deutschen wieder aufbricht. Die vergleichende Kunstforschung, von der gleich zu reden sein wird, zeigt uns den Todesengel des Frankfurter Bildes in der Haltung des Walter von der Vogelweide, der in seiner Fassung erst recht als eine Blüte der volkstümlichen Unterschicht zu nehmen ist, die den Historikern völlig entging. Über die Völkerwanderung und das Christliche hinaus muß jetzt endlich das herausgeschält werden, was durch Hof, Kirche und Humanismus völlig verscharrt worden ist. Die Beachtung der Waltergestalt z. B. führt auf jene indogermanische Volkskunde, die in bestimmten Bedeutungsvorstellungen gipfelt, und mag als ein von der vergleichenden Kunstforschung für die Landschaft vorgebrachtes Beispiel gelten, von dem noch zu reden sein wird.

In zweiter Reihe stehen die Folgerungen, die sich aus der vergleichenden Bauforschung ergeben. Im Wege des Holzbaues verstehen wir nicht nur die hervorragendste Schöpfung der christlichen Kunst im Norden, die Gotik, als ein Werk indogermanischen Glaubens,

⁸ Näheres in meinem Buche „Dürer und der nordische Schicksalsbain“, 1937. Dazu „Das indogermanische Ahnenerbe des deutschen Volkes“.

sondern erkennen in einem auch die Blutsverwandtschaft mit Hellas und Iran. Gleich hochwertige Kunstleistungen, dem seelischen Gehalte nach durchaus unabhängig von der Gewaltmacht des Altertums, liegen in der griechischen und iranischen Tempelkunst vor, die beide ebenso wie das gotische Münster vom nordischen Holzbau ausgehen: der griechische Giebelbau vom Holzhaus mit Pfetten-, der iranische Kuppelbau vom Blockhaus mit Übereckdach. Das alles ist in meinem Armenienwerke eingehend durchbesprochen. (Vgl. jetzt auch „Das indogermanische Ahnenerbe“ und „Deutsche Volkskunde“, 1940, S. 56f.)

Eine dritte Gruppe zum Nachweise der in den echten Stilen nachwirkenden Volkskunst liegt offensichtlich im Gebiete der Tierkunst vor. Sie ist das weitaus bevorzugte Gebiet der Nordkunst und kommt in der Volkskunde im allgemeinen nicht so rein zur Geltung wie in der Volkskunst im besonderen, vor allem im Handwerk. Ich nehme als Beispiel das Kokolo. Nicht die chinesische Kunst hat diese Ausstattungsart, wie man gern annimmt, nach Westeuropa gebracht, sondern das mitteleuropäische Handwerk, insbesondere das der Tischler, hat diese nordische Freude an der schön geschwungenen Linie Jahrhunderte vor der höfischen Mode in Frankreich hervorgebracht. (Vgl. „Die Bildende Kunst in Österreich“, V, Schluß.) Daß dieses aus dem gotischen Flammwerk hervorgehende Koll- und Knorpelwerk an sich wieder eingeborene Volkskunst des Nordens war, ließ sich vom La Tène und der Völkerwanderung an bis in den fernsten Osten zu allen Zeiten belegen.

Die Verfolgung der Volkskunst treibt uns auch außer Landes zu jenen Deutschen, die vor Jahrzehnten oder Jahrhunderten die Heimat verließen, einem ungewissen Schicksal entgegen, das ihnen zunächst Brot bringen sollte. Sie haben Sitte und Brauch der Heimat treu bewahrt und ihre vollstümlichen Erzeugnisse sind eine reiche Fundgrube für die Kunstfreude, die in der Heimat durch die Folge der großen Stile zugedeckt worden ist und jetzt dort kaum noch festgestellt werden kann. Bei den Auslandsdeutschen berührt sich fernste Vergangenheit unmittelbar mit dem Leben der Gegenwart, das Uralte tritt uns lebhaftig noch in Gesinnung und Lebensform erhalten entgegen und wirkt viel lebenswärmer und unmittelbarer als alles in toter Schrift oder Kunstdenkmälern vor uns Stehende, das in den

Büchern der Geschichte verzeichnet steht und nicht genug angepriesen wird. Aus dem volkstümlich in den Familien über Geschlechter hinweg erhaltenen Auslandsdeutschtum sprechen die Ahnen unmittelbar zu uns. Der Auslandsdeutsche, wie man ihn heute gern nennt, der also außerhalb der Heimat als Angehöriger eines fremden Volkskörpers lebt — nicht zu verwechseln mit dem Reichsdeutschen im Auslande —, hat, wenn er seiner Muttersprache und den Sitten und Bräuchen der alten Heimat treu blieb, ein ganz anderes, viel stärkeres Gefühl für das angestammte Volkstum als der im geschlossenen Reiche Lebende, dessen Deutschtum gar nie in Gefahr des Unterganges war. Jetzt freilich, wo das ganze deutsche Volk sich wie ein Mann erhebt, um die Schmach der Friedensbörnsianer nach dem Weltkriege abzuschütteln, jetzt weiß jeder, was das heißt, sein Deutschtum bewahren und betätigen: Er reißt endlich wieder die bisher vergessenen im Auslande Lebenden zurück in seine Arme.

Die Deutschen im Auslande scheinen dadurch, daß sie fremde Länder kennen und Vergleichspunkte für das eigene Volkstum und die Heimat gewinnen, einen weiteren Gesichtskreis errungen zu haben als die Inlandsdeutschen, die immer nur unter sich und im Rahmen des Reiches lebten. Schon wir alten „Österreicher“, besser Ostalpendeutschen, werden dem Reiche da manche Kenntnisse zutragen, die in den alten Stammgebieten kaum noch aufzufinden sind.

Die seltsamste Erfahrung bezüglich des Auslandsdeutschtums machte ich eines Tages in Springfield (Ohio). Kam ich da bei einer Vortragsreise durch die Staaten und Kanada von Cleveland nach der kleinen, sauberen Stadt und wurde bei lieben, freundlichen Menschen untergebracht, die dem American Institute of Archaeology angehörten, für das ich abends als Nortonlecturer einen Vortrag halten sollte. Man zeigte mir tagsüber die Stadt und lud mich für den Abend in einem Hotel zu dem üblichen Dinner, das dem Vortrage gewöhnlich vorangeht. Ich betrat den Saal, in dem die Tafel hufeisenförmig aufgestellt war, und wurde obenan zwischen zwei alte Damen gesetzt, die mir sofort versicherten, daß sie gute Deutsche wären — obwohl sie kein Wort mehr deutsch sprächen. Die Familien seien vor etwa hundert Jahren eingewandert, das Englische habe die alte Muttersprache allmählich gänzlich verdrängt. Eine Überraschung am Schlusse

des Festessens sollte bestätigen, daß das alles auf Wahrheit beruhte: es öffneten sich plötzlich die Flügeltüren und ein riesiger Neger, dessen weiße Kleidung mit der hohen Mütze des Kochs ihn nur noch auffälliger machte, betrat den Saal mit einer riesigen Torte, auf der sechzig Lichter brannten. Ich hatte im Drängen der Reise und des Tages ganz vergessen, daß wir den 7. März 1922 hatten. Jergendein Nachschlagewerk, das von den Mitgliedern der Gesellschaft über mich zu Rate gezogen worden war, hatte ihnen meinen Geburtstag verraten. Die Lichtertorte zum Geburtstage haben sie wohl aus der alten Heimat mitgebracht.

Ich las gelegentlich das Buch von S. von Vegesack „Baltische Tragödie“ und wurde im ersten Teile lebhaft erinnert an meine eigene einstige deutsche Sprachinsel im gewesenen Polen, Bielitz-Biala. Wie an der Ostsee die deutschen Barone versäumten, rechtzeitig für die Besiedlung des Landes durch die eigenen Kinder und Landsleute zu sorgen, so auch die Gewerbetreibenden und späteren Großindustriellen meiner schlesischen Heimat. Wir lebten völlig gedankenlos dahin, keinem Menschen fiel es je ein, uns darüber aufzuklären, daß wir für die deutsche Zukunft der Scholle, auf der wir eingewanderten saßen, rechtzeitig vorsorgen sollten. Wir wurden auf die Volks- und Mittelschulen geschickt, kamen wohl auch auf Hochschulen und vergaßen ganz, was der Heimat nottat: daß wir unabhängig vom Elternhause bescheiden auf eigener Scholle siedeln lernten, also an den gesunden Volkoboden dachten, statt alle zusammen über unseren Stand hinaus zu wollen. Die Eltern selbst glaubten damit das beste für ihre Kinder zu tun, dachten nicht an die Erhaltung der eigenen Scholle, daran, daß ihr Volkstum tiefere Wurzeln schlagen mußte, wenn ihre eigene Stellung und die der Sippe dauernd gesichert sein sollte: Eigennutz, verblendeter Eigennutz, der nur an sich dachte und den völkischen Gemeinnutz kaum gelten ließ. Die Folge davon ist, daß wir die Heimat verlieren oder sie bis vor kurzem auf das allerhärteste verteidigen mußten. Daran war, glaubten wir, nichts mehr zu ändern⁹, außer das deutsche Volk gewänne wieder so viel Kraft und völkisches Ansehen, daß keine Macht darüber hinweg die Auslandsdeutschen zu

⁹ Meine Heimat ist inzwischen am 3. September 1939 befreit worden.

quälen wagt, ja gar zu vernichten vermag. Ich denke dabei nicht an die im Auslande lebenden Reichsdeutschen.

Man denke darüber nach, wie die heute Lebenden von den begangenen Fehlern behütet und dazu gebracht werden könnten, sich zu behaupten. Der Wert der Siedlung, der Bearbeitung des Bodens an sich, müßte in den zu behauptenden Sprachinseln allen anderen Lebenswegen vorangestellt werden. Es sollte in Fleisch und Blut übergehen, daß diejenigen Kinder, die nicht den Boden selbst von den Eltern erben, in allererster Reihe darauf aus sein müßten, neuen Boden zu erwerben — nicht nur zu pachten — und mit eigenen Händen zu bearbeiten, soweit ihnen Erde erreichbar ist.

Es geht nicht an, daß wir Städter auf die Lebensweise der Bauern herabblicken, im Gegenteil sollte es üblich werden, daß immer wieder einzelne Familienmitglieder in das Bauerntum zurückgleiten müßten, um das Blut aufzufrischen und den Sinn für einfaches, bodenwüchsiges Leben wach zu erhalten. Die Städter sind Treibhauspflanzen, nicht nur weil sie aus dem Volke in die „Gesellschaft“ aufgestiegen sind, sondern vor allem, weil sie den Zusammenhang mit dem Boden, der Ackerscholle, dem Walde und der Wiese, bei uns im besonderen mit den Bergen, verloren haben. Wenn es heute zum guten Ton gehört, die Ahnen zurück bis auf den Bauern und seinen Hof zu verfolgen, so ist das der erste Schritt zu dieser Besinnung. Das alte Wesen darf nicht verlorengehen, es muß neues, ursprüngliches Leben zeugen.

Das Wesen der Volkskunst liegt darin, daß sie sehr bescheiden, selbst im Bauen, ihre eigenen Wege sucht, aber inmitten des Gewohnten doch aus Rohstoff und Werk, Zweck und Weltanschauung künstlerische Leitwerte auftauchen, die neue Wege weisen. Ich erinnere an das Entstehen des sogenannten Wimperges, einer der auffallendsten Leitgestalten an unseren „gotischen“ Münstern, die ich von den Schutzvorrichtungen über Toren von Bauernstallungen für den Fall eines Brandes herleite: das flüchtende Vieh sollte gegen das die Dachschräge herabschießende brennende Stroh geschützt werden. („Der Norden in der Bildenden Kunst Westeuropas“, 2. A., S. 10f.) Ganz allgemein kann gelten, daß die Wölbung, die von Steingläubigen heute noch ganz allgemein als erst in Stein aufgekommen angesehen wird, in

Wirklichkeit schon im Holzbaue ausgebildet worden ist¹⁰. Blockbauten erhielten einst durch das Pfettendach und die Tonnendecke allein auf diese Art ihren werkgerechten und zweckmäßigen Abschluß, wie die Belege in Finnland zeigen, gleiches gilt für das Übereddach in Ost-europa. Beim Sparrendach, das wohl auf die Binder im Fachwerkbaue zurückzuführen ist, wurde die Tonne durch Bretterverschalung eingehängt. Noch die Forderung der protestantischen Predigtkirche an Stelle der alten katholischen Messkirche enthüllt deutlich, wie einst das Kreuzgewölbe, das Klostergewölbe und die Kuppel in Holz entstanden sein mögen: es waren Bauern, die noch im 17. Jahrhundert in Nordschweden und Finnland Kreuzkirchen schufen und diese Bauformen so selbstverständlich durch die im Holzbau entdeckte, einspritzende Eke lösten — wie früher im Längsbau durch den hohlen Blockpfeiler —, daß man über die Selbstverständlichkeit dieser Lösungen nur staunen kann¹¹. Eine solche protestantische Kreuzkirche in Holz hat sich auch nach Kesmark in der Slowakei verirrt. Wie das zugeht, habe ich in „Die Pause“, IV, 1939, Heft 3, S. 58 f., dargelegt.

Entwicklung. Die Volkskunde hatte sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer wissenschaftlichen Kraft durchgerungen, die ein Aufbrechen der Nordforschung in ähnlichem Sinne versprach wie die Aufstellung der Indogermanenfrage. Nach beiden Richtungen schuf der unselige Umschwung auf die historisch-philologische Kleinarbeit Wandel. Diese „Methode“ ließ nichts gelten, als was schwarz auf weiß durch Schriftzeichen verbürgt war. Die mündliche Überlieferung, die im Volke haftet, wurde damit vollständig aus der wissenschaftlichen Beachtung gestrichen; damit zugleich auch die Volkskunst. Es ist lächerlich, aber wahr, man ging bei den Bauern dem Nachleben der großen Stile nach, veröffentlichte Barockschränke und gotische Schreine, hatte aber kein Auge noch Ohr für die Über-

¹⁰ Vgl. „Der Pflug“, 1926, und „Deutsches Zimmerhandwerk, Leistungen und Zeitfragen“, Bericht des ostmärktischen Zimmerhandwerkes an den großdeutschen Reichsverbandstag, Wien, 1939, S. 9f.

¹¹ Vgl. darüber meine Werke „Altflawische Kunst“ und „Spuren indogermanischen Glaubens“. Zuletzt „Deutsche Volkskunde“, I, 1939, S. 38 f.

lieferung im Handwerk selbst und die eigentliche Volkskunst. Daß die großen Stile, die die Einbildung der Gelehrten vollständig beherrschten, nur aus den Voraussetzungen der Volkskunst zu erklären seien, weist man womöglich heute noch, verbohrt in die Unnahbarkeit der Kunst der oberen Zehntausend, als eine ungehörige Annahme zurück. Das alles, trotzdem man heute schon vom Holzbau aus den Weg zu den drei allein selbständigen nordischen Stilen von Hellas, Iran und der Gotik bahnen kann.

Es ist zweierlei, ob ich die Volkskunst in breiter Schicht im Auge habe oder nur die Beispiele, die in der Kunstgeschichte herangezogen werden können. Die Frage der vergleichenden Kunstforschung geht lediglich in letzterer Richtung, soweit die „historische“ Zeit in Betracht kommt; aber je weiter zurück in der Zeit, desto breiter wird der Boden bis zu dem Punkt, wo Volkskunst und Großkunst eins sind. Dieser Zeitpunkt ist gegeben mit dem Entstehen der Gewaltmacht von Gottes Gnaden. Seither wird die Kunst künstlich aufgeblasen, und die Volkskunst als bescheidener Keimboden gerät immer mehr in Vergeffenheit, bis dann über alles Agyptische und Mesopotamische hinaus Hellas und Iran siegreich emporsteigen, ähnlich wie später gegen Rom und das Romanische unsere Gotik, die die Volkskunst wieder zu Ehren bringt.

Es kommt den Erzeugnissen der Volkskunst gegenüber für den Forscher immer darauf an, sie so weit als möglich zurückzuverfolgen und auf ihren Ursprung in breiter Volksschicht zu bestimmen. Eine Volkskunde, die nicht planmäßig auf die Feststellung von Lage, Boden und Blut, deren Werte und Kräfte ausgeht, bleibt wieder an der geschichtlichen Oberfläche. Das ist die Gefahr des Sammelns und Veröffentlichens. Wird darüber hinaus kein planmäßiger Oberbau nach Werten und Kräften errichtet, so zerfließt alles wie in der Geschichtschreibung in die Breite.

Letzten Endes bahnt die Volkskunde mehr als sonst ein Forschungsgebiet den Zusammenschluß von Erd- und Menschengeschichte an, auf die es in Entwicklungsfragen, soweit die Vergangenheit den Ausschlag gibt, ankommt. Wir können die „historische“ Grenze nicht nur einfach bis in die Eiszeit hinauschieben, sondern müssen endlich entschlossen auf die Anfänge selbst zurückgehen: das Heraushwachsen des

Menschen aus der Erde und der Natur ist gerade das Zeitlose an ihm, dessen Aufklärung uns allmählich wichtiger wird als aller Macht- und Besitztum, den die Geschichte bisher mit Vorliebe in den Vordergrund stellte.

Ich brauchte aus meiner Lebensarbeit, in die ich als rechtgläubiger Humanist eingetreten war, nur die entscheidenden Gelenke herauszuheben, die mich anfangs widerwillig, dann immer erstaunter dazu drängten, Asien zuerst und dann dem Norden Europas nachzugehen. Mit der koptischen Kunst in Ägypten fing es an: die sollte ägyptische Volkskunst sein? Sie hatte weder mit dem Altägyptischen noch dem Griechisch-Römischen das geringste zu tun. Woher kam sie also? So hielt ich meinen Einzug in die iranischen Fragen, nicht in die persische Hofkunst, sondern die weit ältere volkstümliche Kunst Ostirans. Darauf war ich schon von Konstantinopel aus gestoßen worden, als mir die in den prokonnesischen Steinbrüchen hergestellten sogenannten Kämpfer- und Korblapitelle mit ihrem durchbrochenen Gitter- und Rankenschmuck aufgefallen waren. Die Sache bekam ihren Eckstein durch die Erwerbung der Schattaschaufseite für Berlin und die darüber zur Eröffnung des Kaiser-Friedrich-Museums geschriebene Arbeit¹². Ich sah nun deutlich hinter der persischen Hofkunst eine ausgesprochen iranische Volkskunst auftauchen, die, wie die griechische in Europa, so in Asien überallhin ihre Wirkung ausübte.

Als Gegenstück führe ich die sogenannte romanische Kunst des Abendlandes an. Es stellte sich immer mehr heraus, daß sie die Europa im Kerne fremde, durch Mönche nach dem Westen gebrachte Kunst Vorderasiens ist, aber mit volkstümlichen Einschlägen des Holzbaues ihres Gastlandes, dem sich auch in der Ausstattung kennzeichnendes „Heidnischwerk“ der neuen Heimat dieser Mönchskunst zugesellte¹³. Bernhard von Clairvaux macht sich zum Sprecher der Kirche gegen diesen volkstümlichen „Unfug“.

Besonders deutlich greifbar ist, wie gesagt, das Durchbrechen des volkstümlichen Handwerkes mit dem Aufkommen des Rokoko in

¹² Jahrbuch der preuß. Kunstsamml., XXV, 1903.

¹³ „Morgenrot und Heidnischwerk“, S. 53 f.; „Die Bildende Kunst in Österreich“, Bd. II, S. 200 f.

Frankreich, wohin es aus Deutschland gebracht worden war; die Chinoiserie stieß nur zufällig zeitlich damit zusammen. In Wirklichkeit sind es die seit der gotischen Zeit (Stammwerk) tätigen Möbeltischler, die trotz aller Großstile ihren volkstümlichen Weg der Ausstattung gehen vom Kollwerk des 16. zum Anorpelwerk des 17. Jahrhunderts. In Frankreich nahm man die Anregung in dem Augenblicke auf, als die nach dem Tode Ludwigs XIV. des Zwangs ledige Gesellschaft nach dem leichten Spiel suchte. Was Persien Iran gegenüber, wurde so der französische Hof zweimal im christlichen Abendlande: der Ausbeuter einer überlieferten Volkskunst in Holz, der germanischen, beziehungsweise indogermanischen in der Gotik, der deutschen im Rokoko.

Auf Grund der Volkskunst kann ich Entwicklung schreiben, auf Grund der höfisch-kirchlichen Machtkunst nur Geschichte, die in der Luft hängt aus dem einfachen Grunde, weil sie bei irgendeiner „historischen“ Grenze beginnt, nicht von den Anfängen ausgeht. Daß jede Großkunst auf der Volkskunst fußen muß, wird heute noch nicht verstanden, trotzdem wir unzählige Versuche hinter uns haben, eine neue Kunst aus dem Armel zu schütteln; es ist nie gelungen. Vielleicht ist die Zeit dazu jetzt da, wir sind z. B. augenblicklich im Bauen bei ruhiger Würde im Stadt- und Landschaftsraum angelangt. Engel in Rußland oder die Schöpfer des Colonial stile in den nordamerikanischen Staaten können uns über den Klassizismus Auskunft geben. Möchten darüber, was urwüchsig aus dem ersten instinktiven Wollen der Partei hervorging, die wohl in die Naturräume eingeordneten Thingstätten des deutschen Volkes nicht vergessen werden, die heute seit dem Aufmarsch der Partei in den großen Städten ungenutzt daliegen. Vielleicht kommt jetzt von den österreichischen Alpen aus Zug in die Sache. Dort in neuen Thingstätten sollte alles am Leben erhalten werden, was zeitlos nur in der Ahnung des deutschen Menschen lebt. Dort sollte der einfache, schlichte Mensch, der Träumer und Denker ein Heim bekommen, wenn auch sein Alltag völlig im Dienste der Volkspolitik aufgeht: ein bescheidenes Plätzchen neben der großzügig Würde zur Schau tragenden Großkunst der Städte. Die Aufführung der „Braut von Messina“ bei Nacht in der Thingstätte am Heiligen Berge über Heidelberg hat deutlich die Anforderungen an die aufzu-

führenden Kunstwerke enthüllt: getragene, deutliche Sprache ohne viele Gebärden, die Schauspieler womöglich durch Mittel wie den Kothurn größer zur Erscheinung gebracht. Die Entwicklung drängt wie im Griechischen auf das einfach Keimnenschliche, getragen im Freiraume vorgeführt, hin.

Deckt man die hinter der Entstehung der Gewaltmacht von Gottes Gnaden liegenden Schichten, den Südgürtel und die einzelnen Kunstströme des Nordgürtels ab, dann schreiben wir Geschichte. Kommen aber die einzelnen ursprünglichen Volkskunstkreise deutlich heraus bis zum Griechischen, Iranischen und noch der „Gotik“, so tritt durch die Volkskunde eine Klärung in Wesen und Entwicklung der Bildenden Kunst ein, wir lernen z. B. das Bauen von der „Architektur“ und das künstelnde Malen und Bildhauern trennen vom Gestalten aus der künstlerischen Vorstellung heraus. In der Volkskunst ist durchaus das Ausdrucksbedürfnis die entscheidend schöpferische Kraft und der seelische Gehalt der entscheidende künstlerische Wert.

B e s c h a u e r. Es ist eine merkwürdige Übung, daß sich Dilettanten auf eine neue Sache werfen, daraus unter sich eine „Wissenschaft“ machen, in die akademischen Berufe vordringen und dann glauben, ihr Sach sei fertig aufgebaut. Zuerst sollten solche Neuerungen die Äußerungen der Nachbarfächer anhören und dann erst wissenschaftlich von Anfang zu bauen anfangen. So mußte ich es mit meinem eigenen Sache, der Kunstgeschichte, machen, so sollten es auch die Vorgeschichtler und Volkskundler tun. Sie aber werken auf dem einst zufällig oder unter dem zarten Zwang der Philologen und Historiker eingeschlagenen Wege fort, ohne jemals ihr Verfahren und ihren Gesichtskreis ernstlich nachgeprüft zu haben. Ich merke das bei meinem eigenen Sache, insbesondere aber bei solchen, die weder im eigenen Sache zu Hause sind, noch die Nachbargebiete, auf denen sie herumspuschen, nachprüfen können. Dem Zeitalter der freiheitlichen Gesinnung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts — Freiheit im Sinne der Selbstverantwortung genommen — ist die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts mit ihrem Tatsachenwahn niedrigster Gattung gefolgt. Er wird jetzt abgelöst durch das volkskundliche Zeitalter, das das ganze Volk zur Nachprüfung seiner eigenen Überlieferung aufruft und dabei den Tatsachen des Bestandes die höheren der Werte

und Kräfte anreißt. Die Volkskunde, von Germanisten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begründet, geriet durch den geschichtswissenschaftlichen Wahn in Vergessenheit und wurde erst neuerdings, als die volksdeutsche Bewegung sich zu regen begann, wieder an die Oberfläche gezogen. Sie steht jetzt noch auf der Stufe des unentwegten Sammelns, jede planmäßige (systematische) Arbeit fällt noch unter den Tisch, weil man vorläufig nur den Arbeitsstoff auskundschaftet und sich keine Gedanken über die Zusammenhänge und die Zukunftsgestaltung als Wissenschaft macht. Der volkskundlichen Forschung fehlt heute noch die Stetigkeit des Betriebes, die nur ein planmäßig wissenschaftliches Vorgehen gewährleisten kann. Als wir, ich meine Schuchart, Meringer und ich, am Anfange des Jahrhunderts in Graz nebeneinander wirkten und die Sachen zuerst, dann die Wörter, schließlich gemeinsam den Holzbau, so z. B. im Zusammenhang mit dem karolingischen Plane des Klosters St. Gallen, vornahmen, da kümmerten uns keinerlei staatliche Grenzen. Die vergleichende Arbeit griff von der Sprachforschung auf Brauch und Sitte über, wir erinnerten uns wieder der großen Bahnbrecher um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Heute stehen sich die freizügig ohne wissenschaftlichen Plan entstandenen Gruppen der Volkskundeforschung streitbar gegenüber, eine sucht die andere zu überflügeln.

Das volkskundliche Zeitalter wird ungeheure Lücken unseres Wissens ausfüllen und dann erst ermöglichen, mit Verstand zu beurteilen, was die Geschichte uns bisher vorgesezt, beziehungsweise vorenthalten hat. Wir werden anfangen, an die Arbeit mit natürlicheren Maßstäben heranzutreten und nicht so sehr auf den äußeren gesellschaftlichen Aufputz bedacht sein als darauf, zuerst einmal im Volksdienste selbst neben Schöpfer und All auch unsere eigene Seele zu suchen und warm zu halten. Dann erst gewinnen wir die Heimat ganz und können von diesem Grundstock des Daseins aus mit dem Nachbar das Einvernehmen pflegen. Der Weltmann darf nicht aus der Gesellschaft, er muß aus dem Volke hervorgehen. Im Namen des Volkes anerkannt zu sein, ist heute schon unsere Würde.

Die Zukunft müßte dafür vorsorgen, daß den im Auslande bestehenden Volksgruppen die Pflege ihres Volkstums gewährleistet wird. Wir nähern uns doch seit Ausschaltung der Juden und ihrer profit-

gierigen Verwandten der Möglichkeit, die Völker in Frieden wetteifernd nebeneinander leben zu sehen. Die in Staaten geschlossenen Volkskörper müßten, trotz Ausrufung des Grundsatzes der Achtung kulturellen Volksgutes, treu zum Gaststaate stehen, dafür aber eben volle Freiheit in der Ausübung eigenen Brauchtums erhalten, vor allem im Besitz ihres heiligen Volksbuches, bisher der Bibel, gesichert sein. So hoch auch freilich die Bibel in der Übersetzung Luthers als deutsches Volksbuch zu werten ist, so sehr ist es zu bedauern, daß gerade diese jüdische Leistung dadurch in die Vorstellungswelt des Nordens einging. Ein paar Jahrhunderte später und wir hätten eigene deutsche neben den Veden und ostasiatisch-indogermanischen Schriften dafür nutzbringender einsetzen können. Es ist ein Glück, daß jetzt im entscheidenden Augenblicke wenigstens Hitlers „Mein Kampf“ als ein allgemein anerkannter Anfang schon da ist. Das neue deutsche Volksbuch zu schaffen, wird die wichtigste Aufgabe der volksdeutschen Bewegung sein.

Die jetzt reihenweise von Kunsthistorikern herausgegebenen Volkskunstbücher könnten ebensogut von Volkskundlern selbst geschrieben sein. Es ist die alte Geschichte von der Mode, die Bücher hervorbringt. Auf die Fragen der Forschung über Bildende Kunst selbst hin ist der Arbeitsstoff nicht durchgearbeitet, für die Kunstgeschichte kommt dabei vorläufig wenig heraus. So habe ich mir das Vorgehen jedenfalls nicht gedacht, als ich meinen Aufruf „Volkskunst, nicht Machtkunst, Grundlage von Forschung und Museum der Bildenden Kunst“ (Germanien, IX, 1937, S. 99 f.) veröffentlichte. Da ging es mir darum, zu zeigen, wie verhältnismäßig jung die Machtkunst gegenüber den Voraussetzungen der Volkskunst sei und daß man ganz gut, wie ich es mehrfach versucht habe, die großen Machtstile aus diesen uralten Gegebenheiten herleiten könnte. Es ist mir nicht eingefallen, den Kunstforscher zum Volkskundler machen zu wollen.

Im großen Ganzen handeln meine Arbeiten von dem Einflusse der Volkskunst auf die Entwicklung der Kunst im allgemeinen insofern, als Zellas, Iran und Gotik, alle drei anscheinend ausgesprochene Steinbaustile, aus dem nordeuropäischen Holzbau hervorgegangen sind, nur verwendet Iran, ein Hauptort bodenständiger Rohstoffverarbeitung der Erde, den Lehm (Rohziegel); aber auch da wurde das von den

Indogermanen eingeführte Holz die Voraussetzung für den Kuppelbau im Quadrat mit Trichternischen in den Ecken. Die Machtkunst hat aus all dem Architektur gemacht, die nichts mehr unmittelbar mit der Volkskunst zu tun hat, sondern lediglich das vornehmlich von Hellas und Iran übernommene durcheinanderschiebt.

Wenn ich auf Schritt und Tritt mit meinen Sachgenossen, den Kunsthistorikern, hadern muß, so erkenne man die unumgängliche Notwendigkeit daraus, daß die Welt von ihnen in Irrtümern gewiegt wird und sie mit vereinten Kräften totsichweigen, was ihre Irrlehren erschüttern könnte. Der Einzelne muß daher dem Leser am laufenden Bande geradezu vor Augen halten, was die herrschenden Schriftgelehrten an Akademien und Fakultäten an Schwächen aufweisen; nur die gegenseitige Versicherung schützt sie vor der Lächerlichkeit. Das volkshundliche Zeitalter wird darin hoffentlich mit der Zeit Wandel schaffen. Ich muß nachfolgend zunächst der Geschichte einmal planmäßig und dann einem Vorstoße gegen sie von der vergleichenden Kunstforschung aus nachgehen. Ich bitte den Leser daher um etwas Geduld. Es gilt, erst das Hindernis zu nehmen und dann an zwei Beispielen zu zeigen, welcher Art der Norden sein kann, bevor wir auf seine volle Hochwertigkeit und die von ihm erworbene Seele eingehen.

2. Die Unfruchtbarkeit der „Geschichte“ als Wissenschaft

Wir können ganz allgemein beobachten, daß die geistige Welt der Deutschen verkümmert, seit die Historiker auf den Plan traten und die großen Errungenschaften der Forschung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf ihre Zulässigkeit angesichts der Bestandatsachen nachzuprüfen begannen. Es geschieht das ganz einseitig so, als wäre vorher nichts geschehen und hätte die philologisch-historische Methode die wissenschaftliche Arbeit überhaupt erst möglich gemacht. Als wenn diese Methode alles wäre! Ich kann den Rückgang von meinem Fach aus beobachten: die Großtat der vergleichenden Sprachforschung, die Schwelle der Indogermanenfrage erreicht zu haben, oder der Germanisten, in die Volkskunde eingetreten zu sein, wurde vollständig beiseite geschoben, wir müssen beide heute aus dem Stillleben, in das sie als gute Märchen versenkt worden waren, für alle die einzelnen Lebenswesenheiten erst wieder zum Dasein erwecken. Für die Historiker gelten sie heute noch immer nichts. Überboten wird diese Blindheit nur durch die Kaltblütigkeit, mit der die sogenannten Prähistoriker über dergleichen Grundfragen hinweggehen.

Die Vorgeschichte hat mit dem Sammeln der erhaltenen Zeugen der Vorzeit begonnen, ist aber aus dem Bannkreise der Bodensfunde ebensowenig hinausgekommen, wie die Geschichte über die geschriebenen Quellen und die Denkmäler, soweit sie sich dem Rahmen der Quellenforschung einfügen ließen. Die Überzeugung von der Höhe der „Kultur“ des Machtstammbaumes (Alter Orient — Rom — Abendland) leitet sie beide, sie kennen keinen andern Maßstab als den des Mittelmeerkreises. Daß es ein dem unnatürlichen Mittelmeerwesen vorausgehendes, natürliches Nord- und Südwesen gegeben haben könnte, fällt ihnen nicht im Traume ein. Die Sprachforscher und

Volkskundler der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten die nachfolgenden Philologen und Historiker mit der Nase daraufgestoßen; in ihrer zeitgemäßen Überheblichkeit gaben diese die großen Deutschen für eingebilbete Narren aus und glaubten, mit der schulmeisterlich genauen Feststellung der Bestandatsachen schon die Forderungen der Wissenschaft erfüllt zu haben. Der Erfolg zeigt sich darin, daß die Kunstgeschichte heute mit den Philologen und Historikern schriftstellernd wetteifert, wobei dem einen wie dem anderen nichts entscheidend Neues und Richtunggebendes einfällt. Ein Ameisenhaufen, der von Europa allmählich auf den ganzen Erdkreis übergreift und sämtliche Nationen in Mitleidenschaft zieht, ist die Folge davon. Niemandem fällt es ein, sich ernstlich Gedanken über Ziel und Zweck dieses Treibens zu machen. Einer überbietet den anderen an „Genauigkeit“, die höheren Verfahren werden einstimmig totgeschwiegen.

Ist denn das geistige Leben, das wir führen, gar so unschätzbar, und sind die „Tatsachen“ nicht doch vielleicht einiger Besinnung wert, schon deshalb, weil die volksdeutsche Bewegung die „Intellektuellen“ so auffallend ablehnt? Das Volk weiß eben mit dem großartigen Wissen, das zwischen den Gelehrten des Geistes hin und her geschoben wird, nichts Rechtes anzufangen. Liegt das am Volk oder an den Gelehrten?

Die eine Art, das durch rastlose Arbeit beschaffte Vielwissen, ist für sich allein ebensowenig befriedigend, wie die andere Art, das besinnliche Walten des Ahnungsvermögens, die beide dem Nordmenschen von Urzeiten her im Blute liegen. Tatsachentram und „Romantik“ müssen eben Hand in Hand gehen, sich gegenseitig im Gleichmaß halten, dann geht es vielleicht vorwärts. Das gesunde Volk merkt sehr genau, wenn eines oder das andere fehlt. Die Gesinnung der ersten romantischen Blüte des Deutschtums im 19. Jahrhundert muß heute der philologisch-historischen Stümperei der zweiten Hälfte wieder auf die Beine helfen. Darauf kommt es an. Der Gesichtskreis, die Mathematik des Denkens, muß erweitert, das Unbekannte mindestens ebenso hoch eingeschätzt werden wie das aus der Vergangenheit Erhaltene. Wissen ohne laises Ahnen ist unfruchtbar. Dazu aber verhilft wie kein zweites Mittel das Vergleichen, in meinem Sache also die vergleichende Kunstforschung. Davon später.

Die volksdeutsche Bewegung ist eine nordische. Wenn sie aber glaubt, das Nordische in den Germanen allein verkörpert sehen zu dürfen, dann vernagelt sie sich selbst den Weg. Die Germanen waren eine kriegerische Volksgemeinschaft, die die Welt stürmen konnte, aber der inneren Festigkeit entbehrte. Den besten Beweis liefert Kaiser Karl, der sich in die Arme Roms warf. Zur Selbsterkenntnis gelangten die Germanen erst in dem Augenblicke, in dem sie in der Gotik unbewußt wieder auf das verlorene Indogermanentum mit seiner hohen Seelengröße zurückgriffen. Damals wurden die Deutschen aus Kriegerern wieder Denker und Träumer, bezahlten aber diese innere Befreiung von Rom bald darauf mit dem Dreißigjährigen Kriege, der sie so herunterbrachte, daß manche ihrer Fürsten im 17. und 18. Jahrhundert vor Rom und Paris auf den Knien rutschten. Ähnlich wurde die Blüte des deutschen Geistes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts abgelöst durch den Sturz in die Abhängigkeit des historischen Humanismus.

Wohlgemerkt, ich spreche immer nur von der Geschichtsschreibung als Wissenschaft; als Kunst mag sie Bedeutenderes und Zeitgerechteres bieten, wird daher immer auch ehrlicher anerkannt sein denn als strenge Wissenschaft. Das Traurige ist ja nur, daß diese politischen Tausendkünstler die wissenschaftlichen Anstalten, wie Akademie und Fakultäten, gepachtet haben und sich in den Mitteln ganz anders gehen lassen können als ein einzelner, der, lediglich auf sich gestellt, um die sachliche Wahrheit ringt. Erst die Kunst vermag aus der Geschichte, wie sie heute „wissenschaftlich“ betrieben wird, etwas zu machen, für sich allein kann sie nur planlos Rohstoffe nach einem Bauplatz schaffen, vermag aber nicht, aus ihnen wissenschaftlich den Bau selbst zu beginnen. Jede Wissenschaft entsteht erst, sobald sie vom Sammeln zum inneren Aufbau aus eigensachlichen Grundsätzen übergeht. Dabei darf weder Kunst noch Philosophie etwas dreinreden, soll die Wissenschaft als ein sachlich unantastbares Volksgut dastehen und verläßlich Rat erteilen können. Dazu gehören höhere Verfahren, die sich jede Lebenswesenheit selbst ausbauen muß, so sehr auch die allgemeinen Grundsätze für alle Fächer die gleichen bleiben.

Diese höheren Verfahren habe ich für die Bildende Kunst-Forschung in drei Büchern: „Krisis der Geisteswissenschaften“, 1923, „Forschung

und Erziehung“, 1928, und „Geistige Umkehr“, 1937, immer wieder vorgeführt. Es wird auf die Dauer ein festeres Anpacken notwendig sein; ich erhoffe es von der volksdeutschen Bewegung. Inzwischen muß ich fortfahren, den Historikern selbst ins Gewissen zu reden. Mich wundert, daß sie auf die Dauer nicht der Ekel vor ihrer unfruchtbaren Arbeit packt, wenn ihnen vorgemacht wird, wie ergebnisreich die höheren, die Verknüpfung sachlich nehmenden Verfahren sich auswirken. Vielleicht versteht mich mit der Zeit das deutsche Volk eher als die Geisteswissenschaften selbst.

Die Kunstgeschichte — ein betrogener Betrüger! Um akademische Sitze zu erreichen, hat sie sich den erbgefessenen Philologen und Historikern angehängt und macht, als wäre alles gut und recht, was die hohen Vorbilder für wahr haben wollen. Nachträglich stellt sich heraus, daß die Denkmäler der Bildenden Kunst nicht nur das Kartenshaus der Geschichte widerlegen, sondern überdies Wege weisen, die zu kennen gerade heute für die volksdeutsche Bewegung von ausschlaggebender Bedeutung ist. Aber die Kunsthistoriker, verrannt in ihr Strebertum, vermögen sich nicht zu fassen und wursteln weiter, wie sie es am Gängelbände der Geschichte gelernt haben und gewohnt wurden.

Die Macht- und Besitzgier ist eine Leidenschaft, die meines Erachtens im großen erst über die Menschheit kam, als gestählte Nordmenschen verwöhnte Südmenschen unterwarfen, sie der Freiheit beraubten und zu Untergebenen einer Macht von Gottes Gnaden machten. Die allmählich eintretende Blutmischung vollendete dann die verderbliche Wirkung des Gottesgnadentums für immer. Das geschah rund seit 3000 v. Chr., also etwa vor zehntausend Jahren. Es finden sich heute schon Leute, die damit einen Stillstand der Menschheit eintreten sehen; es wäre an uns, die natürliche Entwicklung endlich bewußt wieder aufzunehmen und damit die richtige Neuzeit zu begründen.

Das heutige Leben, das gegenwartsnahe sein will, verträgt sich nicht mehr mit abgestorbenen Gliedern, die eigenwillig den hergebrachten Weg der Überlieferung weitergehen wollen. In den Geisteswissenschaften war bisher ein Zustand herrschend, der dem der Bewohner einer einsamen Insel im Weltmeere verglichen werden kann. Sie verfahren so eigenmächtig, wie es sich manche etwa von der

untergegangenen Atlantis vorstellen. Diese soll jene Macht begründet haben, die dann am Mittelmeere durch Alexander und Rom zur vollen „europäischen Blüte“ aufbrach. Wir würden also auf einer sozusagen wiedererstandenen Atlantis leben und ließen nichts gelten, was nicht ausschließlich in ihrem Sinne gedacht wäre. So gehen unsere Geistesgelehrten als weltfremde Insulaner durch den lebenswarmen Tag und wundern sich, wenn sie heute beiseite geschoben werden. Befinnung und Loslösung von diesem gelehrten Insulanertum tut not. In einer Zeit, in der die natürliche Sachlichkeit selbst zur Grundlage der Politik gemacht werden soll, hätten die Geisteswissenschaften alle Aussicht, den Pfaffen wie den Juristen, den Philosophen wie den Historikern und Philologen als Gehilfen der erkünstelten Gewaltmacht den Wind aus den Segeln zu nehmen und der Volksmacht beratend zur Seite zu treten. Das hätte sich nach dem großen Kriege schon im jungen deutschen Osterreich verwirklichen lassen, wenn die Geisteswissenschaften damals auch nur geahnt hätten, daß an ihnen die Reihe war, die Zügel sachlich bestimmend in die Hand zu nehmen. Aber sie sehen und hören nicht, damals ebensowenig wie heute. Sie wollen bei ihrem in die Vergangenheit gerichteten Aberglauben bleiben und um keinen Preis als sachliche Berater am gegenwärtigen, dem Natürlichen zustrebenden Leben teilnehmen. Ein Sitz in der Fakultät oder Akademie ist ihr höchstes Streben, das Volk und seine Beratung ist ihnen gänzlich Nebensache.

Kunde. Die Insulaner singen mit Vorliebe den Ruhm ihrer gelehrten Insel, etwa wie dieser oder jener Herrscher durch eine neue Ordnung und den kirchlichen und gelehrten Segen dazu sein Volk beglückt habe. Nichts, was außerhalb dieses Rahmens liegt, darf in ihren Arbeitsstoff eindringen, sonst könnte ja irgendein Verdienst der großen europäischen Herrscher von Gottes Gnaden geschmälert werden. Die Insel wird daher nach Ort, Zeit und Gesellschaft undurchdringlich abgeschlossen. Man läßt also z. B. nur noch Ägypten und Mesopotamien als für den Unterbau der Entstehung der Gewaltmacht von Gottes Gnaden gelten; wehe dem aber, der es wagt, von einem ursprünglichen Europa selbst oder gar dem eigentlichen Asien, von dem Marco Polo erzählt, zu reden, und beide in die Geschichte

mit einbeziehen wollte. Ein paar Jahrtausende vor Christus müssen herhalten, weiter darf beileibe nicht ausgegriffen werden. Die Voraussetzungen unserer durch enge Grenzen abgeriegelten Geschichte dürfen nicht in die Jahrzehnte- und Jahrhunderttausende hinausgeschoben werden. Und ebensowenig ist es gestattet, von mündigen Völkern, besonders solchen im Norden und Osten, zu reden. Diese seien nicht geschichtsfähig gewesen, ihre Zulässigkeit beginne erst von dem Augenblicke an, in dem sie eine „Gesellschaft“ aufgebracht hätten, die sich um einen Hof, eine Kirche und womöglich eine Akademie zusammenziehe. Davon müßten wir Kunde haben, alles andere könne ruhig totgeschwiegen werden. Daran zu denken, daß wir unser Wissen nach ganz neuen, zeitgemäßen Maßstäben neu abwägen könnten, wollen die Insulaner durchaus nicht hören, sie müssen bei ihrem alten, bequemen, historisch eingeschränkten Vergangenheitsleiste bleiben.

Demgegenüber verlangt die Gegenwart das wenn auch nur vorübergehende Zurücktreten der historischen Überlieferung und den Zusammenschluß der Voraussetzungen im Werden dieser Überlieferung mit der Zukunftshoffnung im Werden des eigenen Volkstums. Eine ganz neue, weit über die übliche hinausgreifende, an die Erdgeschichte anschließende Kunde wäre die Folge. Man müßte lernen, nicht nur mit dem Erhaltenen, sondern auch mit den großen, vorausliegenden Lücken zu rechnen — das aber ist gar zu unbequem. Da bleiben die braven Insulaner schon lieber beim historischen Einmaleins, wollen sich nicht die Köpfe über Wesen und Werden, Werte und Kräfte zerbrechen.

Was wir von der für sie treibenden Kraft, der Macht- und Besitzgier, grundsätzlich wissen, ist ziemlich wenig, aus einem sehr einfachen Grunde: weil wir sie als ein unnahbares Heiligtum von Vorrechten der Gewaltmacht von Gottes Gnaden ansahen, das vor aller Entweihung durch Aklarstellung von Wesen und Werden dieser „gottgegebenen“ Einrichtung geschützt werden mußte. Dazu waren die Beamten aller Art, Priester und Schriftgelehrte da. Sie sprachen, schrieben und handelten, als wenn es an der Berechtigung dieses „Systems“ keinen Zweifel gäbe, das Volk nicht Anspruch darauf hätte, Rechenschaft erteilt zu bekommen. Wir nennen diesen überlieferten Schatz „Geschichte“. Tatsache ist, daß die Geschichte so aus-

giebig Auskunft über die Macht- und Besitzgier gibt, daß darüber kaum Zeit für die Historiker blieb, sich auch noch um die dabei in Betracht kommenden Werte und Kräfte zu kümmern. Der Menschheit mußte erst der Star gestochen werden, damit sie zwischen den Zeilen der Geschichte lesen und Maßstäbe anlegen lerne, die andere sind als die selbstischen der Gewaltmacht von Gottes Gnaden oder irgendeines Grades davon, die nordisches Menschentum um das Selbstbewußtsein und die Selbstverantwortung betrogen haben. Das Herumreiten auf methodischer Zeit-, Orts- und Gesellschaftsbestimmung, als wenn davon das Heil der Menschheit abhinge, nimmt die Tätigkeit des wissenschaftlichen Historikers derart in Anspruch, daß er alles übrige dem eigenen Gutdünken überläßt und z. B. in der Kunstgeschichte stillkritisch und ästhetisch daherredet, als wenn das Urteil seinem freien Belieben überlassen wäre.

Immerhin sei anerkannt, daß der Historiker in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in seiner Einseitigkeit wenigstens das Handwerk des Nachweises von Bestandtatsachen festgelegt hat, wie es den Quellen und Denkmälern gegenüber notwendig ist. Überflüssig jedoch, dieses Verfahren heute noch philologisch-historisch zu nennen, es ist das grundlegende sachliche Verfahren jeder Wissenschaft, die zunächst einmal den Bestandtatsachen zu Leibe geht, sie in ihrem Entstehungszustande sicherzustellen sucht und die vorgenommenen Veränderungen bis zum Tage der fälligen Äußerung nachzuweisen sucht. Das heißt lediglich, einen Baustein sorgfältig zubereiten. Aber was machen die Historiker damit? Er bleibt ungenutzt liegen oder wird in irgendeine „Auffassung“ eingefügt.

Mit der Kunde endet zugleich die bisherige wissenschaftliche Arbeit der Geschichte, da sie alles andere dem Gutdünken überläßt (Geschichtsphilosophie). Wenn sie sich mit der Rolle einer Hilfswissenschaft begnügt, dann mag sie in dieser Handlangerstellung, der Vorbereitung des Arbeitsstoffes, bestehen bleiben. Wenn sie aber das werden soll, was ich von ihr erhoffe, dann muß sie durch Wesensbetrachtung der Entwicklungserklärung zustreben und sich vor allem hüten, Sache und Beschauer zu verwechseln, wie sie es ganz offenkundig und selbstbewußt tut, wenn sie den Nachweis der Bestandtatsachen ohne viel Federlesens zum Belege einer Auffassung macht

und mit ihrem Geschmacks- oder politischen Urteile durchsetzt. Sie verknüpft dann die als erhalten nachgewiesenen Bestände willkürlich, d. h. ohne darüber nachzudenken, daß auch diese Verknüpfung, solange es sich um Wissenschaft handelt, planmäßig und natürlich-sachlich, das heißt ohne Philosophie und Politik, aufgebaut sein muß — vor allem auch unter Beachtung der offenbar großen Lücken.

Ein kennzeichnendes Beispiel ist der Streit um die Mchatta-Schauseite, die ich 1903 aus dem Transjordanlande nach Berlin leitete. Sie ist ein Großdenkmal vom Umfange des pergamenischen Altars, steht jetzt über ein Vierteljahrhundert in den staatlichen Museen und kein Mensch weiß etwas von ihr, geschweige denn, daß sie die umstürzende Rolle spielte, die ich von ihr erhoffte, als ich veranlaßte, daß sie die Wüste verließ und in einem Mittelpunkt europäischen Lebens aufgestellt wurde. Sie erwies sich in der Auffassung, die man ihr durch die Aufstellung im Rahmen der Museen angedeihen ließ, als völlig unfruchtbar, lediglich ein Stein des Anstoßes für sämtliche Historiker, die an die Berechtigung des Machtstammbaumes glauben. Das aber waren im gegebenen Falle in erster Reihe die Juden, die mit aller Absicht verhindern wollten, daß es einen Zeugen des unabhängigen Indogermanentums, des Iranischen, in Asien überhaupt geben könnte, und sich ins Fäustchen lachten, als die dummen Kunsthistoriker sich bluffen ließen und die Mchatta-Schauseite in die islamische Abteilung stellten, wie die Juden Herzfeld und C. H. Becker es wollten.

Hier zeigt sich einmal deutlich die völlige Unzurechnungsfähigkeit der Geschichtsschreiber, vor allem wenn sie von Juden geführt werden. Da fällt Berlin ein Großdenkmal ersten Ranges in den Schoß, aber man sieht kaum hin. Es paßt den gläubigen Mittelmeereshistorikern nicht in ihren Kram, also geht es sie nichts an. Dieses Musterbeispiel ist deshalb so bezeichnend, weil in der Festschrift zur Eröffnung des Kaiser-Friedrich-Museums, an dem Tage also, an dem auch meine Sammlungen der Öffentlichkeit übergeben wurden, meine ehrliche, sachmännisch vergleichende Arbeit amtlich herausgegeben wurde, an der ich auch heute, nach fünfunddreißig Jahren, nichts Wesentliches zu ändern habe. Man ging darüber hinweg, als wenn sie wie das Denkmal selbst nicht in Berlin erschienen wäre.

Der wertvolle Zeuge der iranischen Abwandlung des Indogerman-

nischen wird nicht, wo er hingehört, als Gegenstück eines Meisterwerkes der Machtkunst, etwa neben dem pergamenischen Altare aufgestellt, sondern verschwindet in der islamischen Abteilung. Ich weiß heute noch nicht, wer schlauer war, die klassischen Archäologen, um den Wettstreit des Iranischen vom Griechischen abzuwehren, oder die jüdischen Orientalisten, denen alles „Indogermanische“ ein Greuel ist. Nach dem Schweigen der klassischen Archäologen bis heute möchte man glauben, daß sie Mischatta absichtlich ausweichen, um sich nicht ernstlich mit dem asiatischen Bruder von Hellas, mit Iran, auseinanderzusetzen zu müssen. Sie leben auf ihrer glücklichen Insel, an deren Turm sie rastlos bauen, ohne etwas vom Erdkreis, anderen Zeiten und Völkern als dem Machtstammbaume wissen zu wollen.

W e s e n. Kennzeichnend für den Insulaner ist, daß er nicht über die ihn umschließenden Küsten hinausdenkt und fest überzeugt ist, die Welt drehe sich lediglich innerhalb dieser Grenzen um sich selbst. Die Kleinstadtgesinnung schlägt da mit dem Anspruch auf Gemeingültigkeit durch. Nur nicht die Welt oder den Erdkreis oder auch nur die Beachtung ähnlicher anderer Klügel mit in das geruhfame Leben hineinziehen. Das Wesen der Dinge dreht sich um den Kirchturm, den man mitten in der Insel aufgerichtet hat, das heißt das Wesen der insularen Wissenschaft dreht sich um Geschichte, Philologie und Philosophie. Da läßt sich ins Endlose herumreden und -streiten, aufbauschen und herabsetzen, ganz nach Belieben, wie man die Dinge auffassen, verknüpfen will. Daß das Wesen der Dinge in den Lebenswesenheiten und deren rein natürlich-sachlicher Behandlung liegt, geht den Insulanern nicht ein. Sie sperren den Glauben in theologisch-konfessionelle Fakultäten, das Recht in juridische zur Heranbildung der leitenden Staatsbeamten, in den philosophischen Hausen aber alles, was übrigbleibt unter Führung nicht von Sachmännern, sondern von Historikern, Sprachkennern und Gedankenschiebern. Die Insulaner besitzen die einzige „hohe Kultur“, die sie von den humanistischen Vätern ererbt und bisher zu stattlicher Fülle aufgepäppelt haben. Wenn jetzt Frechlinge kommen, die behaupten, das wäre gar nicht die hohe Kultur, sondern ein Zerrbild, das die Gewaltmacht am Mittelmeer geistig aus der hohen seelischen Wertigkeit der Nordseele gemacht hätte, dann blind-

zeln sie sich verständnisinnig zu und möchten den „Schwätzer“ am liebsten im nächsten Irrenhause unterbringen. Ihr Norden der „Barbaren“ und eine hohe Geistigkeit! Sie stopfen das Griechische zwischen Rom und den alten Orient in den Mittelmeerkreis hinein, als wenn es nicht Träger des Nordischen wäre, beachten das Iranische in seinem Volkstum neben dem persischen Hofe überhaupt nicht und heulen als Humanisten womöglich mit den Romanen gegen unsere germanisch-deutsche „Gotik“. Wie sollen sie dann etwas vom Norden wissen! Daß aus der Zusammenstellung von Hellas, Iran und Gotik ein einheitlich seelisch hochstehendes Wesen, das der Indogermanen, zu erschließen sei, will ihnen nicht eingehen, noch weniger, daß der Norden dabei der allein gebende Teil sein könnte.

Die Unfruchtbarkeit dieser historischen Arbeit als Wissenschaft spitzt sich überdies zu auf die Scheu, die Gegenwart mit in den Kreis der Forschung zu ziehen, sie läßt die Dinge vielmehr mindestens dreißig Jahre liegen, bevor sie, „geschichtsreif“ geworden, in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. In Wirklichkeit wird dadurch nur die Lebensferne der Geschichtsschreibung unterstrichen, die so weit geht, daß die Historiker von Wesensfragen überhaupt keine Ahnung haben und dauernd jeder sachlichen Behandlung dieser Art ausweichen, unter dem Vorwande, das wäre die Angelegenheit der Philosophie.

Die vergleichende Wesensbetrachtung aber sorgt ohne Philosophie dafür, daß die Verknüpfung der historisch nachgewiesenen Bestands-tatsachen Tatsachenforschung bleibt. Die höhere Tatsache, um die es sich dabei zunächst handelt, ist der „Wert“, im Falle der Bildenden Kunst der künstlerische Wert. Er bleibt sich vollkommen gleich, ob er gestern, heute oder morgen in Erscheinung tritt. Deshalb kann eine jederzeit zur Mitarbeit am Leben bereite Wissenschaft nur von diesen „Werten“ ausgehen. Sie darf niemals beim einzeln gesetzten Falle, also bei der Vergangenheit, stehenbleiben, sondern muß ihn in seine Schicht von Werten einordnen und diese zum jeweiligen Gebrauch für Gegenwart und Zukunft bereithalten. Nun ist aber gerade die Gegenwart das Sieb, das uns vor dem end- und geistlosen Einerlei der herdenmäßigen Arbeit schützt, eine Auswahl trifft und das zur Zeit überflüssige zurückstellt. Die rein sachliche Forderung ist im Augenblick für uns, vor allem das auszuwählen, was der nach Gestaltung

ringenden Wesensart des aufstrebenden Deutschtums entspricht. Dazu gehören entscheidend die Nordfragen und die klare Erkenntnis des Gegensatzes zwischen Nordstandpunkt und Mittelmeerglaube; davon später. Hier sei zunächst nur die Unfruchtbarkeit der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung mit Bezug auf das Verfahren selbst hervor- gehoben. Sie kennt die Wesensbetrachtung nicht, stellt ein Geschehnis fest, macht unzweifelhaft, was davon im Augenblick des Geschehens zutraf und was später dazugekommen ist, aber sie packt dieses Gescheh- nis nicht selbst sachlich an, vergleicht es nicht in seiner Eigenart mit ähnlichen Bestandtatsachen, kurz, sucht nicht seinen inneren Wert in der Schicht zu erfassen und es so für die Gegenwart tauglich zur Verfügung zu stellen.

Ich nehme den Fall der Kunstgeschichte. Wie ein unmündiges Kind läßt sie sich die ästhetischen Fragen von der Philosophie, beziehungs- weise Psychologie vorkauen — am weitesten ist in dieser Hochschätzung wohl von Sachgenossen z. Tietze gegangen. Durch Künstler geführt, hat das Fach wenigstens die Formfragen sich zu eigen gemacht, dar- über aber ganz übersehen, daß die Form im Dienste des Ausdrucks steht und man nur in Machtzeiten akademische Formvorschriften machen kann. Das Kunstwerk, das Ausdruck eines Volksganzen ist, hängt am Handwerk ebenso wie an den geistigen, seelisch zugespitzten Werten in einer nahezu untrennbaren Einheit, die von der Wissenschaft nur, als ob das überhaupt ginge, aufgelöst wird, um vergleichend arbeiten zu können. Und zwar geschieht das vom Gegenwartsstandpunkt aus, also mit der Auswahl, die durch den Zeitgeist bestimmt wird. Die Werte sind derart Gemeingut des Volkstums einer-, der Gesellschaft andererseits, daß von einer organischen oder immanenten Kunst- entwicklung auf Grund der Formfragen allein zu reden ein von vorn- herein verfehltes Unternehmen ist. Die Hauptsache bleibt, daß sich die Gesinnung ändert, dann folgen Gehalt und Form ohne weiteres. Ganz deutlich kommt ein solcher Umschwung z. B. zur Geltung in der Zeit, die Wölfflin „Die klassische Kunst“ der italienischen Re- naissance genannt hat, eine Wendung vom Volkstümlichen zum Gesellschaftlichen, die sich gerade durch die Bildende Kunst belegen läßt. Ich habe das in meinem „Werden des Barock“ schon 1898 zu zeigen gesucht, die Historiker haben das Buch aber ebensowenig be-

achtet wie meine wiederholten Einsprüche gegen die Geschichtslügen der sogenannten Wiener Schule.

So bleibt das Wesen des Menschen seit Jahrhunderten, ja Jahrtausenden unverändert. Statt sich zu entwickeln und immer höheres, eigenartigeres Menschentum zu zeugen, wird alles über einen Macht- und Besitzleisten geschlagen und bleibt unfruchtbar wie die Geschichte selbst. Macht und Besitz hocken der Menschheit unter Führung der Großmächte und der Geschichte im Genick, keiner denkt weiter an das allgemeine Wesen des Menschentums und dessen Entwicklung. Wenn ich zur Sache rufe, so bleibt das ein verhallender Schrei in der Wüste, es hört doch niemand darauf. Die Zeit scheint eben noch immer nicht reif dafür.

Daß die Werte ganz verschieden zu beurteilen sind, je nachdem sie dem Süden oder dem Norden, beziehungsweise der dritten Schicht zwischen beiden, der Machtschicht des mittleren Gürtels, in Europa dem Mittelmeerkreise, angehören, geht dem Historiker nicht ein. Er kennt nur die historische Auffassung, die ihm als Maßstab Wohl und Wehe der Gewaltmacht von Gottes Gnaden in die Hand gibt. Es hat Mühe genug gekostet, dagegen wenigstens die „materielle“ Kultur zu Ansehen zu bringen, die entscheidenden seelischen Güter sind bis heute noch völlig in verzerrten Weltanschauungen, wie sie Kirchen, Philosophien und dergleichen geistige Schiebereien bieten, aufgegangen. Der Historiker weiß bis heute noch nicht, wonach er sich in seinem Urteil richten soll, ist völlig den Zeitströmungen preisgegeben. Dabei soll die Wissenschaft zu Ehren kommen! Ich begreife vollkommen die Mißachtung, die manche den Geisteswissenschaften ganz offenkundig entgegenbringen. Die Historiker knüpfen eben nicht an das an, was entscheidet, an die natürlichen Werte und Kräfte, sondern an die Unnatur der Macht, womöglich „von Gottes Gnaden“, weil sie da Namen und Daten finden, Zeiten und Orte schieben können, statt dem Namen- und Zeitlosen nachzugehen, das der Träger der seelischen Tiefe des Daseins ist. Sie haben sich begrifflich eine organische Geschichtsauffassung zurechtgelegt, pressen alles in diesen eingebil deten Organismus und sehen die Vielfältigkeit des Lebens nicht. Sie sind auf eine einzige Leitgestalt, die Gewaltmacht, eingeschworen und wiederkläuen unausgesetzt die Formeln, die sie sich dafür zurecht-

gelegt haben. Dieses Sieb läßt alles durch, trennt nicht die Spreu vom Weizen und läßt die feelischen Feinheiten mit den groben Machtprogereien in einen Sack laufen.

Wir schätzen die griechische Kunst bis auf Alexander so hoch, weil darin keine Spur von Macht- und Besitzgier zu finden ist, und können das gleiche im alten Iran und an unserer germanischen Gotik erleben. Diese drei Kunstkreise schließen sich zu einem einheitlichen Wesen zusammen, das den Mischstilen der Römer, der mittelalterlichen Mönche und der siegreichen Kirche der Gegenreformation so entschieden gegenübersteht, daß man schon geheime Gründe suchen muß, um zu erklären, warum das von den Historikern durchaus nicht beachtet werden will. Die beiden abgrundtief verschiedenen Grundwesen würden eben, wenn zugestanden, einen vollständigen Neubau der Geschichte fordern, und dazu wollen sich die glücklichen Besitzer der herrschenden Auffassung durchaus nicht verstehen.

Gegenwart und Wesen, Vergangenheit wie Zukunft und Entwicklung sollten in Zukunft nicht länger durcheinandergeworfen werden. Dadurch daß, wie schon die Namen besagen, die Vorhistoriker das Neolithikum für jünger als das Paläolithikum, die Historiker das Mittelalter für jünger ansehen als das Altertum, wozu sie nur zeitlich vom Erhaltenen aus ein Recht haben, dem Wesen nach aber unermesslichen Schaden anrichten, verhindern sie jede Entwicklungsforschung. Es handelt sich dabei immer um den Gegensatz von Norden und Süden ursprünglich, von Norden und Machtkunst in der Mitte später. Eine geschichtliche Einheit, wie sie das Hinstarren auf die Gewaltmacht von Gottes Gnaden vortäuschte, ist schon durch den Gegensatz von Pol und Äquator ausgeschlossen.

Entwicklungsfragen sind heute in den Geisteswissenschaften ebenso Gegenstand des Meinungs-austausches wie seinerzeit vor dem Erscheinen von Darwins „Entstehung der Arten“, 1859, in den Naturwissenschaften. Lamarck hatte diese Art Fragestellung in Gang gebracht, aber man nahm sie nicht recht ernst. So spricht heute die Geschichtsforschung über Entwicklungsfragen unter dem Titel von Geschichtsphilosophie, indem sie glaubt, daß es sich nicht um den Nachweis von Tatsachen, sondern noch immer um Überzeugungen und Auffassungen handelt. Sie wird auf diesem Wege niemals vor-

wärtskommen. Die Kunsthistoriker z. B. müßten hier Wege gehen, wie sie ihre Hilfswissenschaften, die Vorgeschichte, Völkerkunde (Ethnologie) und Volkskunde, eingeschlagen haben, freilich nicht nur mit dem guten Willen, sondern mit einer reifen Tat deshalb, weil sie sonst planlos vorgehen und nicht das Ganze im Auge haben, vor allem auch, weil sie sich von Schlagworten der Kunst des Tages abhängig machen und die schöpferische Persönlichkeit zugunsten einer Kunstgeschichte ohne Namen auszuschalten suchen. So bleibt ihr Bemühen Stückwerk und muß, sobald sie, an der alten Stilwirtschaft festhaltend, Entwicklungsfragen berühren, als unreif bezeichnet werden.

Entwicklung. Zur unvergänglichen Hebung der Verdienste der Vergangenheit haben die Insulaner das erfunden, was sie „Geschichte“ nennen, eine gelehrte Veranstaltung, die zwar sachlich beschreibt, aber, was so an Bestandtatsachen halbwegs einwandfrei nachgewiesen wurde, rein äußerlich verknüpft. An Stelle dieser Art Geschichte soll das rein natürlich-sachliche Erklären der Entwicklung aus Werten und Kräften treten, die nicht vom Mittelmeere, sondern von unserer Heimat, dem Norden, ausgehen. Wir wollen uns nicht mehr im Mittelmeerglauben befangen vom Gottesgnadentum, der Kirche und der akademischen Bildung als allein grundlegenden Maßstäben schieben lassen, sondern auch der eigenen Volksordnung, unserem Heilsglauben und dem eigenen Volkstum der Seele nach Beachtung schenken. Da heißt es, den Spieß entschlossen umkehren und sehr bescheiden vom Anfang anfangen. Dabei stellt sich sofort heraus, daß wir von den Anfängen gar nichts wissen und auch durchaus nicht danach fragen. Und doch haben wir in der Bildenden Kunst z. B. so prachtvolle wurzelechte Blüten wie die griechische, iranische und „gotische“ Kunst der Germanen und Deutschen anschaulich vor Augen. Aber diese Kunstkreise sehen die Historiker nicht im Zusammenhange, wollen durchaus nichts davon wissen, daß sie alle drei vom Norden ausgehen, beziehungsweise bei näherem Beobachten und Vergleichen auf einen hohen Norden Europas zurückschließen lassen. Sie ziehen womöglich Gesichter und bleiben lieber bei der Gewaltmacht von Gottes Gnaden, deren Stammbaum: alter Orient, Hellenismus,

Rom, Romanik, Gegenreformation in ihrer gegenseitigen („organischen“) Abhängigkeit ihnen lieber ist als die drei unabhängig voneinander entstandenen Stile aus rein nordischem Geblüt, deren jeder einzelne für sich und alle drei zusammen der klarste Beleg dafür sind, daß es eine höhere Geistigkeit im Norden gegeben haben muß als die am Mittelmeere, wo das Griechische so gut wie Iran und zuletzt noch die Gotik verhunzt worden sind. Was haben die Römer aus den Griechen, die Byzantiner aus den Iranern gemacht, indem sie deren Kunst, aber zugleich auch noch den persischen Machtgeist übernahmen! Was die Italiener aus der Gotik!

Was das Abstandnehmen von der Gegenwart für die Wesensbetrachtung, ist das Aufrichten der historischen Schranke gegen die Anfänge für die Entwicklungserklärung. Der Mangel des Denkens von den Anfängen an, das willkürliche Einsetzen bei einer als bestimmend angenommenen Zeitgrenze ohne Rücksicht auf den Erdraum und die erdgeschichtliche Ewigkeit, ohne die geringste Ahnung auch vom Aufbau der Menschheit nach Gürteln und Strömen, kurz eine halsstarrige Engstirnigkeit, macht die Geschichtsschreibung zur Fallgrube der Menschheit in Kleinlichkeit und Rechthaberei. Erst wenn die vergleichende Wesensbetrachtung den Einzelfall in seine Werte zerlegt und dem bereits gesichteten Arbeitsstoffe an Werten eingeordnet hat, beginnt jene eigentlich befruchtende Arbeit nach den treibenden Kräften, die Entwicklung bedeutet. Diese Art des Geschichtsbetriebes allein vermag die Geschichte als Wissenschaft in den mitschöpferischen Dienst des Tages und der Zukunft zu stellen als eine Sachberaterin, die sich mit den Naturwissenschaften im Range messen kann. Die treibenden Kräfte sind für die Entwicklungserklärung das, was für die Wesensbetrachtung die sachlichen, im Falle der Bildenden Kunst die künstlerischen Werte sind. Nicht der einzelne Fall an sich, sondern die Werte und Kräfte, die ihn veranlaßt haben, bilden den Gegenstand der Entwicklungsforschung. Über dem einzelnen Fall steht die breite Schicht, die durch die gleichen Werte und Kräfte veranlaßt wird.

Die Entwicklungsforschung setzt das in der Wesensbetrachtung vom Gegenwartsstandpunkte auseinandergelegte Kunstwerk wieder sorgfältig auf die Entstehungszeit hin zusammen und fragt nach den dieser Zeit entsprechenden Kräften, greift also jetzt grundsätzlich auf

Ort, Zeit und Menschenschicht zurück, die sich nun erst in Lage, Boden und Blut wandeln und das Einheimische neben dem Fremden offenbar werden lassen. Bisher haben die deutschen Kunsthistoriker gearbeitet, als würden sie von den Fremden bezahlt und müßten deren Lob singen. Sie bemühten sich gar nicht, das Deutsche, Germanische und Indogermanische, das heißt den Norden, zu verstehen und nachzuforschen, wieweit es im Fremden zur Geltung komme. Das Beispiel der Nachahmung der Griechen durch die Römer war ihnen nicht Warnung genug. Sie hoben die Renaissance in den Himmel, ohne zu bemerken, daß dabei wieder ein Nordstil, die Gotik, Pate gestanden hatte. Solche törichte Blindheit macht die ganze Arbeit völlig unfruchtbar, mündet in einer fremden Sackgasse, aus der es kein Entkommen gibt. Das ist die Schuld der irreführenden Grundannahme, an der unumstößlich festgehalten und der zuliebe alles, wenn auch noch so widernatürlich, zurechtgeschoben wird: des Machtstammesbaumes. Auf diese verschrobene Art sind die Geschichtsforscher zur Einbildung einer „organischen Geschichtsauffassung“ gelangt, die sie zu den haarsträubendsten Behauptungen gegenüber einer vernünftigen Nordeinstellung zwingt. Ich will darauf hier nicht weiter eingehen, darüber wird mein Werk „Europas Machtkunst“ ausführlich handeln. Für mich gilt, daß die europäische Geschichte im Sinne der Entwicklung ein Kampf ist. Hatte man Bestandtatsachen als Geschichtsforscher um der Vergangenheit und Wesenstatsachen als Sachmann um der Gegenwart willen festgestellt, so trete ich jetzt mit der gewonnenen Erfahrung zurück in die Reihe der Lebensforscher und versuche, aus Vergangenheit und Gegenwart heraus die Zukunft vorzubereiten, die Wege in sie hinein zu überlegen. Die Wissenschaft wird dadurch derart lebensnahe, daß die bequeme Zurückhaltung der Geschichtsschreibung völlig in die Brüche geht. Aber diesen hohen Rang müssen sich die Geisteswissenschaften erst durch schwere Umstellung ihrer Arbeit verdienen: von der Machtanbetung zur eindeutig biologischen Entwicklung.

Daß die Gewaltmacht von Gottes Gnaden sich in Europa auf die Dauer halten konnte, liegt in der von der Natur am Mittelmeere aufgestellten Falle begründet. Im Norden durch die Alpen, im Süden durch die Sahara geschützt, mit einem schmalen Zugange vom Atlan-

tischen Großmeere her und der unermesslichen geistigen und Warenzufuhr von ganz Asien im Osten, war dieses Wasserbecken der gegebene Rahmen für die Aufrichtung des Treibhauses einer unnatürlichen Gewaltmacht. Die dort entstehenden Weltreiche haben davon so ausgiebig Gebrauch gemacht, daß die Erinnerung an die vorausgehende Blüte des Nordens verblaßte; wir können sie zunächst nur von der Bildenden Kunst von Hellas, Iran und unserer Gotik her wenigstens für die Indogermanen wieder lebendig machen. Die Hauptsache aber ist, daß wir die irrefeleitete Entwicklung der letzten zehntausend Jahre vom Norden aus wieder einrenken und für uns da wieder aufnehmen, wo der von Amerasiaten und Atlantikern eingeschlagene Irrweg abzweigt, so daß all unser Glauben, Hoffen und Lieben an eine geläuterte Zukunft gesetzt werden kann. Die Macht- und Besitzgier hat unser Schicksal lange genug in die Irre geleitet.

Das beginnt mit dem alten Orient und wird durch Hellas und Iran aufgehoben; aber ein letzter Rest der altorientalischen Gewaltmacht von Gottes Gnaden, der bei den Persern zur Großmacht erwächst, genügt, um den Eroberer Alexander in die alten Schlingen zu verwickeln, der Hellenismus und Rom gehen sittlich zugrunde. Wieder gewinnt der Norden mit der Völkerwanderung die Oberhand, aber Karl und die Mönche zwingen den Germanen das „Lateinische“ der Romanik auf, bis die Einheimischen endlich zu sich selbst erwachen und in der Gotik die herrlichste Blüte des Nordens zeitigen. Die Gegenreformation ringt alles nieder, das Altertum ist wieder da. Rokoko und Romantik freilich bringen den Norden neuerdings zur Geltung, aber der historische Humanismus ringt die Blüte des deutschen Geistes der ersten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder nieder. Jetzt endlich bricht der Norden bei den Deutschen voll auf, hoffentlich wird man ihm nicht neue Zügel anlegen, der Macht- und Besitzgeist des Mittelkreises, wie ihn Amerasiaten und Atlantiker geschaffen haben, ist unersättlich.

Die Führung hatte auf der nördlichen Halbkugel, die wir allein in Betracht ziehen, in der Geschichte der Machtgürtel der Amerasiaten und Atlantiker trotz des letzten, indogermanischen Nordstromes. Macht und Norden bilden aber in der folgenden, die letzten fünf Jahrtausende umfassenden Entwicklung die Kräfteinheiten, mit denen sich die For-

schung auseinanderzusetzen hat, ein Neues kommt nicht mehr hinzu. Der Ablauf stellt sich, wie vorweggenommen werden mag, so dar, daß bald der immer wieder gegen Süden vordringende letzte indogermanische Nordstrom den Nachtstrom des Mittelmeerkreises zurückdrängt, dieser dann aber doch wieder alle Kräfte zusammenfaßt und daransetzt, sich zu behaupten, was ihm tatsächlich vorübergehend, aber in immer kürzer werdenden Zeiträumen, fünfmal gelingt. Es ist selbstverständlich, daß der Kampf niemals ein glatt abschließendes Ergebnis hat, sondern stets Übergänge, Nach- und Vorläufer zu verzeichnen sind und die Einteilung nur als ungefährer Ablauf vom Nordstandpunkte gelten kann. Die Hauptsache ist, daß es jedenfalls, im großen und ganzen genommen, dieser Kampf, diese Spannung war, die den Ablauf der wahren Geschichte der letzten Jahrtausende bestimmte, und es handelt sich nun darum festzustellen, wann dabei die Entwicklung vorwärtsgeht, das heißt neue, in unserem Falle künstlerische Volkswerte gebiert, beziehungsweise wenn sie gehemmt wird oder ganz abbricht.

Grundsatz muß sein, die Entwicklung als Ganzes von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende im Schicksal ihres Trägers zu erfassen. Für uns Deutsche ist der Träger der indogermanische Norden. Die neuen Entwicklungsstufen beginnen in Europa, wie sich zeigen dürfte, mit jedem neuen Vorstoße von Nordvölkern, die Gegenbewegungen mit deren Niederringen durch die Gewaltmacht. Sind also auch die Kämpfer bisher immer die gleichen, so sind doch die Verhältnisse, unter denen die abwechselnden Kämpfe stattfinden, immer andere, und es gilt nun, die Gelenke im einzelnen festzustellen, mit denen sich die Verhältnisse ändern. Wenn uns nicht mehr die Gewaltmacht allein, sondern daneben auch der Norden als Träger der Entwicklung, der „Geschichte“ im neuen Sinne erscheint, dann werden die entscheidenden Gelenke da anzunehmen sein, wo sich beide Kraftgruppen gegenseitig ablösen.

Wo stehen wir in der Entwicklung des deutschen Geisteslebens? Ich antworte aus einer Lebenserfahrung heraus: Am Anfange. Die Machtgesinnung hat hoffentlich bald abgewirtschaftet, der philologisch-historische Engblick der Geisteswissenschaften ist als unfruchtbar erkannt, wir möchten über die geistige Ode der zweiten Hälfte

des 19. Jahrhunderts hinaus, zurück zur Blüte des deutschen Geistes im Zeitalter der Romantik und daran anknüpfend geistig weiterarbeiten. Der Tiefstand war ja nicht nutzlos, er hat doch wenigstens für eine Gruppe, die des mittleren Machtgürtels, Arbeitsstoff genug zusammengelarrt; es bleibt nun übrig, vollbewußt Nord und Süd zu erforschen und dann mit dem Blick auf das Kundlichganze Wesen und Entwicklung der Sachen zu bearbeiten und davon die Beschauerforschung streng zu trennen, sie durch keinerlei Philosophie zu verkleistern, solange es sich um Wissenschaft handelt. Dann wird der deutsche Weg in die Zukunft für die Geisteswissenschaften frei sein. Die Entwicklung kann wieder aufgenommen werden, aber unter sehr veränderten Voraussetzungen: Diesmal unter Stützung durch die inzwischen erarbeiteten naturwissenschaftlichen Erkenntnisse.

Diese Entwicklung ist bis jetzt verlaufen, ohne daß wir ihr bewußt hätten folgen können, wir dürften sie jetzt in der Vergangenheit zu sehen und manches im Wesen der Gegenwart danach zurechtzurücken anfangen. Anders mit der Zukunft. Dem Naturforscher und Techniker von heute wird es nur nebenbei einfallen, sich mit der Geschichte seiner Sachgebiete zu beschäftigen, er arbeitet am Wirken der Natur mit, das Leben selbst und nichts als das Leben beschäftigt ihn. Merkwürdig, daß die Geisteswissenschaften ihre erbärmliche Rückständigkeit nicht merken, es muß für sie, ihre Einrichtungen und die Versorgung ihrer Vertreter zu viel davon abhängen, ob allerhand geschichtsphilosophischer Aberglaube noch ein paar Jahre länger erhalten bleibe oder nicht. Man begreift den Haß der Arbeiter gegen die jetzige Universität, von den Akademien gar nicht zu reden, wenn man sieht, wie jedes vernünftige freundschaftliche Zureden in den Wind geschlagen wird und die sogenannte philosophische Fakultät versäumt, sich zur rechten Zeit von Philologie, Geschichte und Philosophie auf die wirklichen Lebenswesenheiten, deren Wesen und Entwicklung umzustellen.

Die Entwicklungsforschung ist in ihrem eigentlichen Ziel auf die Zukunft gerichtet und betrachtet die Gegenwart auf ihre Werte hin als Durchgangspunkt im Vergleiche mit den in der Vergangenheit wirkenden Kräften. Aus solcher Erklärung erwächst Erkenntnis, wie wir in Zukunft von vornherein abwägen könnten. Der Plan zu neuem Aufbau taucht in allerhand Möglichkeiten auf. Die Wesensbetrachtung

suchte in der Kunstforschung z. B. durch Betrachten des Künstlerischen die Bestände zu begreifen, die Erklärung, das Verstehen selbst aber gibt erst die Entwicklungsforschung. Sie lehrt, von Werten auf Kräfte zu schließen, aus Kräften Werte zu gewinnen, insofern auch beobachtend der Zukunft vorzuarbeiten.

Was wir brauchen, sind neue seelische Kräfte, die von innen heraus zu ordnen imstande sind, was die Zeit an äußeren Fortschritten in überreichem Maße bietet, beziehungsweise durch den Überfluß wieder hinfällig macht, soweit unsere Lebensfreude dabei entscheidend ist. Am Ende der antiken Welt war es nicht Hellas, das seelisch half — es war längst von der Macht und dem Hellenismus aufgezehrt —, sondern Iran mit seiner nordischen, aber schon auf Gut und Böse, das heißt christlich, eingestellten Sittlichkeit. Auch heute möchte der Kunstforscher vermuten, daß die Besinnung, wenn auch nicht durch das nordische Heilstum Irans, so doch durch den dahinter quellenden Born, den hohen Norden selbst, eintreten könnte. Hatte Hellas das Gute und Schöne, Iran das Gute und Böse in die Macht des Mittelmeerkreises geworfen, so könnten wir, die Erben dieser Machtgesinnung, uns nun, wo alles in die Brüche geht, endlich daran machen, den Norden selbst auszugraben und uns in Ergänzung von Hellas, Iran und der Gotik auf unsere eigenen Wurzeln, Kraft und Freude im Guten, die Geisteswissenschaften auf naturwissenschaftlicher Grundlage, zu besinnen.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war der letzte Ruhepunkt vor dem Auswirken der neuen Zeit, die herbeigeführt wurde nicht durch politische, kirchliche oder neue Bildungsmächte, sondern durch Übervölkerung und soziale Wandlung infolge von Erleichterungen des Lebens durch die Entdeckungen der Technik. Wir haben uns in allen Gebieten des Haushaltens, ob es sich nun um Staat, Land oder Stadt, um Familie oder den einzelnen handelt, an ein Wohlleben gewöhnt, von dem wir, wie ein Siebzigjähriger beobachten kann, in meiner Jugend alle zusammen nichts wußten. Der Krieg hat uns freilich um mindestens ein halbes Jahrhundert zurückgeworfen; aber wir sind doch noch immer so verwöhnt, daß wir uns in die bescheidenen Verhältnisse von einst, bevor eine massenhaft auf den Markt geworfene Ware uns alle zusammen verlockte, nicht mehr zurückfinden, um so weniger, als die Technik jeden Tag neue Entdeckungen

macht, uns das Leben angeblich zu erleichtern und unsere Hände im Hinblick auf die viel verlässlicher arbeitenden Maschinen zu schonen. Was dabei herauskommt, das erleben wir jeden Tag unausweichlicher und eindringlicher. Ich will hier nicht davon reden, daß ich mir den Einfluß der Natur — auf die Geistesforschung in ganz anderem Sinne denke.

Muß der Kampf aller gegen alle vernunft- und planlos weitergehen, ist es nicht möglich, eine Ordnung, wie sie früher Hof, Kirche und Bildung gewährleisten zu können glaubten, durch menschenwürdig überlegte Einrichtungen zu erreichen? Vielleicht kann uns fürs erste Hellas und seine Einwirkung z. B. auf die Kunstentwicklung einen Weg weisen. Wir erkennen allmählich, daß Alexander und seine Nachfolger die griechische Kunst für die Zwecke der Gewaltmacht dienstbar zu machen wußten, Rom seine Kunst von Hellas bezog, später Italien erst von der Gotik abwich, als es durch die Flüchtlinge von Konstantinopel die Schätze griechischen Geistes näher kennenlernte und ein Michelangelo der Fortsetzer altgriechischer Kunst im atlantischen Sinne wurde. Die Blüte des deutschen Geistes hat ihren wertvollsten Einschlag durch die Entdeckungen Winkelmanns und dann die allmähliche Aufklärungsarbeit bis zu Brunn und Furtwängler im rein künstlerischen Sinne gefunden. Wir wollen in Zukunft mit dieser Forschungsrichtung noch viel mehr ernst machen als bisher, mit der Wendung jedoch, daß wir stärker Gewicht auf das Seelische legen, insofern dieses als Hauptquelle zur Erschließung des Nordischen dienen kann.

Auch wäre Zeit, daß neben Hellas die zweite Kraftlinie der Entwicklung, die iranische, endlich Beachtung fände. Der Kunstforscher glaubt zu beobachten, wie das Iranische früher als das Griechische durch die Achämeniden für Machtzwecke ausgebeutet wurde, dann aber seit Alexander mit den religiösen Ideen und der Prunkausstattung von Höfen, Kirchen und Klöstern immer mehr Eingang in den Hellenismus zuerst, das sogenannte Mittelalter nachher findet. Vom islamischen Spanien und durch die Kreuzzüge dagegen wächst der Einfluß auf die sog. Gotik. Dürer wie die deutschen Mystiker sind ohne die seltsam iranisch anmutenden Züge in ihrer Tiefe kaum zu verstehen. Im 19. Jahrhundert bahnt das Indische und Chinesische der in beiden

entscheidenden Wurzel, dem Iranisch-Indogermanischen, den Weg. Worauf es jetzt ankommt, ist, daß wir die endlich durchbrochene Schranke des französischen Ausgrabungsmonopols in Persien benutzen, um im eigentlichen Iran, in Transoxanien und Afghanistan, mit sorgfältig und zielbewußt vorbereiteten Ausgrabungen einzusetzen und damit das Vorgehen im Norden selbst rechtzeitig ergänzen. Wir erwarten von der Zukunft, daß sie die seelischen Gehalte der altgriechischen und der arischen Kunst in Indien aus den menschlichen Gestalten, in Iran aber aus Tierat und Landschaft wie in Ostasien herauslieft und damit einen der wichtigsten Wege zur Erschließung des ursprünglich seelischen Nordgutes betritt. Das muß Hand in Hand gehen mit der Nordforschung selbst, die nicht nur das Erhaltene, wie die Vorgeschichte, behandelt, sondern erst recht auf ihre Lücken hin betrachtet und erklärt werden muß, vor allem durch Rückschluß von der Vollkunst und dem planmäßigen Vergleich der Bildenden Kunst und ihrem Werden aus in Hellas, Iran und der Gotik.

B e s c h a u e r. Die sich voraussetzungslos dünkende Wissenschaft vom Geiste erstickt an ihrem inselhaften Weltbilde. Indem die Menschen vor zehntausend Jahren schon alle geistigen und seelischen Beziehungen des Lebens zu All, Schöpfer und Erdkreis abzubrechen anfangen und sich in der Verherrlichung dessen, worin sie es so weit gebracht, der Gewaltmacht von Gottes Gnaden statt der dem Volke verantwortlichen Macht gefallen, treiben sie Inzucht und verderben ihr Blut bis zur Erschöpfung. Ich kann das aus eigener Arbeit in dem Sache beobachten, das man „Kunstgeschichte“ nennt. Was da alles angeblich aus Gewissenhaftigkeit, in Wirklichkeit aber aus Schlendrian und Bequemlichkeit beiseite gelassen wird, spottet jeder Beschreibung. Man reitet ein humanistisches Steckenpferd und läßt sich auf keine Art in dem kindischen Spiele stören. Und dabei tut unserer Zeit der volle, selbstbewußte und selbstverantwortliche Einsatz not wie nie. Man will durchaus bei einer willkürlich gewählten Zeitgrenze bleiben, nicht von den Anfängen selbst ausgehen, will nur mit dem Erhaltenen rechnen und nicht mit den offenbar großen Lücken und glaubt infolgedessen an den Wert der Geschichte, als wenn es nicht vor allem auf das Wesen und Werden der Dinge selbst ankäme.

Ein großer Schutthaufen, Universalgeschichte genannt, befriedigt die Gemüter dieser Inselkrämer, die nie zum All und dem Schöpferischen im Menschen selbst aufblicken gelernt haben, aus dem Kebricht Macht- und Besitzkram aufheben und darüber ihre Bücher schreiben. Es hat schwere Kämpfe gekostet, bevor auch nur die Außerlichkeiten des Lebens mit Berücksichtigung fanden (materielle Kultur), von den seelischen Gütern will man auch heute noch nichts in den Geisteswissenschaften hören: Die Seele sei womöglich nicht Gegenstand wissenschaftlicher Forschung.

Dazu kommt, daß sich die Historiker wissenschaftlich fernhalten von aller Gegenwart unter dem Vorwande, die Dinge müßten erst eine Zeitlang abliegen, bevor sie geschichtsfähig wären. Die Geschichte behandelt daher das, was war, ins Endlose, wie sie es nennt, sachlich (objektiv), und nennt es unwissenschaftlich, über die Dinge ein Werturteil vom Gegenwartsstandpunkte abzugeben, entsprechend ihrem Grundsatz, die Gegenwart nicht hereinzuziehen. Die Kunsthistoriker freilich bilden da eine Ausnahme insofern, als sie, da ihnen sonst nichts einfällt, die Geschichte der modernen Ismen schreiben und sie verherrlichen, statt sich beratend auf Seite der Künstler zu stellen und den Künstlern das Handwerk zu legen (Wickhoff, Weigbach: Impressionismus, Tietze: Expressionismus, usw.)

Wie steht es nun mit den Ausichten auf eine einverständliche Lösung: hier der Machtmensch, der Historiker, dort der Seelenmensch des Nordens und der Seelenforscher, der dem Wesen und Werden der Dinge, die das Menschentum ausmachen, nachgeht. Wird die Geschichtsauffassung, die in der Verherrlichung von Macht und Besitz gipfelt, die Oberhand behalten? Die Wesens- und Entwicklungsforschung gestatten Maßstäbe, die von der Gegenwart im Hinblick auf die Zukunft angelegt werden und durchaus auf das heute noch oder wieder Fruchtbare gerichtet sind. Die Vergangenheit an sich hat ihren Wert verloren, wir maßen uns Urteile über sie an und möchten es besser machen. Die Historiker benehmen sich so, als wenn allein das, was sie anerkennen, Berechtigung hätte, in einem höheren Sinne da zu sein. Gegen dieses Urteil gibt es keine Berufung. Darin halten sie wie Pech und Schwefel zusammen und sperren jeden aus, der anders denkt. Die gläubige Menge aber läßt sich glatt an der Nase

herumführen. Als ich mir 1887 die Frage stellte, was Rom, Italien, Europa in Wirklichkeit für die Menschheit bedeuteten, habe ich mir nicht träumen lassen, was meine Einsicht ein halbes Jahrhundert der Arbeit später mir antworten würde: alles Maske. Das heutige Europa II hat dem ursprünglichen Europa I alle edleren Werte und Kräfte gestohlen, die sachliche Welt in eine solche des Willens von Gewaltmächthabern verwandelt und zerzt nun den Bären, das Volk, am Nasenringe hinter sich her.

Ich kenne die Geschichte von einer lebenslangen Beschäftigung mit der Kunstgeschichte her. Letztere war bis vor kurzem noch ganz von ersterer abhängig, glaubte sich verpflichtet, um akademisch zugelassen zu werden, sich in alle ihre Auffassungen fügen zu müssen. Die Kunstforschung aber verfügt glücklicherweise über andere Auskünfte als die allgemeine Geschichte; die schriftlichen Quellen sind für sie nicht die Hauptsache, sondern die Denkmäler. Die Denkmäler der Bildenden Kunst aber sprechen eine ganz andere Sprache als die schriftlichen Quellen, sie stehen zumeist in geschlossener Reihe (Schicht) da und führen eine viel unbefangene Sprache, die mit der der Schrift fast nichts zu tun hat. Sache des Kunstforschers ist es, dieses Wesen in Werte aufzulösen und aus Kräften zu erklären. Es ist daher leicht begreiflich, daß der seine eigenen Wege gehende Kunstforscher zu anderen Ergebnissen kommt als der politische Historiker und Philologe, nur der liebedienerische Kunsthistoriker, der sich von vornherein dem von den Historikern ausgesteckten Rahmen einfügt, um akademisch vorwärtszukommen, wird nichts einzuwenden haben, sondern sich überall durchwinden. Die Kunstgeschichteschreiber als akademische Streber haben das bis jetzt glänzend verstanden.

Falls die Historiker glauben, wenn sie meine Vorschläge zu einem wissenschaftlichen Aufbau der Forschung über die philologisch-historisch nachgewiesenen Bestandtatsachen hinaus unbeachtet lassen, das heißt den Vogel Strauß spielen, würden sie damit der Verpflichtung, sich umzustellen, enthoben, dann irren sie sehr. Die Dinge sind nicht aus dem Armel geschüttelt, sondern schwer in Lehramt und Forschung erarbeitet. Jeder, der gewissenhaft entweder selbst forscht oder an der Heranbildung des Nachwuchses arbeitet, wird auf die Dauer eines festen Planes nicht entbehren können. Er wird Sache und Beschauer

auseinanderhalten und in diesem doppelten Rahmen getrennt Bestände, Werte und Kräfte unterscheiden müssen. Wenn die Herren glauben, anders einteilen und vorgehen zu können, dann mögen sie es nur erst einmal gründlich versuchen. Was ich ihnen vorschlage, ist nicht umzubringen, sie mögen sich noch so ehrlich mühen, es schon um des Justamentstandpunktes willen anders anzufangen.

Falsche Gelenke, einst von den Romanen in die Geschichte eingeführt und von der Wissenschaft bis auf den heutigen Tag festgehalten, womöglich noch, wie durch J. Burckhardt, verstärkt, behindern den freien Ausblick und den Neuaufbau des Saches vom Nordstandpunkt aus, den Burckhardt selbst in seiner „Griechischen Kulturgeschichte“ wenigstens betreten hat. Bedeutet unsere Zeit selbst ein Gelenk in der Entwicklung und worauf haben wir zu achten, um die natürlich gegebene Gelegenheit nicht zu verpassen? Werden Hof, Kirche und Bildung doch, wie zuerst am Ende der Antike, gegen das Indoarische, dann das Germanische und endlich das Deutsche sich durchzuringen vermögen und wieder die Oberhand gewinnen?

Die Bildende Kunst wurde in ihrer Entwicklung von mir bisher gleichgesetzt dem Schicksal der beharrenden Kräfte unter der Einwirkung von Bewegungskräften, vor allem des Machtwillens. Was wird sie in Zukunft sein? Wird man sich erinnern, beziehungsweise bewußt werden, daß Kunst Natur aus Menschenhand ist, bedingt also durch Lage, Boden und Blut, kein Erzeugnis irgendeines Willens? Von Kunstwollen wissenschaftlich in einem anderen Sinne sprechen als in dem des Machtwillens, heißt die Kunst von vorn herein mißverstehen, sie in Bahnen beurteilen wollen, die nichts mit ihrem innersten Wesen zu tun haben.

Die Unfruchtbarkeit der Geschichtschreibung und so auch der Kunstgeschichte liegt hauptsächlich darin begründet, daß sie sich unentwegt im Mittelmeerkreise um sich selbst drehen. Das fing nicht erst z. B. bei Mischatta an. Statt von diesem Denkmale aus zu schließen, daß es eine vorpersische Kunst im alten indogermanischen Iran gab, erinnerte man sich des Märchens vom antiken Ursprunge der islamischen Kunst und ordnete das Denkmal schwachsinnig diesem Kunstkreis ein. Oder die Sarkophagggeschichte. Die nächstverwandten Denkmäler von Mischatta sind die Säulen- und Rankensäрге. Statt sie mit dem Kelch

von Antiochia und der Marimianskathedra zusammenzubringen, das heißt die Euphrat- und Tigrisgrenze zu überschreiten, bleibt man an ihr stehen, die Untersuchungen müssen daher ergebnislos verlaufen. Die Unfruchtbarkeit der Geschichte überträgt sich bei der hohen Wertschätzung, die die Geschichte noch in unserer gedankenlosen Zeit genießt, auch auf andere als gerade die archäologischen Fächer. Von Kunstgeschichte war in diesem Sinne oft genug die Rede. Jetzt ist die Volkskunde in Gefahr. In einem Aufsätze der Festschrift für M. Haberlandt (S. 101 f.) habe ich schon 1925 darauf verwiesen, wie wichtig es ist, in Europa das Holz, in Asien den Kohziegel und das Zelt zu beachten, also von der Volkskunde auszugehen. Wenn man auch da weiter historisch statt vergleichend arbeitet, dann geht das alles verloren, weil die Historiker der „Spätantike“ in Asien nachlaufen, statt von Lage, Boden und Blut auszugehen (Le Coq!). Sie sehen nichts vom Bodenständigen, reißen die Bilder aus den Höhlen des Turfan, wenn sie Darstellungen im Wege der menschlichen Gestalt aufweisen, und lassen die wichtigen Zeugen für die alte Kohziegel- und Zeltkunst unbeachtet verderben. (Österr. Monatschrift für den Orient, XL, 1914, S. 68 f.)

Was endlich meinen Vorschlag, die entscheidende Tat in der Entwicklung der Menschheit von Hellas, Iran und der Gotik aus im hohen Norden einer Zwischeneiszeit zu suchen, anbelangt, so wird die Sache doch etwas ernster genommen werden müssen, als es z. B. ein Berichtserstatter der Historischen Zeitschrift, Bd. 158/59, tut. Einst waren es Poltsiedler, die, durch neue Eiszeitwellen aus dem Norden vertrieben, von verschiedenen Seiten dem Mittelmeere zuströmten: von Osten die Amerasiaten, die von Alaska und Nordasien kamen und bis nach Mesopotamien vordrangen, vom Westen die Atlantiker, die sich schließlich in Ägypten festsetzten. Die ersteren begründeten die Gewaltmacht von Gottes Gnaden, die anderen die Gewaltmacht auf Grund der Gottessohnschaft. Daß diese beiden Auffassungen später Europa über Persien, Rom und Byzanz in den Bann schlugen, konnten weder die Griechen, noch die Iranier, noch die Germanen mit Völkerwanderung und Gotik verhindern. Die Perser, Alexander, Karl und schließlich die Mönche wurden die Träger jenes Machtstammbaumes, dessen Verwurzelung am Mittelmeere das einzig Richtige in der historischen

Auffassung vom Werden Europas bleibt. Im übrigen wäre es an uns Deutschen, daraus die Folgerung zu ziehen, daß es hoch an der Zeit ist, nun endlich einmal die Gegenseite, den Norden, wieder zu Worte kommen zu lassen. Vielleicht stellt sich bei den Geisteswissenschaften zugleich die Erkenntnis ein, daß wir auf diesem Wege, wenigstens von der Bildenden Kunst von Hellas, Iran und der Gotik aus, über den zusammenhanglosen Haufen, den wir Universalgeschichte nennen, hinweg zu einem Versuche kommen, die Entwicklung der Menschheit im Zusammenhange zu erfassen.

Ich will hier nicht gegen Historiker losziehen, die sich ernstlich selbst um ihr Fach bemühen, widerlich sind mir nur die Beamten ihres Faches, das Duzend, das vom Duzend verherrlicht wird, die politisch die Einheit des Reiches z. B. ausrufen und dabei eine gesunde, strebsame Sache, sobald sie die Macht dazu haben, mit Füßen treten. Ernsthaft über ihr Fach nachsinnende Historiker, wie Lindner oder Breyfig, haben wohl empfunden, wie entscheidend die beharrenden Kräfte wären, wenn nicht die von vornherein falsche Einstellung auf die Gewaltmacht von Gott alles auf den Kopf stellte. Keine Wissenschaft ohne Unterbau von den Anfängen an! Sie gleicht sonst einem Bau, der irgendwo auf nackte Erde gestellt ist. Aber selbst dieser ist nicht da, nicht einmal die Steine für die Errichtung eines Unterbaues sind geordnet, vom Oberbau gar nicht zu reden. Die Werkstücke liegen lunterbunt durcheinander: Universalgeschichte. Ich habe von meinem Fach aus mein Leben lang gerungen, den roten Faden der Entwicklung, die nicht zu verwechseln ist mit Geschichte, zu finden. Die Geschichte hat ihre Grenzen; sie bearbeitete über ein halbes Jahrhundert den Arbeitsstoff für die Fragen von Macht und Besitz, versagte aber vollkommen für die aus Lage, Boden und Blut unmittelbar herauswachsenden Lebenswesenheiten und die Werdezeit der Gürtel und Ströme. Es ist höchste Zeit, daß sie zurücktritt in die Rolle der Hilfswissenschaft, sonst wird sie zu einer toten Sprache, die mehr hindert als fördert. Das ist die Schranke, in die ich die Geschichte als Wissenschaft zurückweise; damit bin ich aber noch lange nicht mit ihr fertig. Der aufbauende Teil soll erst im nächsten Abschnitte näher ausgeführt werden.

Der Historiker wertet nicht, er wird nie sagen, das ist gut oder das ist schlecht, ja er hält es für ein Gebot seiner angeblichen Unparteilich-

keit, sich lediglich beschreibend zu verhalten. Es gilt für geradezu unwissenschaftlich, ein abschließendes Werturteil abzugeben. Damit ist der ganze feige Jammer des Historikers bloßgelegt. Weil er eben nur Meinungen ausspricht und „vornehm“ zurückhält, statt seinen Mann zu stellen und ganz einfach sachlich nach vergleichenden Maßstäben zu urteilen. Nehmen wir ein Schlußbeispiel.

Es erschiene rätselhaft, wie Engländer und Franzosen, die so oft von germanischen Völkerwanderungen überschwemmt wurden, sich jetzt so völlig ungermanisch gegen das Reich und seine Bestrebungen, soweit sie auf die Gesundung der Volksgemeinschaften hinzielen, einstellen können, wenn nicht meine Art der Erklärung wäre, wonach dort mit der Zeit doch das atlantische, auf Macht und Besitz gerichtete Blut wieder durchschlug. Man hat sich in beiden Staaten völlig dem jüdischen Einfluß ausliefern können, weil das Judentum heute noch in seiner Art auf dem Standpunkte des Gottesgnadentums steht, wonach gewissen auserwählten Völkern, beziehungsweise deren Beherrschern einzig Rechte zuständen, alle andern aber Pöbel sind, der sich mit Gottes Hilfe ausbeuten lassen muß. In meinem Europawerke wird ja davon ausführlicher zu reden sein. Die Engländer und Franzosen werden erst zur Besinnung kommen, wenn ihr germanisches Blut gegen die Börsianergesinnung der Machthaber wieder obenauf kommt und damit die gesunden Kräfte zur Führung gelangen. Was unter dem atlantischen Blute zu verstehen ist, wird gleich in dem Abschnitte über Michelangelo zu sagen sein.

3. Die vergleichende Kunstforschung bricht Bahn

Bisher war immer nur von der Geschichte und Kunstgeschichte die Rede, die vergleichende Kunstforschung wurde nur nebenbei gestreift; und doch macht nur sie allein verständlich, wie der Forscher versuchen kann, die Bildende Kunst zum Schlüssel der Feststellung der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechtes zu machen. Die Kunstgeschichte begnügt sich mit den Stilen der historischen Zeit und denkt nicht daran, nach der Entstehung dieser Stile zu fragen und aus der Beantwortung Maßstäbe für die Gegenwart und das Werden neuer Stile in der Zukunft zu ziehen. Die Bildende Kunst ist aber tatsächlich im Bauen sowohl wie im Bilden, Malen usw. der anschauliche Niederschlag jener Entwicklung, die zurückliegt nicht Jahrzehnt-, sondern Jahrhunderttausende, in denen die Geleise gelegt wurden, die in historischer Zeit weiterlaufen. Von ihr aus darf man vergleichend nicht nur an die fernste Vergangenheit, sondern auch an die Möglichkeiten der Zukunft herantreten.

K u n d e. Die vergleichende Kunstforschung kann, was die Kunstgeschichte bis jetzt erarbeitet hat, nur sehr vorsichtig unter Weglassung aller Verknüpfung, allein unter Benutzung der an sich halbwegs sichergestellten Bestandtsachen, verwenden. Gerade die Auffassung, die jeweils in die Verknüpfung hineingetragen wurde, ist ja zumeist der Stein des Anstoßes und zugleich der Arbeitsstoff der vergleichenden Beschauerforschung. Wenn man Hellas vom Mittelmeere, Iran womöglich gar aus dem alten Orient und die Gotik von Rom herleitet, hört sich von vornherein jede Verständigung auf. Da hätten Volkskunde und Vorgeschichte längst Verwahrung einlegen sollen; aber das sieht eben vorläufig nur der vergleichende Kunst-

forscher, der selbst auf geschichtlichem Boden arbeitet und von da aus erkennt, wie verkehrt man die Höchstleistungen der Bildenden Kunst in die Geschichte einstellt. Für die vergleichende Kunstforschung sind Geologie und Geographie, Anthropologie, Volks- und Völkerkunde Hilfswissenschaften, mehr als Geschichte und Philologie. Sie entnimmt ihnen die Kunde jener Dinge, die, in Lage, Boden und Blut verwurzelt, von der Kunstgeschichte bisher mißachtet wurden, weil diese gänzlich im Fahrwasser des Mittelmeerglaubens der Historiker trieb, daher keinerlei Verständnis für die bahnbrechende Tat des hohen Nordens in der Entdeckung der Seele aufzubringen vermochte. Auf diese Seelenkunde aber kommt es heute entscheidend an, will man endlich den Bann des Mittelmeerkreises brechen und der Gier nach Macht und Besitz, zusammengeschlossen in der Gewaltmacht von Gottes Gnaden, wie sie vom alten Orient und dem kaiserlichen und päpstlichen Rom ausgeht, durch die Erkenntnis einer dem Mittelmeertreiben vorausliegenden Kunde vom ursprünglichen, rein indogermanischen Europa die Spitze bieten.

Deshalb war es höchste Zeit, daß wir neben den Großmächten, mit denen die Geschichte rechnet, endlich das ihnen weit vorausseilende, aus Lage, Boden und Blut geborene Volkstum zu beachten begannen und Dinge, die bisher als unter dem Gesichtsfeld der hohen Geistigkeit liegend angesehen wurden, Volkstum und Volkskunde, in ihrer grundlegenden Bedeutung für den Erdkreis, alle Zeiten und Völker erkannten. Es ist unbegreiflich, daß der Humanismus so unerhört zäh bis in unsere Tage hinein an seinen Scheuklappen festhalten und, wie man früher alles von Rom und dem Mittelmeerkreise ausgehen ließ, so jetzt gar auch noch den Norden von Asien abschneiden möchte, als wenn man Europa jemals anders verstehen könnte als zwischen die anderen Erdteile eingeschoben und ursprünglich nur mit Gewalt von ihnen losrennbar, zuerst von Amerika und Afrika, dann, oder schon früher, von Asien.

Es war kein Einfall von heute auf morgen, der mich zu dieser Einstellung führte. Es hat vielmehr ein halbes Jahrhundert Arbeit gekostet, bevor ich mich, vom Humanismus herkommend, zu meiner Stellungnahme entschließen mußte. Die entscheidende Zeit meiner Jugend waren, nachdem ich gleich in meiner Dissertation „Ikonographie

der Taufe Christi“ vergleichend ausgegriffen hatte, die vier Jahre, 1885—1889, in Rom, als ich die Kalenderbilder des Chronographen von 854 und mein Cimabuewerk veröffentlichte und dadurch auf die maßgebende Rolle der nah-östlichen Mittelmeerküsten, voran Konstantinopel, aufmerksam wurde. Daß ich damals schon die Wendung zur vergleichenden Kunstforschung vollzog, ging mir erst Jahrzehnte später auf. Seit der „Krisis der Geisteswissenschaften“, 1923, bin ich fast in allen meinen Werken mehr oder weniger auf die vergleichende Kunstforschung eingegangen, am nachdrücklichsten in „Forschung und Erziehung“, 1928, S. 100 f., „Aufgang des Nordens“, 1936, S. 26 f., und „Geistige Umkehr“ ganz allgemein. Es hat nichts genützt, trotzdem der volksdeutschen Bewegung die vergleichende Wesensbetrachtung und Entwicklungserklärung hochwillkommen sein sollten. Diese Bewegung ist selbst eine Wesens- und Entwicklungssache ersten Ranges insofern, als sie die Hebung deutschen Wesens auf eine unvergleichliche Höhe der Rassenreinheit anstrebt. Wie kann sie das aber, wenn sie nicht alle Werte und Kräfte, die dabei in Betracht kommen, beobachtet und vergleicht? Es wird später von der Hochwertigkeit des Lebens und dem hochwertigen Menschen als Maßstab zu reden sein, hier sei nur zunächst die vergleichende Kunstforschung als Mittel solcher Untersuchungen herausgegriffen und anschließend der vereinigenden Gruppe der wissenschaftlichen Geschichts-, beziehungsweise Kunstgeschichtsschreiber gegenübergestellt.

Wesen. Die Einstellung einer Volksgemeinschaft kann nie auf Gewaltmacht gerichtet sein, so wenig Macht welcher Art immer zu den höchsten seelischen Gütern der Menschheit gehört. Macht sollte Pflicht, nicht Genuß sein. Ein einiges Volk kann in Ordnung und Arbeit für sich leben, wenn es nicht vergiftet, seine Wehrmacht und Jugend für den Schutz des Ganzen und jedes einzelnen zu erhalten. Das wird, je stärker der seelische Gehalt über den Machtwillen siegt, sich erst recht sittlich richtunggebend im deutschen Volke durchsetzen. Dazu aber gehört, daß man indogermanisches Wesen hinter dem germanischen zu sehen beginnt und Kraft als Freude ergänzt durch den seelischen Auftrieb, den einst der hohe Norden und heute noch z. B. die Ostmark in dem bietet, was wir das Alpengefühl nennen.

Eine Bildende Kunst, die lediglich als Lebensrahmen, nicht als Ausdruckskern des Lebens aufgefaßt wird, als das Leben selbst gestaltend und nicht nur es widerspiegelnd, ist nicht wahre Kunst, ist Machtkunst, etwa im Gegensatz zur Volkskunst. Beider Wesen geben derart auseinander, daß ich zwei getrennte Werke über beide herausgeben könnte; das eine, die „Spuren“, liegt vor, das andere, „Europas Machtkunst im Rahmen des Erdkreises“, steht vor der Drucklegung. Darin gilt es, von der vergleichenden Kunstforschung aus einen Eindruck zu geben, was das Nachgeben in der Richtung der Machtkunst dem Volke Schaden zufügen, es an der kerngesunden Eigenentwicklung verhindern kann.

Zu den Forderungen der Klärung gehört zunächst die Verwendung der richtigen Schlagworte. Welches ist z. B. das deutsche Wort für Kultur? „Wesen“ könnte an dessen Stelle treten: Wesenlos heißt kulturlos, äußeres und inneres Wesen sitzt besser als materielle und geistige Kultur. Menschen ohne höheres Wesen sind Menschen ohne Kultur. Man muß also das Schlagwort „Wesen“ nur näher bestimmen und bekommt treffendere Kennzeichnungen als mit dem abgeschliffenen Fremdworte. Wir erkennen das Wesen der Deutschen von heute nur auf dem Hintergrunde des germanischen, dieses nur, soweit es sich abhebt vom indogermanischen Wesen. Es ist immer das Wesen und Werden der Dinge, das entscheidet, niemals deren Geschichte, die die Kultur durch die Zivilisation, auf deutsch: die inneren Werte des Menschentums durch den von der Gewaltmacht geforderten äußeren Aufwand zudeckt.

Unser engeres deutsches Volkstum entwickelt sich im Grunde erst seit der Blüte nordischen Geistes mit dem sogenannten gotischen Zeitalter und dem Auftreten von, sagen wir, Walter von der Vogelweide als ein Wiedererwachen des Indogermanischen, aus dem die Germanen durch ihre Kämpfe mit dem Osten wie Süden und die nachfolgenden Wikinger- und Warägerfahrten herausgedrängt worden waren. Nehmen wir als Zeugnis das gotische Münster, eine Landschaft, aus Steinen gebaut, wie sie die Arier in der Malerei schon in Indien (Afschanta) halb südlich gebunden erschaut hatten¹⁴. Die alte volks-

¹⁴ „Dürer und der nordische Schicksalshain“, S. 133.

tümliche Vorstellung der Indogermanen, den Himmel als aus Steinen gewölbt zu sehen¹⁵, taucht da in neuer Form wieder auf. So war er schon in der Felsgeburt des Mithras (Trier) gegeben, so beherrscht er in der Form der Felsenhöhle die hellenistischen Reliefbilder, die Kunst von Gandhara¹⁶ und die der altchristlichen Sarkophage. Man sieht aus dem einen Beispiel, daß die Voraussetzungen der Gotik eher auf ein asiatisches Europa der indogermanischen Zeit als nur auf den eigenen germanischen Norden zurückführen. Deutsches Wesen macht sich erst in der Gotik frei, der Forscher ahnt noch bei Dürer (und den Mystikern bis Böhme) die alten Zusammenhänge, aber der Zeit selbst waren sie kaum mehr bewußt. Nirgends hat die Landschaft sich so schlagend seelisch in der Bildenden Kunst durchgesetzt wie bei den Deutschen. Wenn nicht die Forderungen der Höfe, der Kirche, der Scholastik gewesen wären, den Deutschen, einschließlich der Niederlande, wäre die Führung damals schon zugefallen. In dem Bilde von 1445 in Basel, den Besuch des Antonius bei Paulus darstellend („Spuren“, S. 117), stehen sich noch die alte Felslandschaft und die neue deutsche, naturnabe Landschaft unmittelbar gegenüber.

Germanisches Volkstum, in den beiden Jahrtausenden um Christi Geburt über das Festland und die nördlichen Halbinseln an Nord- und Ostsee ausgebreitet, hat nichts mehr unmittelbar mit dem Pol im Norden und auch noch nichts zu tun mit den Alpen im Süden, in die es erst allmählich eindringt. Von der Bildenden Kunst aus gewann ich den Eindruck, daß die Germanen in ungeheuren Kämpfen mit asiatischen Ostvölkern kaum zur Ruhe gekommen waren, als irgendwelche Naturereignisse sie aus ihren mühselig behaupteten Stammsitzen vertrieben und jene Wanderungen begannen, denen in meinem Fachgebiete die sogenannte Völkerwanderungskunst der Germanen entspricht. Seit ich 1893 in den Preussischen Jahrbüchern darauf aufmerksam machte und dann selbst seit dem Jahre 1916 darüber zu arbeiten begann, bis 1917 mein „Altai-Iran und Völkerwanderung“, 1926 „Der Norden in der Bildenden Kunst Westeuropas“ erschien, dazwischen in mehreren Aufsätzen die Kunstladung des Osebergschiffes

¹⁵ Vgl. Güntert, „Der arische Weltkönig“, S. 407 f.

¹⁶ Vgl. auch die Schriften von Coomaraswamy.

den Deutschen zugleich in den besten Abbildungen vorgeführt wurde, haben sich sehr viele jüngere Kunsthistoriker und Außenseiter mit diesen Dingen beschäftigt und Arbeitsstoff in Überfülle vorgelegt. Ich kann daher darauf verzichten, hier noch näher auf die Bestände einzugehen (sie sind schon vor der Entdeckung des Osebergsschiffes am besten zusammengefaßt in dem 1904 erschienenen Werke des schwedischen Reichsantiquars B. Salin, „Nordische Tierornamentik“), und will nur meine infolge der Kenntnisse über asiatische Kunst völlig von der humanistischen abweichende Einstellung zu Wesen und Entwicklung dieser Völkerwanderungskunst vorbringen. Die Altgermanen wußten nichts mehr von der Landschaft der Indogermanen, erst die „gotische“ Wiedergeburt läßt uns auf europäischem Boden selbst die Zusammenhänge über die Mosaiken Irans hinweg ahnen.

Der Teil der Germanenkunst, der uns zuerst durch die Metallwaren, dann durch die Kunstladung des Osebergsschiffes bekannt wurde, hat nichts mehr mit dem seelischen Gehalte der Indogermanen zu tun, geht zum guten Teil auf in asiatischen Einwirkungen, die von Iran und Sibirien herüberkamen. Vielleicht werden wir eher berechtigt sein, Rückschlüsse auf eine von Asien unabhängige germanische Kunst vom ältesten nordischen Kirchengebäude der ersten von Rom unabhängigen Christen, den Stab- oder besser Mastenkirchen Skandinaviens, zu ziehen, die nach einem Chartreser Glasfenster auch den Zimmerleuten der Westfranken bekannt waren. (Festschrift anlässlich des Reichsverbandstages des deutschen Zimmerhandwerkes, Wien, 1939. „Das Zimmerhandwerk als Voraussetzung der großen Kunststile Europas“, S. 6.) Sie gaben Anlaß zur Entwicklung der Gotik aus diesem an den Schiffsbau anschließenden Mastenbau. Mit dieser Befreiung von den Mönchen ging Hand in Hand ein Wiedererwachen indogermanischer Überlieferung, die damit in den Mittelpunkt der Arbeiten der vergleichenden Kunstforschung rückt. Erst der gotische Münsterbau nimmt die Überlieferung wieder auf, die Deutschen entdecken die naturnabe Landschaft an Stelle der iranischen Felslandschaft, die im Bauen ihre Fortsetzung findet.

Das um viele Jahrtausende ältere indogermanische Wesen muß ein beachtenswert anderes Wertleben als das germanische gehabt haben. Ich kam darauf nicht von der Völkerwanderungskunst, sondern von

der späteren christlichen Blüte germanischer Kunst, der sogenannten Gotik aus, als ich, von meinen Arbeiten gedrängt, diese in Vergleich mit Hellas und dem indogermanischen Kerne Asiens, Iran, zu setzen begann. Das Dritte Reich hat es verstanden, sich auf den Norden einzustellen, es pflegt und fördert heute die Germanenforschung auf das nachdrücklichste. Aber schon um nur die Germanen zu verstehen, müssen wir über sie hinaus noch weiter zurückgreifen, nämlich auf die hochnordischen Urvölker. Damit erst wäre jener Norden erreicht, von dem ich hier sprechen will. Wie man zu einer solchen Einstellung kommen kann? Es scheint mir von der Bildenden Kunst aus möglich, daß sich jeder Suchende mit eigenen Augen zu dieser Erkenntnis durchringen kann.

Man beginnt am besten damit, sich einer Beobachtung zu erinnern, die jeder bei einiger Überlegung selbst machen kann. Es gibt nämlich zweierlei Stilarten, die einen, die ganz aus ihrer eigenen Lage, ihrem eigenen Boden und eigenen Blüte erwachsen sind, und andere, die ein längst vorhandenes und heute noch unzweifelhaft feststellbar fremdes Erbe antreten. Als Beispiel der letzteren Art nehme man die sogenannte italienische Renaissance. Sie ist ein Stück Altertum, das am Ende des Mittelalters, der Gotik, von der sie angeregt war, wieder zum Leben erweckt wird. Im Gegensatz dazu steht die vorausgehende Blüte der christlichen Kunst im germanischen Norden, die sogenannte Gotik selbst. Sie ist ein ausgesprochen selbständiger Stil, der zum mindesten in Europa keinerlei Vorläufer hat. Das ist die eine Tatsache, von der jeder ausgehen kann. Die zweite Tatsache, die auch wieder jeder Suchende selbst festzustellen vermag, ist eine, die etwa zweitausend Jahre früher liegt und eine ganz ähnliche Wandlung betrifft. Ich meine den Eintritt des Altgriechischen in die orientalische Welt. Der griechische, einzeln freistehende Tempel ist ebensowenig mit einem Gruppenbau am Nil oder Euphrat und Tigris zu verwechseln wie ein griechisches Bildwerk mit einem altorientalischen, trotzdem die menschliche Gestalt an sich übernommen ist. Es ist ein ganz anderes Wesen, das uns da in Hellas entgegentritt. So weit handelt es sich um Beobachtungen, die im Rahmen des heutigen Europa zu machen sind: Hellas und die Gotik. Dazu aber kommt eine dritte Tatsache, für deren Feststellung wir in das innere

Asien gehen müssen. Sie ist bis jetzt völlig unbeachtet geblieben, hat aber entscheidende Bedeutung, denn sie macht den — wie ganz allgemein üblich — auf den Mittelmeerkreis eingestellten Beobachter erst auf den wahren Zusammenhang der in der Gotik und in Hellas gemachten Beobachtungen aufmerksam, und zwar darauf, daß es einst ein größeres Europa gegeben haben muß, das bis zum Pamir reichte. Es handelt sich dabei um ein Volk, dessen Wohnsitz erst neuerdings wieder zu seinem alten Namen zurückgekehrt ist, nachdem es bisher Persien genannt worden war: nämlich Iran. Vielen dürfte diese Namensänderung entgangen sein. Sie ist durchaus berechtigt. Das alte Iran reichte auch noch weiter nach Norden, Persien war einst nur der südliche Teil davon. Während alle Welt die griechische und gotische Kunst kennt, weiß heute noch niemand etwas von der iranischen, obschon sie einst ebenso zum indogermanischen Europa gehörte wie die beiden anderen. Davon später. Ich möchte zunächst von dieser Kunst eine klare Vorstellung zu geben suchen, weil sie notwendig bekannt sein muß, bevor man versteht, was Hellas am Mittelmeere und die Gotik im germanischen Norden eigentlich bedeuten.

Es war in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts, als Wilhelm von Bode, der bekannte Generaldirektor der Berliner Museen, meinen langjährigen Aufenthalt im vorderen Orient benützte, um für das neu zu errichtende Kaiser-Friedrich-Museum eine Sammlung altchristlicher und islamischer Denkmäler zusammenzubringen. Ich konnte tatsächlich von Konstantinopel, Kleinasien, Syrien und Ägypten aus eine größere Reihe von Denkmälern für Berlin erwerben, von denen nur eines besonders herausgehoben sei, ein Großdenkmal, das auf der von mir zusammengestellten Liste von Denkmälern stand, die sich der Kaiser vom Sultan schenken lassen sollte; es war darin als „syrische Kirche“ angeführt. Ich wundere mich, daß von dieser sogenannten „Mschatta-Schauseite“ auch heute, nachdem ein Dritteljahrhundert vergangen ist, nicht Gipsabgüsse über das Reich verbreitet sind; sie würden dieses höchst merkwürdige Kunstwerk, das zeitlich zwischen dem alten Hellas und der Gotik steht, in seiner ganz einzigartigen Bedeutung für eine bestimmte Art von Indogermanentum und Christentum zur Geltung bringen.

Diese Mschatta-Schauseite ist etwa vierzig Meter lang und bis zu

sechs Meter hoch erhalten, ein Denkmal also, das man ruhig in Berlin neben den pergamenischen Altar stellen könnte. Die Eigenart seiner Kunst besteht darin, daß es, in Stein übersetzt, eine Art Teppich, besser Zeltbehang, darstellt, wie eine Borte wirkend, die ein Riesenzickzack der Länge nach fortschreitend füllt, in der Mitte durch ein Tor in zwei Flügel geteilt. Es entstanden so stehende und hängende Dreiecke, vielleicht als „Weltberge“ aufzufassen, die mit durchbrochen gearbeiteten Weinrankenmustern gefüllt sind. Diese wirken in der älteren, linken Hälfte fast altchristlich, wenigstens kennen wir die Leitgestalten sehr gut ähnlich auf altchristlichen Sarkophagen und Elfenbeinen, aus altchristlichen Mosaiken und den sogenannten Kanonesarkaden der ältesten syrischen und altgermanischen Evangeliare. Es sind Weinranken, die entweder in Stämmen nebeneinander stehen oder aus Gefäßen entspringen, aus denen zugleich beiderseits Tiere trinken. Vögel beleben die aufsteigenden und flächenfüllend sich einrollenden Ranken; in der Mitte eines jeden Dreieckfeldes liegt eine reichverzierte „Schüssel“. Auf die rechte Hälfte dieser Mischatta-Fassade gehe ich hier nicht ein, ebensowenig darauf, wie dieser erhaltene Rest, der auf meine Veranlassung aus dem Transjordanlande Moab nach Berlin gebracht wurde, nach oben hin zu ergänzen sei.

Man wird fragen, was diese märchenhaft reich geschmückte Schau-
seite aus dem 3. Jahrhundert nach Christus mit dem alten Hellas und
unserer nordischen Gotik zu tun haben könnte. Nachdem ich zunächst
einmal Kenntnis von den drei Stilen (Mischatta für den dritten, ira-
nischen Stil) gegeben habe, die man beachten muß, wenn man auf
den Norden kommen will, bitte ich, mit mir in den Vergleich dieser
drei Stile untereinander einzutreten. Erstens einmal sind sie alle drei
nicht in dem Rohstoff erhalten, in dem sie einst entstanden waren,
bevor man sie in Stein übersetzte. Der griechische Tempel war ebenso
ursprünglich ein Holzbau wie die Mischatta-Fassade eine aus Kob-
ziegeln errichtete Schauwand, die man mit Teppichen, Stuck oder
Fliesen verkleidet oder besser sinnbildlich geschmückt hatte. Auch unsere
herrlichen Münster führen, wie wir heute beim Vergleich mit den
aus dem Mittelalter erhaltenen norwegischen Stab- oder Masten-
kirchen feststellen können, auf den Holzbau, wahrscheinlich den Schiff-
bau, zurück. Wenn das nicht beachtet wird, so liegt es nur daran, daß

unsere Humanisten ihren Glauben an den Mittelmeerkreis als den Ursprungsort der Kultur, auf den sie alles beziehen und alle zusammen eingeschworen sind, aufgeben müßten, sobald das richtig ist. Der Stein spielte ursprünglich in den Gebieten, aus denen diese drei Stile kommen, gar keine Rolle, die Griechen so gut wie die Iranier und Germanen übernahmen ihn erst, sobald sie sich dem Mittelmeere näherten und sich dort mit den Machtkreisen, sei es dem Hofe, der Kirche oder den Mönchen als Bauführern, berührten. Herrschend war vielmehr in der Zeit, in der sich diese Stile aus den beharrenden Kräften von Lage, Boden und Blut vorbereiteten, das Holz, der Lehm, beziehungsweise Rohziegel und das Felt. Da diese Rohstoffe aber leider vergänglich sind, der Stein allein, beziehungsweise der gebrannte Ziegel erhalten bleibt, haben sich die Historiker täuschen lassen und ihm, weil allein erhalten, die Führung gegeben.

Die durch die Vergänglichkeit der Rohstoffe entstandenen ungeheuren Lücken der Nordkunst sind bis heute unbeachtet geblieben, und es erweckte nur Verwunderung, daß die Stile alle drei, wie es scheint, so auffallend fertig in Erscheinung treten. Wir müssen aber allmählich mehr Sinn bekommen für das **W e r d e n** der Kunstformen als für ihr **S e i n**, dann dürften wir folgerichtig auch in den Geisteswissenschaften aus der Vergangenheitskrämerei herauskommen und, statt allein den geschichtlichen Verlauf wahrzunehmen, auch die Notwendigkeit erkennen, die Dinge nach ihrem Wesen und ihrer Entwicklung, ihren Werten und Kräften zu betrachten und so für die Gegenwart und Zukunft nutzbar zu machen.

Ich versuche hier, eine der wichtigsten und größten Lücken zu füllen, die das Deutschtum von heute kennen muß, will es entschlossen vorwärtskommen. Was zunächst am Handwerk, Rohstoff und Werk beobachtet wurde, findet seine Bestätigung auch in den geistigen Werten. Der Marmor der Griechen, der den Rohziegel verkleidende Stuck der Iranier und der Sandstein unserer Münster sind bodengegebene Rohstoffe, die jeder Stamm nach jahrhundertelangem Verweilen auf dem durch Völkerwanderungen vom Norden her erreichten Boden zur glänzendsten Auswertung brachte. Man besuche die griechischen Abteilungen unserer großen Museen und wird gewiß frohen Herzens einstimmen in das, was ich jetzt über die Kunst der

Griechen zu sagen habe. Daneben sollte man einen Abguß von Teilen der Nschatta-Fassade stellen. Über die gotischen Münster hat jeder einzelne wohl längst seine bewundernden Erfahrungen selbst gesammelt. Auf solche Beobachtungen und ihren Vergleich aber muß man bauen, wenn man die nordische Lücke in der Bildenden Kunst ausfüllen will.

Man kann noch an den griechischen Göttern in den Tempelgiebeln wie an den Landschaften altchristlicher Mosaiken, die aus den iranischen Feuer-, beziehungsweise Christentempeln stammen und erst im Westen zu Hintergründen wurden, endlich an den gebauten Landschaften der gotischen Münster erkennen, daß alle drei Stile von einem Glauben eingegeben sind, der in der Landschaft und dem All seinen festen Halt hatte. Im Norden selbst, woher diese drei Stile, wie sich zeigen läßt, angeregt sind, gab es ursprünglich freilich weder Tempel noch Götter; aber man kann beobachten, wie bei der Annäherung an den Süden, beziehungsweise die Machtgrenze des Mittelmeerkreises Götter von ewiger Jugend auftauchen, von den Griechen gar nicht zu reden, auch im Nima und Mithra der Iranier und selbst in Christus. Er ist ursprünglich nicht der greise Allherrscher und Richter, sondern ein schöner Jüngling, guter Hirte oder Lehrer. Die Gotik greift diese iranisch-griechische Überlieferung wieder auf; es gibt nichts Reizvolleres, als solche von Jugendlichkeit und Liebenswürdigkeit strogende Bildwerke an gotischen Münster. Sie könnten ebenso an griechischen Tempeln wie an gewissen iranischen Bauwerken, den sogenannten Stupen des Mahajana-Buddhismus, stehen und teilen auch in der künstlerischen Form gemeinsame Züge mit diesen beiden. Das Auffallendste ist die Neigung, den vom Süden übernommenen menschlichen Körper mit Linienspielen im ausgesprochen nordischen Geiste zu umgaukeln. Das besorgt der Saltwurf. Wenn irgendwo, so wird man beim Vergleich griechischer, gotischer und iranischer Standbilder — in Iran und dem Tarimbecken sind sie in ganzen Herden in Stück erhalten — empfinden, daß das alles Gebilde gleichen Geistes, einer Kunstseele sind, gegen die gar nichts aufkommt. Besonders eindrucksvoll sind die parallel langgezogenen Saltenzüge, wir nennen sie archaisch, wie sie in allen drei Stilen merkwürdig ausdrucksvoll befangen am Anfange stehen.

Diese hinreißende Verschämtheit des ersten Auftretens der mensch-

lichen Gestalt in Nordstilen ist für den seelischen Gehalt aller drei Stile besonders kennzeichnend. Die Kunst hängt noch nicht an der Menschengestalt an sich oder irgendeiner Art Naturnachahmung um ihrer selbst willen. Die bewegte Linie, die bunten Morgenrotfarben, das landschaftliche Empfinden stehen noch obenan, vielleicht gibt die Mischatta-Schaufseite über dieses schöne farbige Spiel am deutlichsten Auskunft. So war auch die griechische Kunst, bevor sie am Mittelmeere die menschliche Gestalt übernahm, so war selbst noch die germanische Kunst der Völkerwanderung, bevor sie, zuerst durch die Kirche verstört, in der Gotik sich in ihrem ursprünglich indogermanischen Wesen selbst wiederfand.

Glaubt man nach dieser kurzen vergleichenden Betrachtung nicht, daß wir sehr ernstlich Grund haben, die Frage nach einem gemeinsamen Ursprung aller drei Stile, des altgriechischen, iranischen und „gotischen“, aufzuwerfen? Mir wurde das Austausch dieser Frage bei meinen Wanderungen zum Schicksal. Dabei gelangte ich nach jahrzehntelangen Beobachtungen auf den Weg jener Sprachforscher, die schon vor hundert Jahren von einem indogermanischen oder indoeuropäischen Stamme zu sprechen begannen. Das scheint mir auch von der Bildenden Kunst aus der Schlüssel, nur muß ich zur Lösung der Fragen den hohen Norden heranziehen.

Man gestatte hier eine Einschlebung, die an das anknüpft, was oben über das volkskundliche Zeitalter gesagt wurde und die erste Blüte der Indogermanenforschung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts betrifft. Die Führung hatten in der Zeit der Romantik die Sprachforscher, Bopp an der Spitze. Sie nahmen einen Sprachstamm an, den sie merkwürdig „indogermanisch“ nannten, das heißt also, sie fingen an, eine Verbindung zu ahnen, die von den Germanen Nordeuropas bis nach Indien führte — oder umgekehrt. Als ich auf meinen Fahrten im Innern Asiens von China und Indien aus zurück in Iran anlangte und weiter wollte nach Europa, beziehungsweise dem Mittelmeerkreise, von dem ich gekommen war, fand ich mich unwillkürlich in der Sache gedrängt, den Weg nach dem Norden zu nehmen, nach Sibirien sowohl wie in das Baltikum. Das Ergebnis jahrelangen Ringens nach Klarheit war, daß ich eines Tages zwei Kunstströme annehmen mußte, den einen, der mich auf die Spur der sogenannten

Indogermanen nach Europa führte, und einen anderen, der zweifellos von Sibirien kam, wie ich später fand, auf die Amerasiaten. Damit war der Einstieg in die Nordfragen nicht nur von den Germanen, sondern auch von Asien aus gefunden. Man beachte, daß die Wendingung auf dem großen Kreuzwege Asiens, in Iran, beziehungsweise Turan, dem Zweiströmland am Fuße des sogenannten Daches der Welt, des Pamir, am Amu- und Syrdarja erfolgte, dem alten Orus und Jartartes.

Ich geriet auf diese Art mit meiner ganzen wissenschaftlichen Erziehung, die ich mir in Wien und Berlin und 1888 abschließend mit dem Doktor in München geholt hatte, in Widerspruch und mußte sehr energisch gegen den Strom schwimmen lernen. Das habe ich nun seit 1901 sehr gründlich getan, war ich doch, seit damals mein „Orient oder Rom“ erschien, geradezu von den Sachgenossen kaltgestellt; man machte und macht heute noch, als wären meine Arbeiten nicht erschienen. Es folgte zwar 1904 noch eine Berufung nach Halle; wie 1894 schon nach Breslau; als ich ablehnte, blieb ich zwar einsam und konnte arbeiten und schaffen, soviel ich wollte, überall aber stand mir eine undurchdringliche Mauer entgegen. Das störte mich weiter nicht, hatte ich doch an der Universität Wien trotz aller Gegnerschaft ein Institut für vergleichende Kunstforschung aufgerichtet, das bei jeder meiner Berufungen ins Ausland wuchs und schließlich Weltruf erlangte. Ich erwähne das hier, weil in diesem Institute die Nordforschung planmäßig aufgebaut wurde, vor allem vom Osten und allmählich auch vom Norden selbst, der Völkerwanderungs- und der Volkskunst her.

Die Geschichte blieb zwar unsere Grundlage, aber wir erkannten sehr bald, daß mit dem Erhaltenen, das heißt den auf uns gekommenen Denkmälern und Quellen, die die Geschichte allein berücksichtigt — übrigens wie die Vorgeschichte ja auch —, nicht alles getan sei, aus einem sehr einfachen Grunde. Im Mittelmeerkreise und wohin immer dessen Machtgesinnung vordrang, wurde in Stein gebaut und im Wege der Menschengestalt dargestellt. Der Norden aber baute in Holz, in Asien dazu in Lehm und Rohziegeln, beziehungsweise mit Zeltstoffen. Davon blieb natürlich nichts erhalten. Ich erkannte, daß wir schon aus diesem Grunde allein nichts vom Norden wissen

konnten. Es galt also, Wege zu finden, die gestatteten, diese große Lücke auszufüllen. So kam ich auf ganz neue wissenschaftliche Verfahren, die in dem Wiener Institute zur Grundlage aller Arbeit gemacht wurden. Keine Dissertation, die nicht danach aufgebaut war, keine Veröffentlichung in unseren fast fünfzig Bände umfassenden „Arbeiten des I. kunsthistorischen Institutes“ oder der Reihe von elf „Beiträgen zur vergleichenden Kunstforschung“ oder über die engere Heimat Österreich, die nicht auf dieser zwingenden Grundlage durchgeführt worden wäre.

Es handelt sich dabei darum, daß neben die Kunde und den Vergleich der Denkmäler vielmehr die vergleichende Forschung der Werte und Kräfte eingeführt wird, man also nicht nur Geschichte treibt, wobei allein Bestandatsachen genau festgestellt werden, die Verknüpfung aber vogelfrei der „Auffassung“ überlassen bleibt, sondern daß neben die Kunde von den Dingen zunächst deren Wesen mit seinen Werten als Kern der wissenschaftlichen Arbeit tritt. Daran schließen sich dann die Entwicklungserklärung auf Grund von Kräften und, von dieser Sachforschung ganz getrennt, die Beschauerforschung. Über diese grundsätzlichen Fragen habe ich seit meiner „Krisis der Geisteswissenschaften“, 1923, wiederholt gehandelt. Nur auf Grund des Vergleiches in einem viel weiteren, nach Ort, Zeit und Gesellschaft über die geschichtliche Grenze weit hinausgehenden Rahmen kann man vom Mittelmeerkreise endlich loskommen. Darüber ausführlich „Forschung und Erziehung“, 1928.

Man dürfte jetzt schon eher verstehen, warum die Kunstgeschichte niemals auf den Norden kommen konnte und warum es mir gelang, wie es manche freundlich ausdrücken, den Norden in der Bildenden Kunst zu entdecken. In Wirklichkeit handelt es sich lediglich um eine Ahnung, die ich in meinen Werken vorbringe, und es wird der Arbeit vieler Geschlechter bedürfen, um den Norden in dem Umfange, wie ich ihn sehe, durchzusetzen. Eine Ablehnung scheint mir ausgeschlossen, ich bin meiner Sache, die ich planmäßig erschlossen und in mehr als einem Dritteljahrhundert mit aller Gewissenhaftigkeit durchgeführt habe, zu sicher. Die Gegner mögen nur erst selbst auf diesem Gebiete ernstlich zu arbeiten beginnen, dann werden ihnen sehr bald die Augen aufgehen.

Wovon war ich denn selbst ausgegangen? Von dem, was ich einst vor den Elgin marbles und in München bei Heinrich v. Brunn gelernt hatte, nämlich dem hohen Wesen der griechischen Kunst. Ich erkannte, daß die Griechen zwar vom Mittelmeere den Stein und die menschliche Gestalt übernommen hatten, aber — was entscheidend ist — ihrem seelischen Wesenskern nach dem Norden treu geblieben waren. Die Zuwanderer hatten noch, als sie auf griechischem Boden anlangten, in Holz gebaut und teilweise in Lehm ausgestattet, sie hatten die menschliche Gestalt nicht anders wie das Tier und die geometrische Gestalt in ihrer Kunst verwendet, das heißt mehr sinnbildlich zierend, verehrten auch den Schöpfer noch in der freien Natur. Das ist, künstlerisch genommen, ein ganz anderes, volkstümlicheres Wesen, als es die Ägypter und Mesopotamier in ihrer drohenden Stein- und Götterwelt kannten. Die griechische Kunst mußte im Kern ihres nordischen Wesens ganz umgestaltet werden, als sie der unglückselige Alexander an Stelle der altorientalischen Kunst zum Kleide der hellenistischen Weltmacht herabwürdigte und die Römer das Griechische erst recht in den Rahmen ihrer Staats- und Machtgefinnung zerzten. Aus der Volkskunst wurde so angewandte Kunst.

Aber lassen wir das; die Hauptsache ist, daß ich von Hellas aus den roten Säden in die Hand bekam, der nach dem Norden führte. Das ging mir freilich erst in seiner vollen Bedeutung auf, als ich neben Hellas das bisher völlig verkannte Iran aus jenem Nichts heraus hob, das es den Kunsthistorikern galt. Iran darf in Asien ebensowenig mit Persien verwechselt werden wie das alte Hellas in Europa mit dem Hellenismus und Rom. Ja, da Iran an der Grenze des Nordens, nördlich der trennenden Gebirge lag, kam es noch weniger als Griechenland mit dem Mittelmeerkreis in Berührung und hat sich infolgedessen reiner nordisch in der Bildenden Kunst erhalten als selbst Hellas, vor allem darin, daß es die menschliche Gestalt nicht vom alten Orient übernahm. Wenn man iranische — nicht persische — Kunst in einem Großdenkmal sehen will, dann muß man sich in die staatlichen Museen auf der Museumsinsel in Berlin begeben. Aber freilich, finden dürfte man dort diesen großen Hauptzeugen indogermanischer Kunst nicht so leicht. Ich habe das Denkmal, „Mschatta“ heißt es, zwar nach Berlin gebracht, durfte es aber

leider nicht selbst aufstellen, und so gerieten die Verantwortlichen unter falschen jüdischen Einfluß und brachten dieses wichtigste indogermanische Wahrzeichen in der islamischen Abteilung unter. Ich gab zwar die Festschrift zur Eröffnung des Kaiser-Friedrich-Museums und dieser Schauffeite von Mschatta heraus, wurde aber zur Eröffnung nicht eingeladen und kehrte wieder nach meinen lieben Alpen zurück. Bis heute haben die Herren C. S. Becker, der einstige Minister, und sein Helfer, Prof. Ernst Herzfeld, der heute als Emigrant in Amerika lebt, recht behalten, wenn ich auch in allen meinen Arbeiten dagegen wettete. Solange dieser Fehler nicht gutgemacht ist, kann von einer klar erkannten Entdeckung des Nordens nicht die Rede sein. In meinen Arbeiten über den Norden spielt dieses bedauernswerte Versäumnis freilich keine Rolle, nur erklärt sich daraus der ungeheure Vorsprung, den ich gegenüber meinem eigenen Fach in den Nordfragen gewonnen habe. Während die Kunstgeschichte vor Mschatta als einem Stein des Anstoßes zurückweicht, seine Kunst nicht beachtet, bin ich gerade durch Mschatta derart in die Nordfragen gedrängt worden und vorwärtsgekommen, daß mir heute wohl kein Fachgenosse, ohne meinen ganzen, langen Weg nachzuprüfen, mehr folgen kann.

Jetzt erst komme ich zur eigentlichen Entdeckung des Nordens. Sie kam schließlich erst dadurch zustande, daß ich neben Hellas und Iran dem Wesen nach auch unsere eigene, germanische „Gotik“ stellen lernte. Wie viele Kunstfreunde haben sich schon die Frage vorgelegt, wie merkwürdig es doch eigentlich sei, daß man bei der Frage nach solchen Stilen, die in sich selbst ruhen, immer wieder auf das Griechische und die sogenannte Gotik kommt. Tatsache ist, daß sie allein aus nordischem Geblüte stammen — dazu das Iranische, das in der Mschatta-Fassade vor uns steht. Die Germanen haben nur länger gebraucht, bis sie, wie die Griechen und Iranier, gegenüber ihrer neuen, durch Hof und Kirche eingeführten mönchischen Umgebung wieder zur Besinnung und damit zu einer eigenen Großkunst kamen. Diese drei Kreise, Hellas, Iran und die Gotik, aber bilden zusammengenommen das Indogermanische in der Bildenden Kunst. Nachdem ich einmal diesen Zusammenhang erkannt hatte und zu vergleichen begann, stellte sich 1935 heraus, daß sie alle drei nur im hohen Norden Europas zu einer seelischen Einheit zusammenschmelzen können.

Daraus und aus der gleichzeitigen Aufrollung der Frage nach dem Amerasiatischen und Atlantischen, wie ich zwei andere nordische Kunstströme nenne, war tatsächlich die Entdeckung des Nordens vollzogen. Man lese darüber die entscheidende Mitteilung vom Februar 1935 in den Berliner „Forschungen und Fortschritten“, XI., S. 65 f., nach. Seither ist, wenigstens für mich, der Bann gebrochen, und ich kann eine nach der anderen der bis dahin zurückgehaltenen Arbeiten veröffentlichen, weil ich eben nunmehr klar zu sehen glaube, einen einmal gefundenen roten Faden abrollen kann.

Worauf es in erster Reihe ankommt, ist, daß wir in Zukunft nicht nur den Norden, soweit er heute besiedelt ist und Denkmäler erhalten sind, sehen, sondern, was längst für den Mittelmeerkreis erkannt ist, daß wir nicht nur im Süden bis in die Eiszeit zurückgehen dürfen, sondern, wie ich gezwungen bin anzunehmen, in Zwischeneiszeiten auch im hohen Norden selbst. Dazu gehört freilich eine ganz andere Zeitrechnung, als sie die Geschichte kennt. In diesen Jahrzehnte- und Jahrhunderttausenden wurde der dem Eise gefolgte Mensch im Kampf ums Dasein, nehme ich an, zu dem Wesen, das dann die Führung in der Entwicklung übernahm, nämlich zum Seelenmenschen. In dem Bilde des Walter von der Vogelweide, von dem gleich zu reden sein wird, sehe ich die eigentliche Menschwerdung aus tiefstem Sinnen heraus in langer Winternacht sinnbildlich dargestellt, ursprünglich natürlich bildlos in der Vorstellung, in menschlicher Gestalt erst, seit sich der Norden mit der Süd- oder Nachtkunst berührte. Ich spreche von einer Nordkunst im Gegensatze zu einer Süd- und einer Nachtkunst. Was heißt das im engeren Sinne?

Die höheren Verfahren, die ich im Wiener Institute für vergleichende Kunstforschung unverbrüchlich in Anwendung brachte, ließen mich im Laufe der Beobachtung von Jahren erkennen, daß wir die Erde in drei Breitengürtel zerlegen müssen, den warmen Südgürtel um den Äquator und den kalten Nordgürtel um den Pol, dazu einen dritten, durch die Einwanderung von Nordvölkern in der Mitte zwischen Nord und Süd, in Europa am Mittelmeer entstandenen Mittelgürtel zwischen der Sahara und den Alpen, in dem durch die Unterwerfung von Naturmenschen des Südens durch die seelisch hochentwickelten Kampfmenschen des Nordens eine dritte Gattung

Mensch entstand: der Machtmensch, der mit Gewalt von Gottes Gnaden, wie er verkündet, über Untertanen, Gläubige und sogenannte Gebildete herrscht. Diese drei Gürtel bilden den Unterbau, auf dem ich meine Nordeinstellung durchführe. Ich will davon nicht weiter sprechen, das ist zuerst im „Mannus“, XX, von 1928 geschehen.

Bei der Entdeckung des Jahres 1935 dagegen handelt es sich um den entscheidenden Schritt, das heißt nicht um die drei Kunstgürtel der Erde, sondern um jene drei Ströme des Nordgürtels selbst, die aus dem hohen Norden sich in mehreren Völkerwanderungen nach dem Süden ergossen haben mögen, als neue Eiszeitwellen den im Norden in den langen Zwischeneiszeiten entstandenen Seelenmenschen zur Auswanderung zwangen. Seit ich den hohen Norden jenseits der Polargrenze am Pol vor mir sehe, ruhen meine Augen immer wieder auf den einzigen großen Landgebieten, die dort für eine Besiedlung in Betracht kommen, Kanada in der Mitte, Nordasien mit Alaska am westlichen und Grönland am östlichen Flügel. Kann mir da jemand überhaupt noch folgen? Hier stehe ich und kann nicht anders! Ich bin meinen eigenen schweren Lebensweg zu dieser für mich selbst überraschenden Annahme gegangen und habe nur einen Vorgänger, Hermann Wirth, der von den Atlantikern aus zu ähnlichen Annahmen eines arktischen Ursprunges der Kultur gelangt ist. Ich gehe aber nicht wie Wirth von einem einzigen Nordstrome aus, der angeblich auf einer untergegangenen Insel Atlantis sich zur Höhe entwickelt haben soll, sondern verstehe unter „Atlantikern“ die Völker, die aus dem mittleren Kanada über das atlantische Meer nach den Westküsten von Europa und Afrika zogen und sich schließlich dauernd im Hafen des großen atlantischen Weltmeeres, dem Mittelmeere, festsetzten. Auf der asiatischen Seite gelangten ähnlich die Amerasiaten um das stille Weltmeer aus Nordasien nach Mesopotamien und richteten dort ebenso die Macht auf wie die Atlantiker in Ägypten. Man sieht, das sind alles sehr weitgehende Annahmen. Ich will sie erst in meinem Werke „Europas Machtkunst im Rahmen des Erdkreises“ weiter herauszuarbeiten suchen. Inzwischen habe ich zunächst einmal die dritte und letzte Völkergruppe des hohen Nordens, sagen wir die aus Grönland kommenden Indogermanen, bearbeitet, das Hauptwerk, „Spuren indogermanischen Glaubens“, liegt seit 1936 vor, eine ganze

Reihe anderer Arbeiten sind ihm gefolgt. Nun kann ich eben endlich ohne Zurückhaltung reden, ich habe ja eine feste Überzeugung gewonnen und weiß, daß es sich um kein Abenteuer handelt. Aber bis zur Anerkennung ist freilich noch ein langer Weg, den ich selbst wohl kaum noch in seinen Anfängen erleben werde. Der Widerstand ist vorläufig zu groß. Die Humanisten können sich von ihrem Mittelmeerglauben nicht loslösen und die Teutomannen erst recht nicht. Ich aber verlange den ausgesprochenen, zielbewußten und planmäßig zu verfolgenden Nordstandpunkt. Mit der Wendung zum Germanischen allein, wie sie heute im Reich durchschlägt, scheint mir nur halb gedient. Öfter schon habe ich die ganze Wendung zum Indogermanischen und dem hohen Norden verlangt¹⁷. Mir ist nicht bekannt, daß ich irgendwo ernstlich Zustimmung gefunden hätte. (Vgl. für einen Einzelfall W. Müller „Kreis und Kreuz“, S. 55 f.)

Ich sehe nur einen Weg. Seit anlässlich meines Altererücktrittes das Wiener Universitätsinstitut von den Humanisten mit Feuereifer zerstört wurde, schwebt mir für das Reich die Begründung einer Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung vor, wie ich eine solche in Wien, beziehungsweise der Ostmark ins Leben gerufen hatte, die (ohne größere Unterstützung natürlich) jetzt schon im sechsten Jahre ihrer Tätigkeit steht und eine Bücherfolge, „Die Bildende Kunst in Österreich“, als gedruckte Vortragsreihe in sechs Bänden herausgibt. Im Reiche könnte die vergleichende Kunstforschung von vornherein auf viel breiteren Boden gestellt werden, als mir das in Österreich unter den damaligen Verhältnissen möglich war. Ich möchte für diese Gründung werben und verweise schließend auf einen darauf bezüglichen Aufruf, den ich schon vor Jahren in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ vom 27. November 1934 veröffentlichte.

Ob ich den Norden entdeckt habe, das heißt den hohen Norden, in dem in Zwischeneiszeiten der Seelenmensch entstand, das wird sich erst zeigen. Sicher bin ich vorerst nur des einen, daß ich den ersten und notwendigsten Schritt dazu getan habe, als ich nämlich Iran neben Persien nachwies und Hellas und unsere Gotik danebenstellte. Deshalb tut es mir so leid, daß das prächtige Mischatta im Reiche fast ganz

¹⁷ „Kasse“, I, 1934, S. 82 f. Wieder abgedruckt „Das indogerm. Ahnenerbe“.

unbekannt geblieben ist, jedenfalls nicht im richtigen Lichte erscheint. Ohne die Kenntnis der asiatischen Nordkulturen ist ein wissenschaftliches Vordringen nach dem hohen Norden sehr erschwert, fast unmöglich. — Der Allgemeindruck von dem gemeinsamen Wesen der drei Nordstile Hellas, Iran und Gotik wird ergänzt durch Einzelbeobachtungen, von denen ich einige als Beispiel anführen möchte. So zunächst die „Waltergestalt“.

Gehen wir vielleicht aus von dem bekannten Gedichte des Walter von der Vogelweide (von 1198 etwa) über die drei Dinge: „Ich saß auf einem Steine“ usw., womit die nicht minder bekannte Miniatur der Manessischen Minnesängerhandschrift in Heidelberg aus dem 14. Jahrhundert übereinstimmt — allerdings bis auf eine scheinbare Kleinigkeit: Walter sitzt dort nicht auf einem Steine, sondern auf einem grünen, mit Blumen besetzten Hügel, nach damaliger Art besser einem Berge (dem Weltberge). Die gleiche Gestalt lehrt in Europa im Altgriechischen als Moira (der sogenannten Penelope), im indisch-ostasiatischen Buddhismus als Quanyin oder Kwannon, im Parthischen als Pima wieder. Immer sitzt die männliche oder weibliche Gestalt auf einem Felsberge, der bei Pima mit weidenden Schafen bedeckt ist. Ich habe in zweien meiner letzten Werke („Spuren“ und „Dürer“) auf einen indogermanischen ersten Menschen geschlossen, der auf dem Weltberge sitzt. Diese Vorstellung scheint urnordisch, deshalb mache ich sie hier zum Ausgangspunkt meiner Betrachtung.

Mein Fach, die Forschung über Bildende Kunst, hat sich bis jetzt nicht um diese Gestalt gekümmert, wenn sie auch bei Dürer in der „Melancholie“ und in einem sehr beachtenswerten, fast nur miniaturgroßen altdeutschen Bilde, dem „Paradeisgärtlein“ des Städelschen Institutes zu Frankfurt, vorkommt. Die neugeborene Volkskunde oder Volkskunsthforschung wird damit vielleicht eher etwas anzufangen wissen. Sie gehört jener Welt von Märchen und Sagen, Sitte und Brauch an, die von der herrschenden Kultur der letzten Jahrhunderte, dem Humanismus seit der Gotik planmäßig mit Füßen getreten wurden — mit Ausnahme der Beurteilung, die sie seit Herder in unserer deutschen Blüte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fanden. Man beachte den Walter-Christus in Holz, der in Osttirol in breiter Schicht vorkommt. („Nordischer Heilbringer“, S. 120.)

Aber nicht die menschliche Gestalt ist das Entscheidende in der indogermanischen Kunst, sondern ursprünglich die Landschaft. Ich habe darüber ein eigenes Buch über „Dürer und der nordische Schicksals-hain“ geschrieben und möchte im Anschluß daran nur näher eingehen auf eine einzige Vorstellung, weil darin ganz offenkundig Landschaft in menschliche Gestalt umgebildet wird. Wir sind so festgefahren in gewissen „religiösen“ Vorstellungen, daß uns gar nicht einfällt, über deren Wesen und Werden unbefangenen nachzudenken, wir uns vielmehr durch Jahrhunderte, Jahrtausende womöglich, tragen lassen von einer Überlieferung, die für unantastbar gilt, weil sie einmal so durch die Gewaltmacht von Gottes Gnaden festgesetzt wurde. Wir begnügen uns, im Notfalle von Offenbarungen zu reden, und ahnen gar nicht, wie sehr allen geholfen würde, wenn wir endlich hinter solches Urwesen kämen.

Viele Dinge, die bis jetzt nicht durchschaut werden konnten, haben ihre klärenden Voraussetzungen darin, daß sie nach ihrem Ursprunge in Zeit, Ort und „Gesellschaft“ irgendwo liegen, wo wir bis jetzt nicht suchten, vor allem deshalb, weil die Menschengeschichte nicht mit der Erdgeschichte in Zusammenhang gebracht wurde und Historiker wie Prähistoriker gar noch glauben, wir dürften nur von dem reden, was erhalten nachweisbar ist. Je länger jemand in einer der Lebenswesenheiten arbeitet, die zusammengenommen die Geisteswissenschaften bilden, desto deutlicher wird ihm, daß viel mehr verloren ist, als wir ahnen, und wir ohne Berücksichtigung der großen Lücken ganz unwissenschaftlich arbeiten. Das läßt sich allmählich von der Bildenden Kunst aus beweisen. Sie verfügt über ältere Denkmäler als sonst eine Lebenswesenheit und zeigt vor allem ohne die Einmischung des ränkeschmiedenden Wortes die natürliche Überlieferung länger festgehalten, so daß der Kunstforscher von heute nachsinnend tiefer in die Menschengeschichte zurückzutauchen vermag und Fühlung mit der Erdgeschichte nehmen kann.

Wir haben uns derart an das geschichtliche Denken im Sinne der Gewaltmacht von Gottes Gnaden gewöhnt, daß unser Ahnungsvermögen völlig eingeschrumpft ist und wir im großen Ganzen nicht weiterkommen. Aus der Zeit, in der die Erdgeschichte in die Menschengeschichte übergeht, gibt es vorläufig noch keine geistigen Denkmäler,

weder solche der Kunst, geschweige denn solche der Schrift. Die Naturwissenschaften wissen über diese Zeit einiges zu sagen, die Geisteswissenschaften nicht. Vielleicht läßt sich doch allmählich auch da ein Anfang machen. Wahrscheinlich ist an dem heutigen Stillstande der Geisteswissenschaften in der Hauptsache gerade schuld, daß wir zuviel auf dem bauen, was wir wissen, zu wenig beachten, was wir nicht wissen, beziehungsweise durch die Gewaltmacht verhindert wurden, von bestimmten Spuren aus zu Ende denkend zu entdecken.

Zu den Selbstverständlichkeiten, über die niemand mehr nachdenkt, gehört auch die sehr wichtige Vorstellung vom Heilande, die bei allen Völkern auf dem Erdenrund auftaucht und auch uns Deutschen angeblich erst durch die Kirche vollkommen geläufig geworden ist. Ich sehe die Dinge freilich von der Bildenden Kunst aus anders. Der Heiland wird, sagen die christlichen Archäologen, schon in Katafombenbildern und auf altchristlichen Sarkophagen als Guter Hirte dargestellt, begleitet von Bildern des Alten und Neuen Testaments, die offenkundig auf die Erlösung anspielen. In der Mittelmeerwelt ist das in breiter Schicht neu, mag auch die Leitgestalt, ein Mann, der ein Tier auf den Schultern trägt, einst schon im griechischen Kalbträger aufgetaucht sein. In der Bildenden Kunst gibt es daneben noch eine andere Darstellung, Christus in der Vorhölle, die den Heiland über den Pforten des Limbus zeigt, wie er Adam und Eva die Hand reicht und sie samt den Propheten und Johannes dem Täufer aus einer Höhle emporzieht. Hier wird also nicht wie im Totendienste der einzelne Verstorbene durch den Hinweis auf biblische Vorbilder der Erlösung empfohlen, sondern die Menschheit in ihren Ureltern und geistigen Führern nach biblischer Vorstellung erlöst. Eine dritte Vorstellung zeigt den Heiland, der den Drachen niedertritt.

Das sind Beispiele, wie wir uns den Heiland nach den ältesten christlichen Zeugnissen vorzustellen pflegen. Dabei wird nicht beachtet, daß jede Art dieser Darstellung des Heilandes in landschaftlicher Umgebung zu denken ist. Konstantin stellte Bronzestandbilder des Guten Hirten über den Brunnen des neuen Konstantinopel auf. Auf Sarkophagen und in Wandbildern ist die Landschaft durch Ranken, öfter, wie in Mischatta, Weinranken, angedeutet. Vor allem aber fesseln Mosaiken, in denen der Heiland auf einer Straße von Morgenröte-

wollen einherschreitet. Die Darstellung des Erlösers in der Vorhölle ist ohne die beschriebene Landschaft überhaupt nicht denkbar. Die unterirdische Höhle, zumeist zwischen seitlichen Bergen, gibt erst recht eine Landschaft, jedenfalls eine ganz andere, bestimmter gekennzeichnete, die vielleicht eines Tages auf die Spur des Ursprunges der Darstellung selbst führen dürfte, wie die Landschaft mit dem Guten Hirten. Die Darstellung des Heilandes über dem Drachen erscheint öfter, bis in chinesische Bauernstickereien von heute, in Ranken gestellt. Näheres in meinem Heilbringerbuche.

Könnte der Gedanke eines heilbringenden Erlösers da, wo das Christentum heute einen ganzen Erdteil in seinem Wesen bestimmt, in Europa, nicht älter sein als die Kirche, die angeblich die Heilbringerdarstellung erst nach dem Norden gebracht haben soll? Wir sahen, wie die Bezugnahme auf den einzelnen Verstorbenen eine zweite neben sich zeigt, die auf die ganze Menschheit gerichtet ist; könnte da im Hintergrunde nicht der erste Mensch — keinesfalls zu verwechseln mit Adam — stehen, der schon erlöst werden mußte, um das zu werden, was der Norden überhaupt einen Menschen nennt: ausgestattet mit einer mit Selbst- und Verantwortungsbewußtsein begabten Seele, vorausdenkend, wie er sich durchs Leben schlagen müsse.

Auf solchen Wegen gehend, wurde mein Buch „Spuren indogermanischen Glaubens“ geschrieben, worin Menschen aus dem warmen Süden als dem weichenden Eise nach dem Norden folgend gedacht sind, die dann in Zwischeneiszeiten im Kampf ums Dasein ein Stück Schöpfer in sich entdeckten, das heißt selbst schöpferisch und durch die gemeinsame Not harter und endloser Winter zur Nächstenliebe und einem drängenden Gewissen geführt wurden. Dazu gehört untrennbar die Hoffnung auf eine Erlösung, den Tag, der die Finsternis ablöst, wobei Tag und Nacht gleich Licht und Finsternis nicht als Tages-, sondern als Jahreszeiten zu denken sind, obenan die erlösende Morgenröte selbst. Freilich gilt es andere Räume als die historischen.

Die dreißigtägige Morgenröte als Erlöser bis auf das farbige Glasfenster des gotischen Münsters zu verfolgen, war die Aufgabe zweier Werke, wovon das eine, „Morgenrot und Heidnischwerk“, bereits im „Deutschen Ahnenerbe“, II, 8, erschien, das andere, „Nordischer Heilbringer und Bildende Kunst“, eben herausgekommen ist.

Die Heilandsvorstellung, den Germanen völlig verlorengegangen, dann aber durch das iranische Christentum im Norden wieder geweckt und von der Kirche in biblischer Art entstellt, ist eine von jenen Spuren, die, vom Deutschtum genutzt, es vom Mittelmeerglauben befreien und auf den entschlossenen Nordstandpunkt bringen kann. Sie enthüllt die Wege, auf denen die Indogermanen vom hohen Norden her die Morgenrothhoffnung verbreiteten, wie sie in Hellas und Iran umgebildet, doch erst in Persien, beziehungsweise am Mittelmeere in den Dienst der Kirche gestellt, ein Schreckmittel ersten Ranges wurde. In ein Jüngstes Gericht bei Anbruch der Morgenröte ausgeartet, ließ sie eine Jenseitsvorstellung entstehen, die den nordischen Lebensweg voll gläubiger Erwartung im Diesseits in ein erst nach dem Tode kommendes Leben umwandelte und damit einer jener Glaubenssätze wurde, die weder zu beweisen noch zu widerlegen sind, daher die Neigung zum Denken und Träumen der Nordvölker in der verheerendsten Weise zu deren Nachteil ausnützten.

Wie die vom harten und unendlich lang andauernden Winter geforderte Arbeit den Nordmenschen zur Einhaltung einer gewissen Ordnung im Gemeinschaftsleben brachte, so die Hoffnung, einen schließlich doch noch kommenden Tag der Erlösung aus der ewigen Finsternis zu erleben, zu jenem Glauben, der später in der Heilbringer-vorstellung seinen bis auf den heutigen Tag bestehenden Ausdruck gefunden hat. Ursprünglich war es die rein durch die Natur gebotene Erlösung, die dem Winter den Sommer folgen läßt. Dazwischen ent-scheidend ein drittes: das Morgenrot.

Es wurde einleitend gesagt, daß man von der Bildenden Kunst aus über die Menschengeschichte zurück auf die Erdgeschichte vorstößt und so auf Dinge kommt, mit denen weder die Historiker noch die Prähistoriker bisher gerechnet haben. Ein solcher Fall liegt in der Heilandfrage vor, wenn ich recht sehe und die Zwischeneiszeiten im hohen Norden die Heilbringer-Vorstellung aus dem dämmernden Morgenrot geboren haben, das, dreißig Tage dauernd, die Erlösung aus den Schrecken der Winterhölle bringt.

Jetzt erst komme ich auf die Darstellung des Heilandes, der auf der Morgenrötestraße einerschreitet und, wie man annimmt, zum Gericht aufruft. Das großartigste, erschütternd schon in den Farben und der

Landschaft allein wirkende Denkmal dieser Art ist das Apfismosaik auf dem Forum in Rom in der altchristlichen Basilika SS. Cosma e Damiano. Die Archäologen kümmern sich zumeist nur um die menschlichen Gestalten und die Namen der Stifter, die eine nähere zeitliche Bestimmung zulassen (524—51). Daß es auf dieses Zeitliche gar nicht ankommt, dafür mag als Beleg angeführt werden eine in Japan wenige Jahrhunderte später verbreitete Darstellung, die Buddha in ähnlicher landschaftlicher Auffassung, aber mit ganz anderen Stiftergestalten zeigt. Wie nahe sich gelegentlich Heilbringer und erster Mensch (Gaiomard) stehen können, dürfte eines Tages angesichts des merkwürdig den König posierenden „Guten Hirten“ über der Eingangstüre des Mausoleums der Galla Placidia in Ravenna ausführlicher als im Heilbringerbuche zur Sprache kommen. Ich vermute, daß die ursprünglich an dieser Stelle in der Landschaft sitzende Leitgestalt eben der sinnende „Walter“ war. Näheres „Das indog. Ahnenerbe“.

Es muß Nordland sein, aus dem die natürliche Vorstellung vom Heilbringer stammt. Ähnlich weit zurück aber führt vielleicht auch eben die auf einem Felsberge nachdenklich sitzende Waltergestalt, die den Kopf in die Hand, den Arm auf das Knie stützt. Sie ist noch viel weiter verbreitet als der Heilbringer mit der Morgenröte, aber kennzeichnend wie dieser nicht nur im Westen (Europa), sondern auch in Iran wie Indien und, durch den Buddhismus dahin getragen, in Ostasien, dort so oft in Tempeln aufgestellt wie bei uns Maria. Das Mosaik in Ravenna würde der Gestalt einen Platz über dem Eingange ebenso zuweisen, wie der Heiland gewöhnlich in der Apfisis erscheint: Ich vermute, ursprünglich schon wegen der Werkart des Mosaiks in Feuer- und Christentempeln und von dort in die Ausstattung des abendländischen Kirchenbaues übernommen. Man lese darüber mein „Morgenrot und Heidnischwerk“ wie „Nordischer Heilbringer“, wo auch die nötigen Abbildungen gegeben sind.

Für das Heidnischwerk ist es kennzeichnend, daß es gern Weinlaubhecken als Hintergrund verwendet. Es gibt deutsche Wandbehänge, die sich in dieser Ausstattung des Hintergrundes mit Mischatta vergleichen lassen, und die Zukunft wird wohl lehren, daß darin tatsächlich Iran weiterlebt. Für den Übergang möchte ich auf römische und athenische Sarkophage der altchristlichen Zeit aufmerksam machen, die

man in meinem Beitrage zur Lambros-Gedenkschrift gegen G. Rodenwaldt behandelt findet. Man wird oben bemerkt haben, wie oft der Zeiland in einer Landschaft, zumeist durch Weinlaub gegeben, dargestellt wird: Das Weinlaub selbst bedeutet im Iranischen Hvarnah, die Herrlichkeit Gottes, im weiteren Sinne Erlösung im All. Dieser Gehalt wird in allen meinen Werken gestreift. Auf solchen seelischen Gehalt aber, der seinen Ausdruck vornehmlich in der Landschaft findet, kommt es in aller Nordkunst zuerst einmal an, nicht auf die Form oder die menschliche Gestalt wie in aller Machtkunst. Dürers drei Kupferstiche von 1513/14 sind so verschieden im formalen Aufbau, die „Melancholie“ im besonderen so sehr jeder ästhetischen Würdigung humanistischer Art Rätsel aufgebend, daß kein Lateiner sich davon anders als mit Grauen wendet und die unglaublichsten geistigen Winkelzüge machen muß, um wenigstens der Fülle von Einzelheiten gerecht werden zu können, die in dem Kupferstiche vorkommen. (Vgl. „Dürer und der nordische Schicksalshain“, S. 90f.) Er sieht nicht die stimmungsvolle Hauptgestalt und ihre Geschichte durch die Jahrtausende, sondern glaubt das Blatt von der Auffassung der Komplexionen aus dem Zeitgeiste heraus deuten zu müssen. In ähnlicher Weise wird die Mshatta-Schauseite mißverstanden: man geht nicht in sich, um zu verstehen, welchen seelischen Gehalt diese iranische Schöpfung aufweisen könnte, sondern schiebt sie unwissend und übelwollend an den Islam ab, damit dem deutschen Volke ja ein Hauptzeuge der Zugehörigkeit zum indogermanischen Norden entzogen werde. Der Forscher kommt der Bedeutung der Mshatta-Schauseite, bzw. der iranischen Kunst nur vom seelischen Gehalte aus bei. Im Norden Europas gilt die menschliche Gestalt in der Bildenden Kunst nur im landschaftlichen Rahmen, also als Teil der Landschaft, muß aber durchaus nicht notwendig dargestellt werden, die Landschaft kann auch ohne sie bestehen. Die Griechen bauen die Landschaft freilich aus menschlichen Gestalten auf, die Iranier ihre Mosaiken aus naturfernen Felsgebilden, die „Gotik“ baut sie gar im natürlichen Freiraum aus Stein als Gebäude auf und erfüllt sie durch Glasfenster mit Morgenröte. Das alles sind Wesenstatsachen, die ernstlich zu denken geben. Die vergleichende Kunstforschung sieht aber noch weiter.

Entwicklung. Ich weiß nicht, wie sich andere Gelehrte das Entstehen der Seele von ihrem Sach aus vorstellen. Für die meisten Menschen ist ihr Vorhandensein wohl der Grund dafür, eine Offenbarung des göttlichen Willens anzunehmen und den Menschen (wie einst die Erde) von vornherein als den entscheidenden Mittelpunkt der Welterschöpfung anzusehen. Ich habe von der Bildenden Kunst aus schwer vergleichend gerungen, bevor ich mich gezwungen sah, die Zwischeneiszeiten im hohen Norden zur Lösung des Rätsels heranzuziehen. Es muß die allerschwerste Arbeitsleistung vorangegangen sein, bevor der Mensch nach hartem Ringen im Grübeln über sich und das All in finsterner Winternacht zu sich selbst erwachte. Das ist nicht Zurückverlegung späterer und spätester Bewußtseinsformen bis in die fernste Vorzeit, sondern im Gegenteil notwendige Voraussetzung ihres Vorhandenseins überhaupt. (Man lese für die kirchliche Auffassung J. Ude „Die Erschaffung der Welt“, 1923.)

Glaubt man wirklich, daß etwa der äquatoriale Süden jemals aus sich heraus zu einer höheren Ausbildung der Seele gelangt wäre? Der große Sprung vom vorwiegenden Trieb zum Seelenmenschen ist die Großtat im Menschwerden. Der Kunstforscher kann sich nicht zufrieden geben mit der Auffassung etwa eines Michelangelo an der sirtinischen Decke, wonach der Schöpfer die Seele auf den ersten Menschen in der Art etwa des elektrischen Funkens überspringen läßt. Viel eher neigt er dazu, die Waltergestalt zur Lösung heranzuziehen: der Mensch sei grübelnd zur Selbsterkenntnis vorgedrungen¹⁸. Und da kommt nun mein Vorschlag: es sei die endlos lange Winternacht von Zwischeneiszeiten gewesen, die den nach dem polaren Norden verschlagenen Menschen in einer nur erdgeschichtlich lang genug vorstellbaren Zeit zum seelischen Erwachen geführt hätte. Die nordische Welt Europas war einst unendlich viel größer als der heutige nordische Lebensraum. Man kann das eben von Hellas, Iran und der Gotik aus erschließen, sobald man nach dem forscht, was diese drei im Werden zusammenbindet. Wie ich in „Spuren indogermanischen Glaubens“ zeigte, kommt man dann unausweichlich auf den hohen, heute vereisten

¹⁸ Vgl. „Wille zum Reich“, XI, 1937, S. 218 f.

Norden in Zwischeneiszeiten. (Dazu Näheres auch in meinem Werke „Europas Machtkunst“, das demnächst erscheint.)

Es ist wie mit der staatlichen Ordnung. Die Historiker nehmen gern an, diese wäre in den Stromländern des alten Orients entstanden, als die Menschen sich genau nach dem Wasserstande richten mußten: heute noch denkt kein Mensch über diesen engbegrenzten „historischen“ Rahmen hinaus, weil niemand sich die Mühe nimmt, den Erdball als Ganzes und seine Entwicklung, das Menschentum mit eingeschlossen, zum Ausgangspunkt der Betrachtung zu machen. Es müssen viel umfassendere Naturerscheinungen gewesen sein, die den Menschen zum Nachdenken und zur Entdeckung der Notwendigkeit einer gemeinsamen Ordnung der Arbeit brachten. Dieses Zusammenwirken ist viel älter als der alte Orient und dahin, meines Erachtens, schon von den nordischen Einwanderern, den Amerasiaten und Atlantikern, zuletzt nochmals den Indogermanen, mitgebracht worden. Der Erzieher zur Ordnung nämlich war meines Erachtens die Eiszeit, bzw. die Zwischeneiszeiten.

Der Mensch kann doch nicht erst am Mittelmeere zu seiner Seele gekommen sein, der äquatoriale Süden wirkt dort wie in Mesopotamien noch zu stark nach. Winkelmann nahm an, daß der südliche Himmel aus den Griechen Adelsmenschen gemacht hätte, und ich glaube, die Humanisten folgen ihm darin stillschweigend heute noch. Der Umschwung aber geschah in harter Arbeit schon in den Gebieten, aus denen die Griechen an das Mittelmeer kamen, im Norden — so weit meine Einsicht reicht.

Wir glauben von der Bildenden Kunst aus sehen zu können, daß der Erdkreis seit Bestehen der Menschheit, die vom äquatorialen Süden ausgeht und dort bis auf den heutigen Tag müheles lebt, sich seelisch erst entfaltete, als der Mensch, von seiner wachsenden Zahl oder aus sonst einem Grunde gedrängt, dem zurückweichenden Eise folgte und im hohen Norden den Kampf mit dem strengen Winter aufnehmen mußte. Da wurde zuerst eine bindende Ordnung notwendig, die das Außendasein betraf. Daneben aber bildete sich, scheint es, in langer Winternacht aus der notgedrungenen Versenkung in das eigene Innere eine schöpferische Einbildungskraft aus, die allmählich der äußeren Allweite eine weltanschauliche Tiefe an die Seite

stellte, aus der dann Selbstbewußtsein und die Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe geboren wurden¹⁹. Diese Entwicklung muß sich — nehme ich an — in Zwischeneiszeiten in den Ländern, die dem Pol am nächsten kommen, abgespielt haben. Sie kam in drei Stufen, die neuen Eiszeitvorstößen entsprechen mögen, für die zwischen dem Äquator und dem Polarkreis liegende Welt zur Auswirkung. Zuerst im amerasiatischen Kunststrom, der den Norden Asiens und die Westküste Amerikas um den Pazifik herum umfaßt, dann im atlantischen Kunststrom, der, vom heute vereisten Kanada ausgehend, den Osten Amerikas umfaßt und dann vom Golf über den Atlantik nach dem Mittelmeere vorstieß, und endlich dem indogermanischen Kunststrom, der von Grönland etwa nach Nordeuropa zuerst und dann überland nach Iran vorstieß und sich auf diesem Wege und bei seinem weiteren Ausbreiten nach den Südküsten mit den beiden älteren, dem amerasiatischen und atlantischen Stromen, auseinanderzusetzen hatte.

Überblickt man dieses Bild, in dem der Südgürtel gleichbleibend da ist und nur der Nordgürtel durch die Eiszeiten — ob sie für immer vorüber sind? — in fortwährender Bewegung gehalten wird, dann sehen wir von der amerikanisch-atlantischen Mitte aus zwei Flügel, die im Westen Asien, im Osten Nordeuropa bis Iran etwa umfassen. Solange das Eis vom hohen Norden drückt, lagert sich vor den äquatorialen Süden ein künstlich durch Amerasiaten und Atlantiker geschaffener Machtgürtel, der ganz planmäßig darauf hingearbeitet hat und es heute noch tut, den Norden ins Vergessen zu bringen und alle schöpferische Tat sich selbst zuzuschreiben. Wir nennen seine Art und sein Vorgehen Alttertum und nehmen die Art des Nordens unter dem Schlagworte Mittelalter als minderwertig hin. Hier setzt die neue Erkenntnis ein.

Wir müssen endlich mit Alttertum und Mittelalter fertig werden und die Neuzeit aufrichten, das heißt, der Machtwahn im philosophischen Verknüpfen einwandfrei nachgewiesener Tatsachen muß ebenso durch Erkenntnis überwunden werden wie die Blindheit dem Norden gegenüber. Um Alttertum und Mittelalter, wie sie bisher miteinander im Kampfe lagen, zu überwinden und einer Neuzeit zuzustreben, muß,

¹⁹ Vgl. „Spuren“, an verschiedenen Stellen.

wie gezeigt, das Wesen der Dinge in den Vordergrund gestellt werden, nicht der Zufall, wie es die Geschichte unter Berufung auf eine Vorsehung tat. Sehen wir diese in einer langen Lebensarbeit gewonnene Einsicht in die Rolle des Nordens in der Entwicklung der europäischen Menschheit zunächst lediglich für eine Arbeitsannahme an.

Wenn ich vom Norden rede, so meine ich, soweit das Entstehen der Seele in Betracht kommt, immer nur den Norden, der den polaren Hauptteil, heute von Schnee und Eis bedeckt, mit umfaßt, genau so, wie ich, von Europa sprechend, darunter nicht die südlichen Halbinseln, sondern in der Hauptsache das geschlossene Festland nördlich der Alpen bis zum Pol verstehen muß, das nordische Seegebiet also und die zeitweilige Ausweitung des Begriffes Europa bis Iran und der Mitte Asiens nicht zu vergessen.

Einst waren — nehme ich an — die Lande um den Pol, Nordasien, Kanada und Grönland, die Brennpunkte seelischen Aufschwunges der Menschheit, heute sind sie im Eis erstarrt. Dafür treten die Alpen als kleinerer Pol der Höhe nach und erst recht seit der Vereinigung Österreichs mit dem Reiche in den Vordergrund. Sächerförmig sollte sich von dort aus der neue Norden in der Vorstellung der Gegenwart aufbauen: die deutsche Mitte, im Rücken durch den Alpenstock gedeckt, als Kern dann die germanischen Völker um Nord- und Ostsee, endlich die nichtgermanischen Nordvölker in Osten und Westen, in Asien wie in Amerika. Die erste Lage also die deutsche, die zweite die germanische, die dritte die indogermanische, die vierte der Gesamtnorden über die Slawen hinaus zu den Amerasiaten und Atlantikern bis zu den Finnen und Lappen einer-, den Eskimos andererseits, dazwischen die Wüsten- und Steppenvölker vom Stillen zum Atlantischen Ozean nicht zu vergessen. Sie stehen dem Norden näher als dem Süden.

Die beiden Arten der Nordeinstellung, die germanische und die indogermanische, hätten niemals in einen Kampf gegeneinander geraten sollen, wie man ihn jetzt leichtsinnig vom Jaune bricht. Das Indogermanentum, nachdem es Europa und Asien seelisch befruchtet hatte, hinterließ im hohen Norden Europas durch eine neue Eiszeit, die es verdrängte, eine Lücke, in der nicht nur die hinterbliebenen Reste, die Germanen, sowie zweifellos starke Mittelmeereinschläge von Hellas, dazu von Iran zurück nach der alten nordischen Heimat, zur Geltung

kommen, sondern auch amerasiatische Nachschübe von Mesopotamien bis Sibirien her. Dem germanischen Norden wurden dadurch ebenso große Wunden geschlagen wie später dem Osten Europas, als dort nach dem bellagenswerten Abzuge der Ostgermanen slawische Völker in die Lücke eindrangen. Das letztere muß angeichts der Tatsachen zugegeben werden, während die Anzweiflung der Blutreinheit der Bildenden Kunst jener Gebiete, in denen nach der letzten Vereisung noch Indogermanen, beziehungsweise Germanen zurückblieben, der Gegenstand heftigsten Streites wird, wie etwa in Indien, wo man die Brahmanen und Ksatryias für unbedingt rein arischen Blutes ausgeben möchte.

Ist das wirklich ein gar so hinrissiger Einfall, die dem Pol nächstgelegenen Landgebiete von Nordasien über Kanada bis Grönland als Stätte jener schweren Kämpfe und der Versenkung in das eigene Innere ins Auge zu fassen, die zur Entstehung der Seele geführt haben könnten? Eher ist es meines Erachtens verwunderlich, daß man an diese Lösung bisher überhaupt nicht gedacht hat und erst das durch die Forschung auf dem Gebiete der Bildenden Kunst geweckte Tastgefühl solche Sondierungen vornimmt. Ob nicht vielmehr die bisher beliebte „organische Geschichtsauffassung“ mit ihrem einzig bestimmenden Machtstammbaume uns, vom Nordstandpunkte angesehen, Hirngespinnste vormachte?

Wie ich annehmen muß, daß alles, was von Vorderasien, Iran und China nach Indien kommt, über das Zweiströmeland am Fuße des Pamir gegangen sei, oder mir gar nichts anderes übrigbleibt, als die Geschlossenheit der Kunst um die pazifischen Küsten herum über die Behringstraße zu leiten, ebenso muß der Forscher beim Suchen nach dem gemeinsamen Ursprunge der Kunst von Hellas, Iran und der Gotik notwendig nach dem hohen Norden greifen, insbesondere wenn die dreißigtägige Morgenröte und der sinnbildliche Rundbau nur im polaren Gebiet ihren Ursprung haben können. Man muß doch endlich einmal anfangen, über solche greifbar werdende Dinge ernstlich nachzudenken und nicht mit dem billigen Schlagwort „Hirngespinnst“ darüber hinwegzugehen suchen, besonders wenn es sich um das Ergebnis ausdauernd vergleichender Lebensarbeit eines schwer ringenden Sachgenossen handelt, und Arbeiten, wie die von Tillac,

„The arctic home of the Vedas“, oder W. Müller, „Kreis und Kreuz“, 1938, doch eigentlich auch an sich schon zu ernstern Überlegungen anregen könnten. Wenn ein Germanist wie H. Kuhn²⁰ sagt, der Schluß, die Indogermanen müßten in ferner Urzeit aus einem hocharktischen Lande (Grönland?) gekommen sein, erscheine keineswegs als notwendig, so gilt das doch wohl nicht einmal von seinem Fachgebiete aus, wie H. Wirth gezeigt hat und andere ihm zustimmen.

Es ist ein eigen Ding um das, was wir Geschichte nennen. Noch gar nicht lang und man fuhr sich gegenseitig in die Haare, ob es mit der politischen Geschichte getan und nicht vielmehr die Kulturgeschichte die Hauptsache sei. Inzwischen haben sich die einzelnen Kulturfelder oder, wie man sie besser deutsch nennt, die geistigen „Lebenswesenheiten“ selbständig gemacht, nicht nur die Musik, Literatur und Bildende Kunst, sondern auch die Glaubensforschung, die leider im akademischen Leben heute noch von konfessionellen Fakultäten geführt wird. Nicht viel anders steht es mit dem Recht, das auch in Rechtsfakultäten abgesperrt und vorwiegend mit Zuspitzung auf das landesübliche Recht betrieben wird. Die Forschungsgemeinschaften der Zukunft werden sich von dieser Bindung frei machen müssen. Die Beamtenausbildung gehört in Glaubens- oder Rechtsschulen, hat mit der rein wissenschaftlichen Forscherarbeit eher hemmend als fördernd etwas zu tun. Von den einzelnen Lebenswesenheiten aus wird vielmehr allmählich ganz auf Grund der eigenen Erfahrung am art-eigenen Arbeitsstoffe vorzugehen und dann auch zu anderen Lebenswesenheiten Stellung zu nehmen sein, so daß endlich das Zusammenarbeiten der verschiedenen Fächer untereinander auch in den Geisteswissenschaften Platz greifen kann. Ein Beispiel mag man in dem Aufsätze der „Neuen Freien Presse“ vom 31. Juli 1938 „Völkische Machtkunst und Gottesgnadentum“ sehen, ein anderes Eingreifen in Glaubensfragen von der Bildenden Kunst aus in meinem Buche „Spuren indogermanischen Glaubens“²¹.

²⁰ „D. Vierteljahrsschrift f. Literaturwiss.“, 16, 1938, Ref. S. 13.

²¹ Die Geschichte konnte auf solche gegenseitige Auseinandersetzung verzichten, jeder sagte da auf Grund der „organischen Geschichtsauffassung“ seine

Wesensbetrachtung und Entwicklungserklärung: damit sind die beiden sachmännischen Verfahren genannt, die ich wissenschaftlich weit über die Geschichte setze, die eine als die Wissenschaft von den Werten, entsprechend den Elementen etwa der Chemie, die andere als die Wissenschaft von den Kräften, entsprechend etwa der Physik. Die

Meinung, als Grundlage galt ganz allgemein der Glaube an den vom alten Orient über Rom auf das Abendland übergehenden Nachtstammbaum, über dem man auch noch die Aufschrift anbrachte: „Ex oriente lux“. Das Lateinische gab den Ausschlag, die anderen Sprachkreise folgten getreu dem Mittelmeerglauben nach. Das Griechische gehörte nicht zum Norden, sondern wurde mit dem alten Orient und dem kaiserlichen Rom in den Mittelmeertopf geworfen. Die Folge davon war, daß jedes Verständnis für den Nordstandpunkt in der Geschichtsauffassung verloren ging. (Vgl. *MDMG.*, X, 1931, S. 103 f., und „*Hist. Zeitschrift*“, 188, S. 313 f. Dazu mein Werk „*Aunde, Wesen, Entwicklung*“, 1922, S. 267 f.)

Daß Geschichte nur dann für Gegenwart und Zukunft Wert behalten wird, wenn sie, von Lage, Boden und Blut der Heimat ausgehend, deren Schicksale unter Einwirkung bewegender Kräfte (die Gewaltmacht an der Spitze) im Rahmen des Erdkreises, aller Zeiten und Völker verfolgt, geht ihnen heute noch nicht ein; sie glauben, auch den Norden im humanistischen Sinne absperrern zu müssen, damit nur ja, wie einst alle Wege nach Rom führen sollten, so jetzt alles und jedes Europäische Selbstzeugnis des späten Nordens, beziehungsweise Roms bleibe. Man nennt das dann „organische Geschichtsauffassung“ und wirtschaftet in der Geschichte der Bildenden Kunst mit immanenten „Entwicklungen“, als wenn ein Entwicklungsablauf jemals schon Entwicklung selbst wäre.

Philologen und Historiker vermögen sich nur schwer von dem Sprach- und Gesichtskreis, in den jeder eingearbeitet ist, loszureißen. Das Sammeln ist ihre grundlegende Tätigkeit, viele können sich davon überhaupt nie frei machen, die werden dann die richtigen Kärner der wissenschaftlichen Arbeit, die allmählich ganz in die Hinterhand der Hilfsarbeiter zurücksinken. Jeder von uns wird sich auch in Zukunft an dieser Arbeit beteiligen, aber den Zeitpunkt nicht versäumen dürfen, in dem er zu höheren Aufgaben gedrängt wird. Der eine schreibt dann ein Buch, in dem er seine „Auffassung“ durch Verknüpfung der gefundenen Bestandatsachen zum besten gibt; der andere sucht sachliche Wege. Ein bekanntes Schlagwort ist eben das von der „Organischen Geschichtsauffassung“. Also doch Auffassung! Glaubt man nicht, daß es erstrebenswert, beziehungsweise möglich sein könnte, endlich wie die Naturwissenschaften durch die Methoden der Chemie, Physik und Mathematik, so durch entsprechende geisteswissenschaftliche Verfahren zu höheren, etwa Wesens-, beziehungsweise Entwicklungsstatsachen rein sachlich aufzusteigen?

geistigen, beziehungsweise seelischen Werte und Kräfte haben für den Menschen nicht weniger einschneidende Bedeutung wie die der allgemeinen Natur. Die seelischen Werte sind es vielmehr, die den Menschen drängen, sein Leben zu nutzen, die Schöpfung vorwärtszubringen, das heißt die Schöpfung im Sinne des Schöpfers natürlich weiterzuführen. Nur der schöpferische Mensch lebt aus dem Vollen und verdient besondere Beachtung. Die anderen laufen schlecht und recht mit, ihr Zweck ist, das Leben selbst zu genießen, nicht die Schöpfung weiterzuführen. Das Höhere versteht leider der Duzendmensch überhaupt nicht.

Wesen und Werte sind zeitlos, ebenso die Entwicklung und deren Kräfte. Sie stehen nie still, wechseln, kommen immer wieder und bilden den eigentlichen Kern des Lebens. Wenn sie tot scheinen, hört das Leben des einzelnen wie der Gemeinschaft nicht auf. Der Tod entscheidet noch lange nicht über das geistige und noch weniger das seelische Absterben dessen, über den die kurzatmige Geschichte schreibt. Der Gedanke an diese ewige Wiedergeburt ist es wohl, den die Nordvölker an den Nil ebensogut wie nach Indien getragen haben, die Erinnerung an jenen hochnordischen Lebensweg, wie ihn noch die indogermanischen Märchen in tausend Abwechslungen immer wieder lehren lassen. Man sieht, die Gedankenwelt, die im Zeichen von Wesen und Entwicklung steht, ist grundverschieden von der des Historikers, ob er nun politische Geschichte oder auch solche der „Kultur“ treibt. Die Erkenntnis des Wesens der Dinge und ihrer Werte erst ermöglicht es, statt Geschichte die viel tiefgründigere und immer tätig oder leidend wirksame Entwicklung zu erforschen.

Die Forschung hat aber nicht nur durch die Wesensbetrachtung und die Entwicklungserklärung die Geschichte in den Hintergrund gedrängt und ist dadurch lebensvoller geworden, sie tut das auch noch dadurch, daß sie statt der „Gesellschaft“ das Volk selbst in den Vordergrund ihrer Arbeit stellt. Bisher standen die geschriebenen Urkunden oder Berichte der Gesellschaft in derartiger Achtung, daß man darüber alles andere fast vergaß. Die Quellen und Denkmäler aber, die über die Geschichte des Volkstums berichten, blieben dabei unbeachtet. Wir fangen erst jetzt an, andere als nur die geschriebenen Quellen zu sammeln; das hatten schon die Germanisten um die Mitte des vorigen

Jahrhunderts getan. Neuerdings hat die Bewegung einen mächtigen Anstoß dadurch bekommen, daß neben die Wörter die Sachen, dazu neben das heute noch im Bauerntum Erhaltene die Ergebnisse von Ausgrabungen gestellt wurden. Dazu kommt neuerdings, was in der Forschung über Bildende Kunst bereits geschehen ist, daß man, sobald vom Norden die Rede ist, nicht nur Prähistorisches und Völkerwanderungskunst vor sich sieht, sondern vor allem Hellas, Iran und unsere Gotik als zusammengehörig erkennt und davon aus zu den unausweichlichen Rückschlüssen auf das nordische Einheitsgebiet übergeht.

Von der germanischen Kunst der Völkerwanderungszeit allein aus kann man z. B. nie den organischen Schlüssel zur nordischen Vorzeit finden, sondern muß eben von den hochwertigsten Leistungen der ältesten Bildenden Kunst Europas ausgehen, und gelangt nur so durch Rückschluß zu dem, was Sprachforscher schon vor hundert Jahren indoeuropäisch oder, meines Erachtens, richtiger indogermanisch genannt haben. Das kann nur dem vergleichenden Forscher, niemals dem Historiker oder Prähistoriker aufgehen, weil beide zeitlich, örtlich und „gesellschaftlich“ mit zu engem Gesichtskreis arbeiten. Auf dem breiten Boden des Erdkreises, aller Zeiten und Völker, planmäßig beobachtend und vergleichend von der Heimat ausgehen und nach Werten und Kräften forschen, nenne ich Wesensbetrachtung und Entwicklungserklärung, das heißt organische Geschichtsforschung treiben im wahren Sinne des Wortes!²²

²² Der wichtigste Unterschied zwischen Geschichte auf der einen, Wesen und Entwicklung auf der anderen Seite ist der, daß erstere an dem hängt, was sich in Bestandatsfachen nachweisen läßt, und womöglich unsicher wird, wenn sie nichts Geschriebenes in der Hand hat. Schon die Kunstdenkmäler sind ihr nur Belege ihrer Ansichten, nicht Quellen, also „Illustration“, sie weiß sonst bis heute im Durchschnitt noch nichts Rechtes mit ihnen anzufangen. Ich z. B. bin ihnen nur deshalb verdächtig, weil sie den Schlüssen nicht trauen, die ich aus den Denkmälern und ihrem Vergleiche ziehe. Und doch bin ich nur dadurch über die Geschichte hinaus zu Wesen und Entwicklung gekommen. Die Kunstdenkmäler sind wie Naturgebilde, man kann sie wie solche, aber aus Menschenhand hervorgegangen, verwerten, vorausgesetzt, daß sie schöpferisch sind, das heißt das Werk des Schöpfers, die Natur, um einen Schritt weiter brachten. Aber dafür haben viele heutige Schriftgelehrte noch keinen Tastsinn. Die ohne Scheidung des Wertvollen vom Duzend

Was da zur Erörterung steht, ist also mehr eine Beschauer- als eine Sachfrage. Sie lautet bezüglich des Nordens: Soll der Forscher von vornherein darauf verzichten, über die engen sprachlichen und geschichtlichen Grenzen von heute hinauszublicken, das heißt sich ganz auf sein engstes Gebiet, im gegebenen Falle die im Umkreis des heutigen Nordens ausgegrabenen Funde, beschränken? Dem Wesen nach bedeutet das einen neuen Humanismus, nicht mehr den lateinischen, sondern den nordischen: wie man früher im Rahmen des Lateinischen arbeitete, so jetzt im engsten Umkreise des Germanischen, wobei noch stillschweigend nach dem Vorbilde Kiegl's die römischen Zusammenhänge im Wege einer Provinzialkunst womöglich aufrechterhalten werden sollen. Das ist meines Erachtens das alte Unwesen in neuer Auflage. Und das nennt sich dann „organische Geschichtsauffassung“. Es ist die einseitige Auffassung, die des vom alten Orient über das Mittelmeer nach dem Abendlande durchwachsenden Machtstammes, der Hellas nicht arteigen nordisch und das Iranische überhaupt nicht anerkennt, die Völkerwanderungskunst aus der römischen Provinzialkunst und die Gotik aus der Romanik hervorgehen läßt. Ins Naturwissenschaftliche übertragen ist das so, als wenn ein Mathematiker am Schulbuch kleben bliebe und nicht einmal ahnte, daß es höhere Verfahren und einen weiteren Gesichtskreis gibt. Die Wissenschaft muß in diesen Dingen endlich zur Einsicht kommen²³.

aufgebauten Museen untergraben jedes Ahnungsvermögen, nicht anders als die Geschichte selbst. Jeder Krähwinkel will da im großen und ganzen etwas mitzureden haben. Und da schaffen die Lehrstühle und Akademiesitze nicht Wandel!

²³ Wenn das Leben der Staatengesellschaft von heute wirklich durch den Kampf um die Macht beherrscht wird, wie die Historiker annehmen, dann ist es höchste Zeit, der Menschheit zum Bewußtsein zu bringen, daß, wenn nicht alle zugrunde gehen sollen, man sich auf die natürlichen Grundlagen der Macht besinnen muß. Von der Bildenden Kunst aus lieft man eine Arbeit wie z. B. die von Onken, „Die Sicherheit Indiens“ (1937), mit sehr gemischten Gefühlen, weil sich da die ganze Unnatur zeigt, die als Überrest der zehntausendjährigen Erkrankung des Erdkreises übriggeblieben ist. Macht- und Besitzgier schlagen alles tot, was die Völker an Herzblut in sich tragen; man begreift, daß auf diese Art alle edleren Triebe, nicht zuletzt auch in der Bildenden Kunst, erstickt werden müssen. Wir sehen die Dinge von der Bildenden Kunst aus doch allmählich in ganz anderem Lichte.

Wie ist es z. B. zu erklären, daß die Kunst der wandernden Germanen eine stark amerasiatisch von Tierformen durchsetzte werden konnte, die Kunst der christlich gewordenen Germanen dagegen wieder die landschaftlichen Wege der von Iran her bekannten ursprünglich europäischen Nordkunst geht? Es muß doch so sein, daß die Germanen eine Zeitlang aus dem indogermanischen in ein fremdes Fahrwasser gleiten, daß aber, was wir Christentum nennen, in ihnen (zum Teil über Iran) wieder Quellen zum Springen bringt, die längst versiegt schienen. Es ist nicht anders, als wie später das Kokoko des 18. Jahrhunderts im 19. durch die Romantik abgelöst wurde, zuerst ein Ausleben in geschwungenen Linien, worauf die auf das All eingestellte Landschaft folgt. Es ist das Schicksal des nordischen Kraftkernes, der sich in diesem wiederkehrenden Wandel spiegelt.

Beharrung. Es gibt da etwas sehr Bedeutendes, das die Deutschen „Seele“ nennen und bisher unter dem Namen Seelsorge im wesentlichen der Kirche überließen. Allmählich wird es aber doch wohl Zeit, daß auch die Geisteswissenschaften, nach den Lebenswesenheiten, wie Recht, Glaube, Kunst usw., geordnet, sich mit Wesen und Werden der Seele und des einzelnen Volkstums ganz sachlich zu beschäftigen beginnen, das heißt nicht nur darüber psychophysische Versuche anstellen und Gedanken schieben (philosophieren), sondern planmäßig beobachtend und vergleichend von ihrem eigenen Arbeitsstoffe aus vorgehen. Ein Forscher z. B., der lebenslang der Bildenden Kunst nachgegangen ist, konnte, wenn er nicht nur im Rahmen der Geschichte blieb, sondern über diese hinaus Wesen und Werden des höheren Menschentums nachging, gar nicht anders, als zu der dringendsten Frage nach der Seele und ihrem Ursprunge Stellung nehmen. So wird es wohl auch der Forschung auf dem Gebiete der anderen Lebenswesenheiten ergeben, sobald diese nur erst erkannt haben, daß mit Geschichte allein in der Sache selbst, Menschentum und Menschheit, gar nichts getan ist.

Aber freilich, die Seele findet man nicht allerorten, insbesondere nicht gerade in der durch ihre äußere Lebenshaltung hervorragenden sogenannten hohen Kultur. Wenn wir die Fremdworte nicht gar so durcheinander verwendeten, könnte man sagen, Seele sei da, wo schlichtes und einfaches Wesen ist, sie mangle in der „Zivilisation“. Ich komme gerade von einem Landaufenthalte zurück, den ich im hinte-

ren Winkel eines am Eingang vielbesuchten Alpenteales verbrachte, bei Bauern also und in deren engster Familie. Drei Wochen habe ich keinen „zivilisierten“ Menschen gesehen. Aber „Kultur“ fand ich da, kein lautes oder unfreundliches Wort ist während der Wochen gefallen, alles ging in Liebe und Arbeit auf, selbst die Tiere fühlten sich gehegt und gepflegt und ich, der fremde Mensch, erst recht. Innere Wärme und selbstverständliches Vertrauen umfaßte uns alle. Das mag selbst in Bauernkreisen heute schon selten sein, ich hatte jedenfalls das Glück, ein Stück solchen Seelenwesens zu erleben.

Die Kunde von der Seele ist gänzlich verlorengegangen, ich nehme an, zum Teil deshalb, weil die Gebiete, in denen sie einst entstanden sein mag, unbeachtet blieben und das Entstehen in eine Zeit gehört, die zum Teil noch in die Erdgeschichte und nicht nur in unsere kurzatmige Menschengeschichte fällt. Es müssen Menschen gewesen sein, die durch irgendwelche schwerwiegende, erdgeschichtlich beharrende Ereignisse dazu geführt wurden, hart arbeiten zu müssen, und dann doch wieder Zeit hatten, sich auf sich selbst zu besinnen und damit erst den Weg zu jenem höheren Menschentum einzuschlagen, das wir so merkwürdig als selbstverständlich hinnehmen — ohne es tatsächlich zu leben. Von der Bildenden Kunst aus beobachtete ich ein langes Arbeitsleben hindurch immer wieder, daß der von der Geschichte kaum noch beachtete seelische Gehalt das Entscheidende ist, viel wichtiger als alle Form oder gar Zweck, Gegenstand und Gestalt, die lediglich im Ausdrucksdienste des seelischen Gehaltes stehen oder mehr oder weniger angewandte Kunst sind²⁴.

²⁴ Danach einteilend, bin ich auf den Abgrund zuerst zwischen äquatorialer Süd- und polarer Nordkunst gestoßen und gelangte so eines Tages zu der Erkenntnis, daß das, was unsere Kunsthistoriker zu ihrem Stiefkinder gemacht haben, die darstellende Nachkunst des Mittelmeerkreises, nur aus Blutmischung und Freiheitsberaubung hervorgegangen sein kann. Dadurch erst kam ich weiter dazu, dem ursprünglichen, reinen Nordblute nachzuforschen und fand es in drei Kunstströmen, die vom hohen Norden ausgingen, dem amerasiatischen, atlantischen und indogermanischen, von denen bisher, wenigstens in der Bildenden Kunst, nicht einmal der letzte, der indogermanische Strom, der uns in Europa am meisten angeht, beachtet worden ist. Und doch müßten wir ihn eigentlich sehr genau kennen, wenn es den Kunsthistorikern nur jemals eingefallen wäre, Hellas, Iran und die germanische Gotik dem

Ich gehe nicht nur vom deutschen oder germanischen Menschen allein aus, wenn ich gedrängt werde, auf die Eiszeit im hohen Norden, zuletzt auch auf Grönland zurückzugreifen, insbesondere dann, wenn ich dem Ursprung der nordischen Seele, ihrem Wesen und Werden von der Bildenden Kunst aus nachforsche. Damit suche ich ein Menschentum und seinen Ursprung, für das allmählich alles Verständnis verloren ging, obwohl es in Hellas, Iran und unserer Gotik längst greifbar, wenigstens für den Kunstforscher, vor unseren Augen steht.

Es war gewiß eine Art Schwächung griechischer Kraft, als Sokrates und Platon, ähnlich wie schon Phidias, den seelischen Zustand

Wesen und Werden nach zusammenzubringen. Es genügte, daß sie zeitlich nicht zusammengehören, um das auszuschließen. Mit den Germanen und der Völkerwanderungszeit allein kommt man solchen über Ort und Zeit weit in die Tiefe des Menschentums zurückgreifenden Fragen nicht bei, wenigstens nicht historisch.

Mein Forschen nach der Seele ging von der Beschäftigung mit nordischer Kunst auf europäischem Boden aus, zunächst 1916—1926 von der Völkerwanderungszeit, gipfelnd in dem Werke „Der Norden in der Bildenden Kunst Westeuropas“. Dann erst stieß ich bei der Rückkehr nach Asien und Iran (Mschatta) auf den Vorstoß des Nordens über Sibirien (Asienwerk). Das brachte mich 1935 auf den hohen Norden als das durch die letzte Eiszeit wieder entvölkerte Gebiet jener schwer ringenden Menschen, die zuerst in sich die Seele entdeckt haben dürften. (Vgl. „Forschungen und Fortschritte“ XI, 1935, S. 65 f.)

Es gehört also schon ein ausgiebiges Maß von Durchschnittsverständnis dazu, noch länger glauben machen zu wollen, daß wir über die Kunst unserer nordischen Vorzeit in Europa so viel wüßten, um darauf bauen zu können und uns keine „Hirngespinnste aus dem Grönlandeis“ oder im Anschluß an Asien zu machen brauchten. Das ist es ja, was ich den Vorgeschichtlern vorwerfe: Sie halten sich nur an die Bodensfunde, beachten nicht, was die Kunst von Hellas, Iran, ja noch die Völkerwanderung und die Kunst unserer „Gotik“ fordert. Deshalb waren wir alle zusammen bisher so blind für die Bedeutung des hohen Nordens, bildeten uns ein, der europäische Norden ende mit Skandinavien. Ich bin auf die neue Erkenntnis nicht nur von Europa allein gekommen. Mein Mschatta, 1904, und „Altai-Iran und Völkerwanderung“, 1917, drängten mich vielleicht noch stärker auf den hohen Norden, von den späteren Entdeckungen H. Wirths mit Bezug auf seine „Atlantiker“ gar nicht zu reden. Das Asienwerk, die „Asiatische Miniaturenmalerei“ und die „Spuren“ gaben dann den Ausschlag.

des griechischen Menschen zu vertiefen suchten; sie haben das nicht ohne Rückwirkung von Iran, beziehungsweise Indien her getan²⁵. Das geschah, nachdem z. B. die Morgenrothhoffnung bereits zur sittlichen Heilbringervorstellung geworden und damit dem Entstehen der Weltreligionen Tür und Tor geöffnet war. Neben das unbefangene lebensmutige Griechenland der vorsokratischen Zeit war damit ein zweites Teilgebiet des gleichen Nordstromes getreten, der, erneut durch schwere Schicksale um seine Unbefangenheit gebracht, das Böse neben das Gute zu stellen gelernt hatte. Die dritte Stufe im Wesen des Nordens wurde erreicht, als, völlig unbegreiflich für gedankenlose Kunsthistoriker, im germanischen Norden ein landschaftliches Bauen gerade zu der Zeit auftauchte, als die Germanen, nach der Völkerwanderung durch Mönche irreführt, endlich wenigstens in der Bildenden Kunst zu ihrem eigenen ursprünglichen Gefühlsleben wiedererwachten. Ihre Einbildungskraft spiegelte ihnen im Anschluß an das christliche Schlagwort „Erlösung“, wie einst im hohen Norden, eine Morgenrotlandschaft vor, so daß sie ihre gebauten Landschaften durch farbige Glasfenster mit Morgenrötestimmung erfüllten. Das alles ist vorläufig dem Werden nach noch sehr rätselhaft. Und doch kann jetzt schon der Versuch gemacht werden, das so erkannte Wesen der Seele in ihrem nordischen Wandel tastend zu erklären.

Ich habe schon in „Spuren“ Zweifel darüber ausgesprochen, ob die Indogermanen ursprünglich eine Bildende Kunst besaßen und nicht nur mit einer ungeheuer reichen Einbildungskraft die Wanderungen antraten, Bildende Kunst aber erst an der Grenze des Mittelgürtels zu schaffen begannen. Die Skythen nahmen die amerasiatische Kunst an, die Griechen den Steinbau und die menschliche Gestalt vom alten Orient, die Iranier in ihren Lehmziegeln zum Teil die Ausstattung des Zeltbaues der Amerasiaten und Wanderhirten, die Germanen den Steinbau durch die Mönche vom Mittelmeerkreise. Es bleibt immer nur die sinnbildliche Landschaft für den indogermanischen Norden selbst. Im Gegensatz dazu bringen die Amerasiaten das Tier Sinnbild mit und die Atlantiker den Steinquader und die menschliche Gestalt, scheint es. Ob dieser „Mangel“ bei den Indogermanen nicht mit der

²⁵ Vgl. „Forschungen und Fortschritte“, XIV, 1932, S. 220.

feelischen Feinfühligkeit zusammenhängt, die sich vielleicht musikalisch, nicht aber in sichtbaren Gestalten auszudrücken vermochte? Man wird die Antwort nur von der Zierkunst aus geben können, sagen wir Landschaften wie auf den Mailkopfschalen. (Abb. in fast allen meinen Werken, so „Dürer“, S. 39.) Über Musik vgl. „Das indogermanische Ahnenerbe“.

Die Frage ist, ob meine Annahme einer Ausbreitung der Bildenden Kunst durch drei Nordströme nach dem Süden Anerkennung findet. Man sollte meinen, daß es dem Beobachter der Bildenden Kunst allmählich doch auffallen müßte, wenn neben der darstellenden Kunst des Südens immer wieder eine zierende des Nordens, neben dem alten Orient plötzlich geradezu Hellas auftaucht, neben Rom Persien, beziehungsweise Iran, neben dem Romanischen das Gotische: ist der griechische Tempel in seiner freistehenden Einheit (wie das Grab des Kyros), der Feuer- oder Christentempel mit seinem mosaikengeschmückten Kuppelinnern oder das germanische Münster mit seinen farbigen Glasfenstern nicht Wunder genug, um uns nachsinnen zu lassen, woher das alles nun eigentlich kommen mag? Wie konnte es den Historikern nur überhaupt einfallen, alle diese offenbar aus getrennten Volkspersönlichkeiten hervorgehenden Bauarten einfach alle unter den Hut des Machtstammbaumes bringen zu wollen? Das ist das wahre Hirngespinnst, in dem wir bisher wie die Mücke im Netze der Spinne gefangenlagen, diese sogenannte organische Geschichtsauffassung.

Dazu die weitere Frage: Wie konnten wir denn bisher über dem Stein die vollstümlichen Rohstoffe, wie Holz, Rohziegel (Lehm) und Zelt, vernachlässigen, sie, die überhaupt erst den Schlüssel zum Verständnis der verschiedenen Bauweisen abgeben, so daß endlich das Ästhetisieren und Philosophieren wie insbesondere das endlose Geschichteschreiben aufhört. Wir haben Werte und Kräfte zu vergleichen, das heißt Tatsachen höherer Ordnung, die zeitlos sind, so daß wir beim Vergangenen nicht rein historisch, sondern immer gleich auch an Gegenwart und Zukunft denken können.

Als die Natur den Menschen zwang, sich auf den Schöpfer zu besinnen, das heißt sich eine Seele einzupflanzen, schuf sie ein Werkzeug, das die Schöpfung auf Erden fortzuführen vermochte. Aus

Lage, Boden und Blut des Weltraumes wurde so ein Tier zuerst zum Aufrechtgehen, dann zum Arbeiten und Sinnen, endlich zum Beurteilen seiner selbst und Vorausdenken gebracht. Das Kennzeichen des höheren Menschen ist, daß er die in aller Natur liegende Fähigkeit, Werke zu zeugen, im besonderen ausgebildet hat. Der Geist, die Hand usw. zeugen solche Werke; was dazu benötigt wird, nennen wir erst recht ein Werkzeug; das wichtigste Werkzeug aber ist von vornherein die Seele. Wer die nicht hat, bleibt ein trauriges Mittel Ding zwischen dem Menschen, der dem Schöpfer nahe ist, und dem Tier. Wer sie aber hat, ist oder kann ein schöpferischer Mensch, ein Künstler sein, welchem Berufe immer er auch angehören mag. Als Werkzeuge der Natur können wir nur ahnen. Wir wissen gar nichts, bilden uns aber gerade auf das Wissen so viel ein, daß wir das Ahnungsvermögen womöglich als vollkategoriegefährlich ganz verbieten möchten. Dabei kennen wir die Kraft nicht, die uns als Werkzeuge nutzt, glauben, über sie hinweg leben, Macht und Besitz nachlaufen zu können. Das Volk, nicht der Machtmensch muß in Zukunft die Zügel in die Hand nehmen. Glücklich das Volk, dem ein einfacher, schlichter Mensch Führer geworden ist, einer dazu, der den nötigen Weitblick hat.

Das ist es ja: Weil die Deutschen mit den Germanen nicht die einst von den Indogermanen eingeschlagenen Wege fortsetzten, sondern als die im Norden zurückgebliebenen Reste der europäischen Nordvölker von asiatischen Völkern und der Mittelmeermacht überrannt wurden und ihre Eigenart erst in der „Gotik“ durch die vorkirchlichen Wurzeln des Christentums, zum Teil über Iran her angeregt, wiedergewannen, ist Asien als das wichtigste Ausbreitungsgebiet indogermanischen Glaubens nicht zu übersehen und noch weniger der hohe Norden in Zwischenzeiten, in dem die durch die Kirche zu Tode gerittene Seelengröße des Eiszeitnordens entstanden war. Die sogenannte Völkerwanderungskunst der Germanen ist der volle Beweis jener kriegerischen Auseinandersetzung der im Norden zurückgebliebenen Indogermanen mit den Nordvölkern Asiens: es fehlt ihr jene erhebende Glaubensinnigkeit, die, wie in Hellas und Iran, mit dem landschaftlichen Sinnbilde im Bauen und Ausstatten, zuletzt mit der Erzeugung des Morgenrotes durch farbige Glasfenster, erst wieder ganz von innen heraus im innersten Wesen der „Gotik“ zu sich zurückfindet.

Nur die vergleichende Arbeit, die weit über das Sichtbare und Greifbare hinausgeht, führt darauf, auch in den Geisteswissenschaften nach dem Sinn der Erde und des Menschen im All zu fragen, den Zweck des Lebens selbst begreifen zu lernen. Das, was die Geschichte bisher nicht anerkennen wollte, die entscheidende Bedeutung des Beharrenden von Lage, Boden und Blut, wird gerade durch die vergleichende Kunstforschung als auf die Dauer entscheidend in den Vordergrund gestellt. Beweis die drei Stile, aus denen ich den hohen Norden und seine Bedeutung erschließe: von Hellas, Iran und unserer Gotik zum Nordpol. Ich schließe von der inneren Verwandtschaft der drei Kunstkreise auf eine gemeinsame Entstehungsgrundlage im hohen Norden der Zwischeneiszeit. Man sehe die Karte auf die Lage der drei Kreise an und wird, davon ausgehend, folgern müssen, daß sie sich nur sehr weit im Norden vereinigen können, um bei aller inneren Bezugnahme doch äußerlich so völlig verschieden zu sein, daß man ihren Zusammenhang bisher überhaupt nicht bemerkt hat. Hellas und Iran könnten auf dem Boden des heutigen Rußland zusammenlaufen, aber beide mit der germanischen Gotik, wie ich in den „Spuren“ gezeigt habe, nicht früher als im hohen, heute vereisten Norden.

Bewegung. Was ich vorstehend von den drei wurzelechten Kunstkreisen Hellas, Iran und „Gotik“ der Indogermanen ausgehend, über die Seele gesagt habe, ist glücklicherweise trotz aller Bemühung des Machtstammes nicht ausgestorben, es ist das Beharrende, an das sich immer noch wieder anknüpfen läßt. Ihm stehen gegenüber bewegende Kräfte, die nicht erst von den Indogermanen, sondern schon viel früher von älteren Kunstströmen des Nordens, dem amerasiatischen und atlantischen, in die Welt gesetzt worden waren. Ich will darauf hier nicht eingehen, das wird ausführlich in meinem Buche „Europas Machtkunst im Rahmen des Erdkreises“ geschehen. Ich möchte nur noch kurz die Bewegungserscheinungen innerhalb der Indogermanenwanderungsachse besprechen.

Die vergleichende Kunstforschung bricht sich Bahn darin, daß sie nicht nur eine Völkerwanderung, die germanische, anerkennt, sondern eine ganze Reihe vorausliegender Auswanderungen vom Pol nach der nördlichen Halbkugel fordert, soweit wir bis jetzt urteilen können, eine amerasiatische zuerst, die bis Mesopotamien führte, und eine atlant-

tische dann, die in Agypten endete. Diese Völkerwanderungen machen die historische Zeit, die die Geschichtschreibung bisher allein berücksichtigte, überhaupt erst verständlich. Davon ist seit 1935 in meinen Werken immer wieder die Rede gewesen. Die indogermanische Wanderungsachse behält auch für die Zukunft ihre Bedeutung, weil sie, erst einmal beachtet, den zu einer Einheit zusammengeschlossenen Nordmenschen Europas andeutet, in welcher Richtung sich ihre überlieferte Art der Ausbreitung ihrer Ansprüche vollziehen dürfte. Die Erschließung des Nordens bis Grönland ist die erste Bedingung, die des Zusammenschlusses selbst. Dann aber ist über den Balkan, die Ukraine und das östliche Mittelmeer der Landweg wieder zu öffnen nach Iran, Indien und China, ein Verkehrsstrang, der entscheidender werden dürfte als alle Seewege.

Unsere Ausdehnungsachse geht von Grönland bis Indien und Ostasien, das habe ich zuerst von Asien aus gesehen in meinem „Altai-Iran und Völkerwanderung“ und von Europa her in meinen „Spuren indogermanischen Glaubens“, zusammengenommen die große Achse des europäischen Nordens, die der Indogermanenbewegung. Die Atlantiker mögen auf der Westseite, die Amerasiaten auf der Ostseite ihr eigenes Leben genießen, dabei aber uns, die Deutschen, die Germanen und Indogermanen, unser ohnehin schweres Dasein in der Mitte unabhängig führen lassen.

Den deutschen Humanisten, sie mögen sich auch noch so sehr als überzeugte Anhänger der volksdeutschen Bewegung geben, fällt es schwer zu folgen, wenn unsereiner verlangt, daß der klassische und christliche Archäologe wie der Orientalist mit dem vorpersischen Iran Fühlung nimmt. Er kann es nicht verwinden, daß Miltiades schon im Namen persisch anklingt, und noch weniger, daß die persischen Großkönige Griechenland unterdrücken wollten, wobei er nicht im entferntesten daran denkt, daß die Iranier ebenso Indogermanen waren wie die Hellenen und es sich um einen Bruderkrieg handelt wie später zwischen Athen und Sparta, Iran sich von Persien ebenso unterscheidet wie Hellas von Rom.

Sobald man zu der Einsicht kommt, daß das heutige Europa II als Nachfolgerin der Machtgesinnung des alten Orients genommen werden muß, keinesfalls aber für das ursprüngliche Europa I, dann

erwächst daraus allen Ernstes die Pflicht, zu erforschen, was Europa eigentlich ursprünglich war und ob es, wie ich bei dem Madrider Entretien des Völkerbundausschusses für Literatur und Kunst 1933 forderte, nicht besser täte, daß Europa II auf seine seelischen Voraussetzungen aus indogermanischer Zeit, Europa I, zurückgreife, als glatt anzunehmen, unsere heutige „Kultur“ sei mustergültig und man könnte nichts Besseres tun, als sie mit allen Kräften zu erhalten²⁶. Die Machtbewegung, die uns durch Jahrtausende immer wieder zurückgeworfen hat, sollte wahrhaftig endlich als verfehlt erkannt werden; früher werden wir eine der Natur dieses Europa I entsprechende geistige Entwicklung nicht wiederaufnehmen können.

Und da taucht nun neben dem ewig bevorzugten Einerlei des naturnachahmenden Macht- und Südmenschen der Historiker und Prähistoriker ein ganz anderes Kunstwesen auf, das der landschaftlich zierenden und märchendichtenden Nordvölker. Es sind Menschen, die nicht abergläubisch die Natur bannen, sondern sich selbst als schöpferische Natur empfinden lernen und in deren Sinne dichtend weiterstreben. Es ist ein geistiges Armutszeugnis sondergleichen, daß wir den grundsätzlichen Unterschied nicht sahen und uns ein Hirngespinnst einreden ließen, das alle schöpferische Kraft des Nordens wie etwas Nebensächliches dem selbstverständlichen Stammbaume der im Mittellgürtel zwischen Nord und Süd entstandenen Machtgesinnung einordnete. Das ist die selbstmörderische Blindheit der Humanisten! Sie glauben wirklich, daß solche Einheiten, wie der Siebel- und Kuppeltempel oder das landschaftlich im Morgenrot emporstrebende Münster ohne Jahrhunderttausende alte Klärung durch harte Körper- und Seelenarbeit möglich wäre. Und wir dummen Nachkommen, die sich einbilden, Stile aus dem Handgelenk erfinden zu können! Da wir mit den Historikern zu kurz denken, gehen wir stumpfsinnig über alles hinweg, was in Zukunft Ausgangspunkt vertiefter Beobachtung werden muß, wollen wir unsere volksdeutsche Besinnung wirklich bewahren.

Beschauer. Woran ich seit Jahrzehnten von der Forschung

²⁶ Vgl. „Aufgang des Nordens“, S. 102 f.

über Bildende Kunst aus arbeite, ist, die Geisteswissenschaften zu überzeugen, daß sie aus ihrer Schreibtischentrücktheit ins Leben zurückfinden müssen, mit Geschichte ins Unendliche Menschentum und Menschheit nicht gedient ist, vielmehr die Werte und Kräfte, die aus den geschichtlichen Bestandtsachen sprechen, endlich um ihrer selbst willen, nicht philosophierend, sondern tatsächlich herausgezogen und untereinander verglichen werden müssen. Dann erst werden auch die Geisteswissenschaften unmittelbar im Dienste von Gegenwart und Zukunft stehen. Die vergleichende Kunstforschung bricht diese Bahn. Sie zerreißt das Hirngespinnst vom geistig überragenden Mittelmeerraum, der entscheidenden historischen Grenze und der angeblich einzig dastehenden Hochwertigkeit der jetzigen europäischen Gesellschaft. Die vergleichende Kunstforschung schlägt Tore nach allen Seiten auf, die aus der dumpfen Sticlust, die der historische Humanismus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in den europäischen Gelehrtenstuben hinterlassen hat, hinausführen. Ich habe darauf zuerst eindringlich 1926 in einem Aufsätze der Preussischen Jahrbücher, 203, S. 165 f., „Das Schicksal der Berliner Museen“ aufmerksam gemacht.

Die vorstehenden Wesens- und Entwicklungsüberlegungen steigen erst dem von der Bildenden Kunst ausgehenden Forscher auf, der vergleichend im Rahmen des Erdkreises zu arbeiten beginnt und dann nicht mehr im Mittelmeerglauben befangen bleibt, sondern ganz allgemein jenen Nordstandpunkt bezieht, der einzig der für das Europa diesseits der Alpen selbstverständliche Gesichtskreis ist, auch wenn er jetzt von der volksdeutschen Bewegung nicht gefordert würde. Gleichartige Bedeutungen und Erscheinungen tauchen bei allen Völkern des Erdkreises auf, die Frage ist nur, ob sie nicht doch in Urzeiten aus einem Punkte, dem Norden, überallhin durch die wandernden Nordvölker gebracht worden sind, besonders wenn es sich um seelische Werte handelt. Die neueren Kunsthistoriker treten zumeist nur vom Christentum aus kurz in die Fragestellung ein. Das führt von vorn herein irre wie jede historische Grenze überhaupt und jede Einteilung, die von einer Gesellschaft statt vom Volke ausgeht.

Darum, meine ich, sollte die vergleichende Kunstforschung der Geschichte gegenüber ernstlich Bahn brechen. Eine Geschichte des Erdkreises, aller Zeiten und Völker im Nebeneinander, sogenannte Uni-

versalgeschichte, ist wiederholt geschrieben worden, auch in dem Maße, das der Verfasser vertritt. Das hat schon Kugler vor hundert Jahren versucht, und Schnaase ist ihm großzügig nachgefolgt, zuletzt vor allem Wörmann, „Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker“, und andere. Um die Kunde geht es also nicht. Die vergleichende Kunstforschung geht nicht der Geschichte, sondern Wesen und Entwicklung nach, untersucht im Einzelfall die Wertbeziehungen der zeitlichen, örtlichen und Volkseinheiten und geht planmäßig dem Zusammenwirken der Kräfte nach. Der Gegensatz kommt kennzeichnend zur Geltung in der Darlegung der verschiedenen Standpunkte von Strzygowski und Dvoržak im ersten Bande der Zeitschrift „Die Geisteswissenschaften“, 1913/14. Seither durften die beiden Institute der Wiener Universität nicht durcheinandergebracht werden. Das eine war ein historisches, das andere ein vergleichendes, beide mit dem vollen Lehrauftrage für „Kunstgeschichte“; nur ein schlechtunterrichteter oder böswilliger Historiker konnte das Institut für vergleichende Kunstforschung für ein orientalisches ausgeben²⁷.

Ausschlaggebend ist für den Forscher, im Gegensatz zum Historiker, die Mathematik der Zeit-, Raum- und Menscheitsgröße, mit der er zu rechnen gewohnt wurde. Wenn die neueren Kunsthistoriker mit Christi Geburt beginnen und die Historiker mit dem alten Oriente, so ist das ihre Sache, ernstlich mitreden können sie dann in keinem Falle. Es gibt nur eine Grenze, und das ist zunächst der Weltraum, dann der Erdkreis, dann allerhand zeitliche, örtliche und Volks-, beziehungsweise Gesellschaftseinheiten. Die alleinseligmachende Annahme der Historiker war der Machtstammbaum, über dem sie Hellas, Iran und die Gotik als selbständig zusammengehörige Größe übersahen. Die Kunsthistoriker dürfen sich nicht wundern, wenn ich zu Ergebnissen komme, die über ihre Begriffe gehen, die sie daher im besten Falle für überspannt, beziehungsweise von einer fixen Idee eingegeben ansehen. Hätten sie rechtzeitig eingelenkt und wären sie meinen Arbeiten vom Sachstandpunkte pflichtmäßig gefolgt, statt sie

²⁷ Vgl. mein Buch „Aufgang des Nordens“, S. 63 f., und „Geistige Umkehr“, S. 251, vor allem aber „Das Ordinariat für Kunstgeschichte und das I. Kunsthistorische Institut der Universität Wien“, wieder abgedruckt in „Nordische Welt“, 1933, S. 33 f.

stillschweigend abzulehnen, beziehungsweise totzuschweigen oder dagegen unüberlegt zu hetzen, dann würden sie heute schon, das heißt noch bei meinen Lebzeiten, anders urteilen.

Der heutigen Welt sind gewisse Grundlagen nicht eindringlich genug und immer wieder vorzuhalten, weil sie diese nicht leicht aufzufassen vermag, da Tausende von gedruckten Bänden davon nichts wissen, wenn sie im einzelnen auch noch so genau sind, im ganzen aber womöglich das Gegenteil sagen. Dahin gehört im Gebiete der Forschung über Bildende Kunst, daß die Kunst schon im Weltall steckt, also älter ist als der Mensch und zu seiner Entstehung eher beigetragen hat, als daß er, der Mensch, sie erst erschaffen haben sollte; daß ferner der Naturmensch bei der Naturnachahmung bleibt und der Nachmensch immer wieder darauf zurückgreift, während nur der Nordmensch Kunst aus der Vorstellung erschafft, die wie die Pflanze wächst oder das Tier haut, sich kleidet, oder sich um der Liebe willen ausstattet. Oder daß es im hohen Eiszeitnorden Menschen gegeben haben muß, weil das strahlenförmige Bauen letzten Endes nur aus dem waagrechten Umkreisen der Erde scheinbar durch die Sonne, beziehungsweise die Morgenröte, die in den Veden dreißigtägig ist, nur jenseits des 66. Breitengrades möglich erscheint. Ebenso ist dem heutigen Deutschland nur schwer auseinanderzusetzen, daß die Germanen, wenigstens in der Bildenden Kunst, nicht mehr rein Träger des ursprünglich Europäisch-Nordischen sind und die sogenannte Gotik und Dürer diesem näher kommen als der Zeit nach eben das Altgermanische.

Wenn Paracelsus die Erde im Himmelsraume dem Embryo im Mutterleibe vergleicht, so kann er damit nur meinen, daß der Mensch, das herrschende Geschöpf der Erde, im eigenen Innern eine Seelenwelt zu erschaffen vermag, die sich an Tiefe mit der Weite des Weltreiches messen kann. Und wie die Naturwissenschaften dem Weltreiche nicht gerecht werden, so die Geisteswissenschaften nicht dieser Innenwelt des Menschen. Beide vergessen das ihnen verschlossene Unsichtbare, machen, als wenn die tiefe wie die weite Welt schon durch das Sichtbare allein erschlossen, ja erschöpft werden könnte. In meine Sprache übersetzt heißt das, die sogenannten exakten Forschungsgebiete in den Naturwissenschaften Chemie, Physik und Mathematik,

in den Geisteswissenschaften Wesensbetrachtung, Entwicklungs-
erklärung und Beobachterbeurteilung dürfen nicht unser Ahnungs-
vermögen ersticken, wie es bisher Geschichte und Philologie z. B.
taten. Die neuen Verfahren und ihre Ergebnisse sind nur höhere
Stufen zum Eindringen in die Wunder und Geheimnisse des Welt-
ganzen: wer sie nicht ahnt, ist nicht wert, im nordischen Sinne Mensch
zu heißen.

Die Historiker haben sich, den Philologen folgend, einen Götzen
geschaffen, der am Mittelmeere thront und in unerschöpflicher Zeug-
ungskraft angeblich alles hervorgebracht haben soll, was an „hoher
Kultur“ überhaupt zu verzeichnen ist. Es gibt nichts, was nicht darauf
bezogen würde. Die Forschung über Bildende Kunst kann darüber ein
Lied singen, die sogenannte „Wiener Schule“ steht darin obenan.
Wenn es nun heute gilt, zur Vernunft und Einkehr zu mahnen, so ist
das, wie kein Laie sich vorstellen kann, ein Unternehmen, das fast über
Menschenkraft geht. Nietzsche hat (Werke, IV, S. 27 f.) eine solche
Arbeit zu kennzeichnen gesucht: „Jeder kleinste Schritt auf dem Felde
des freien Denkens ist von jeher mit geistigen und körperlichen Mar-
tern erstritten worden; nicht nur das Vorwärtsschreiten, nein, vor
allem das Schreiten, die Bewegung, die Veränderung hat ihre un-
zähligen Märtyrer nötig gehabt, durch die langen, pfadsuchenden und
grundlegenden Jahrtausende hindurch, an welche man freilich nicht
denkt, wenn man, wie gewohnt, von Weltgeschichte, von diesem
lächerlich kleinen Ausschnitt des menschlichen Daseins, redet; und selbst
in dieser sogenannten Weltgeschichte, welche im Grunde ein Lärm
um die letzten Neuigkeiten ist, gibt es kein eigentlich wichtigeres
Thema als die uralte Tragödie von den Märtyrern, welche den Sumpf
bewegen wollten. Nichts ist teurer erkauf worden als das Wenige
von menschlicher Vernunft und vom Gefühl der Freiheit, welches
jetzt unsern Stolz ausmacht.“

Nun, versucht muß es doch werden. Ich arbeite unausgesetzt daran,
seit 1901 „Orient oder Rom“, 1923 meine „Krisis der Geisteswissen-
schaften“ erschienen. Ausgesprochene Pflichteinstellung im besten Sinne
ist für uns im Norden lebende Forscher von vornherein der Nordstand-
punkt. Wir verfolgen nicht die Schicksale der Gewaltmacht des
Mittelmeerkreises, sondern — das muß immer wieder betont werden —

gehen von Lage, Boden und Blut der eigenen Heimat aus, also von den beharrenden Kräften, und sehen, wie die Bewegungsträfte, der Machtwille an der Spitze, auf sie wirken. Uns geht in erster Reihe das Schicksal unseres Nordens an.

Dem künstlich gezüchteten Stammbaume der Macht steht ein natürliches Gewächs in der Nordkunst gegenüber, das seine Blüte für uns im indogermanischen Strome getrieben hat. Der Machtstammbaum ist in aller Munde, es wird ihm gedankenlos auch der Nordstrom eingeordnet, niemand will sehen, daß da zwei ganz verschiedene Wesen einander klar gegenüberstehen und man Geschichte im Sinne von Entwicklung erst schreiben kann, wenn man beide auseinanderhält — in der Vergangenheit; Gegenwart und Zukunft aber machen es dem Nordmenschen zur Pflicht, endlich einmal zur Besinnung zu kommen und den Machtstammbaum denen zu überlassen, die ihn aufgerichtet haben. Den Deutschen aber steht es zunächst zu, ihr Seelentum von Hellas, Iran und der Gotik aus zu suchen und aus dem Einblick in das Wesen der gewonnenen Einheit den neuen Schicksalsweg selbständig zu erfüllen.

Die Menschheit hat, nehme ich an, ihren stärksten Ausschlag zum Guten in Not und Arbeit im nördlichen Polargebiet genommen, den Rückschlag zum Bösen aber im Mittelgürtel zwischen Alpen und Äquator, da, wo jene Gewaltmacht von Gottes Gnaden und ein Wohlleben aufgerichtet wurde, die beide für „hohe Kultur“ gelten. Die Hochspannung zwischen diesen beiden Gürteln trat ein, als neue Pölsiedler, nicht wie zuerst bei den Amerasiaten und Atlantikern mit dem äquatorialen Südmenschen, sondern wie die Indogermanen mit den schon vorhandenen Machtmenschen des Mittelgürtels zusammenstießen und dann die persischen Achämeniden oder der mazedonische Alexander den Iraniern, beziehungsweise Griechen zur Weltmacht verhalfen, ihnen die Zügel der Gewaltmacht von Gottes Gnaden anlegten. Da begann dann jener Kampf zwischen dem ursprünglichen und dem heutigen Europa, der die Entwicklung der letzten Jahrtausende bestimmte und von den Historikern ganz willkürlich in einen einzigen Stammbaum der Gewaltmacht zusammengepferscht wurde, eine „organische Geschichtsauffassung“, die der nordischen Eigenart des alten Hellas, Iran und unserer eigenen Völkerwanderungskunst,

beziehungsweise der germanischen „Gotik“ keinerlei dem Norden gerecht werdende Geltung zukommen ließ.

Iran ist im sittlichen, wie Hellas im künstlerischen Sinne einer der wichtigsten Umschlagplätze des Nordischen im Hinblick auf die Gesinnung der Gewaltmacht. Damit müssen die Geisteswissenschaften rechnen lernen, wenn sie in der Zeit kaum übersehbarer Fülle „synkretistischer“ Bestrebungen, in der Zeit zwischen den beiden Großen der Geschichte, Alexander und Kaiser Karl, ins Reine kommen, hinter dem Mystizismus den wahren Kern bloßlegen wollen. Ich habe von der Bildenden Kunst aus eine der wichtigsten Gestalten, die des Heilbringers, aus diesem Anäuel der Verstrickung von nordischen Urkeimen und Verbalhornung durch die Gewaltmacht vorzuführen versucht. Wer ein Gegenstück dazu von der philologischen Seite nachschlagen und sehen will, wie Mithras zum gefährlichsten Gegner des christlichen Heilandes gemacht wurde, der lese H. Günterts „Der arische Weltkönig und Heiland“.

Wie die Germanen in der letzten Völkerwanderung in Europa nach dem Mittelmeere vorstießen, so schon Jahrtausende früher die Indogermanen gegen die südlichen Meere nicht nur in Europa, sondern auch in Asien. Sie begründeten jenes erste, ursprüngliche Europa, das weit über den heutigen Rahmen hinaus bis in die Mitte Asiens reichte und mit den persischen Achämeniden beginnend, vom mazedonischen Alexander, den römischen Kaisern und Päpsten erwürgt wurde und dann in Vergessenheit geriet. Die Historiker führen uns eine „hohe Kultur“ vor, die angeblich dieses zweite, das Europa der Gewaltmacht besessen haben soll, während sie den Seelenadel des ersten Europa, in dem die Nordmenschen als Gleiche unter Gleichen lebten und einen Allglauben hatten, totschweigen.

Ich stelle mich mit dem Rücken gegen die Alpen und überblicke den Gesamtnorden bis zum Pol, also das Festland, das Seegebiet und den Eisgürtel: Kann der letztere irgendeine Bedeutung haben? Ein Gebiet, aus dem einst, wie ich annehme, der Seelenmensch hervorgegangen ist, ein Werden, das heute noch im Alpengefühl erlebt werden kann? Ist diese sittliche Einstellung keinerlei Beachtung wert? Wir holen uns heute durch den Walfang Sette aus dem hohen Norden, könnte es dort nichts Wertvolleres zu finden geben, etwa

Menschen, die, im Kampf mit dem ewigen Winter gestählt, den Menschen des See- und Landgebietes gesündere Geistesformen zuge- tragen hätten? Und sollen wir darauf auch in Zukunft nach dem Willen der Historiker verzichten?

Ich würde schon um des von mir gesammelten Arbeitsstoffes und der bereits vorhandenen Arbeiten willen gewünscht haben, daß ich meine letzten Lebensjahre doch noch der Einrichtung einer Reichs- arbeitsstätte für vergleichende Kunstforschung hätte widmen können, damit nicht verlorengeht, was von der Saat zum Aufgehen in anderen Händen bereit liegt. Deshalb habe ich seinerzeit schon die damalige Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft angegangen, sich meines Wiener Universitätsinstitutes bei meinem Rücktritte anzu- nehmen — ohne Verständnis zu finden. Als mir dann 1937 von München aus ein rätselhaftes Angebot gemacht wurde, hätte ich es gern angenommen, wenn wir auch nur die geringste Aussicht auf wirkliche reichsunmittelbare Dauer erweckt worden wäre. Verbissen wie in der Mchatta-Frage kämpfen die deutschen Sachgelehrten gegen mich auch in der Forderung nach Aufrichtung dieser Arbeitsstätte. Sie wollen nicht für wahr haben, daß es gerade darauf ankommt, dem geschichtlichen Spießertum in der Wissenschaft den Garaus und den vergleichenden Forschungseinrichtungen von Wesen und Entwicklung in allen Lebenswesenheiten den Weg freizumachen. Der Kunstgelehrte sieht vorläufig noch weiter als der Philologe und Historiker, weil sich diese beiden gern im Kreise der ihnen geläufigen Sprachen drehen, der Kunstforscher aber, wenn er es sich nicht gerade akademisch, das heißt nach Art seiner humanistischen Vorbilder bequem macht, not- gedungen die Grenzen brechen muß, die die längst akademisch zuge- lassenen Vorgänger gezogen haben.

Ich lasse hier der grundsätzlichen Klarstellung einige Schriften folgen, die geeignet sind, das über die Vordeinstellung Vorgebrachte in einzelnen Streiflichtern näher zu beleuchten.

4. Nordstandpunkt und Mittelmeerglaube

Die Unfruchtbarkeit der wissenschaftlichen Geschichte beruht nicht zuletzt auf dem seit Jahrhunderten, beziehungsweise Jahrtausenden gezüchteten Glauben an das angeblich Einzigartige und Hochwertige der Geistigkeit des Mittelmeerkreises, einer Blindheit, der nur durch die Aufwerfung des Nordstandpunktes der Star gestochen werden kann. Und es ist Zeit, daß das geschieht, weil sonst die Gefahr besteht, daß besondere Umstände dem sterbenden Humanismus im letzten Augenblicke zu Hilfe kommen, der Schulmeister neuerdings seine Geißel über dem deutschen Volke schwingen und Latein wieder seinen Führersitz zurückerlangen könnte. Da dürfte es manchem doch vielleicht willkommen sein, seine nordische Einstellung gegen die Mittelmeergefinnung abgewogen zu sehen, wenn dies auch zunächst nur von einer einzelnen Lebenswesenheit aus, der Bildenden Kunst, geschieht. Der deutsche Schulmeister lebt heute noch im überlieferten Mittelmeerglauben, kann sich nicht freimachen von der jahrtausendealten Überschätzung dieser „hohen Kultur“. Daß der Norden jemals seelisch höher gestanden haben könnte, das sieht er für einen guten Witz an, weil seine Scheuklappen ihn nicht über den „historischen“ Gesichtskreis hinausblicken lassen und er Hellas seelisch nicht als nordisch erkennt.

Wie war das doch im großen Kriege? Hat sich da im Ringen der Völker nicht noch etwas anderes neben der Befehlsgewalt zum Worte gemeldet, etwa rein menschlich die Nordnatur, die das Rätsel des Alls gelöst erhoffte? Die feindlichen Mächte wollten mit vereinten Kräften Deutschland niederwerfen, der Deutsche selbst ging in das Ringen mit dem Glauben an ein großes, die ganze Nation erschütterndes Geschehen, aus dem die Zukunft geläutert hervorgehen mußte. So

war es wenigstens die ersten Jahre, bis dann die zermürbenden Unterströme alle Hoffnung auf ein großes fruchtbares Erleben vernichteten. Und das soll in den Geisteswissenschaften so bleiben, trotzdem nach dem Kriegsende volle zwanzig Jahre vergangen sind und die volksdeutsche Bewegung gründlich aufräumt? Verspricht irgendeine wissenschaftliche Tat eine befriedigende Lösung dieses erbärmlichen Zwiespaltes?

Im Mittelmeerglauben wirken Amerasiaten und Atlantiker zusammen gegen die Indogermanen, die im Recht der römischen Republik, in der Kunst der Griechen vor Alexander und dem Glauben der Iranier vor der persischen Weltmacht noch halbwegs rein zur Geltung kamen. In allen drei Fällen ist die Gewaltmacht von Gottes Gnaden, wie sie die altorientalischen Monarchien als Gesinnung am Mittelmeere hinterlassen hatten, der Feind der indogermanischen Hochwertigkeit. Die Perser, der sog. Hellenismus und das kaiserliche Rom werfen als Erben des alten Orients nieder, was die Indogermanen neuerdings aus dem Norden mitgebracht hatten. Dieses nordische Abenerbe von Europa I wurde schon zerstört, bevor noch das Christentum in jüdische Hände und an das Mittelmeer geriet und zwangsweise zur europäischen Machtreligion schlechtweg gemacht wurde. Die jüdische Decke, die sich die Kirche umgeschlagen hatte, wurde noch einmal gehoben, in der Zeit der großen gotischen Münster, aus denen ein Geist spricht, der rein nordisch, dem Griechisch-Iranischen wieder nahekommt und die Hoffnung erweckt, daß das Altindogermanische trotz allen Druckes der im Mittelmeerglauben befangenen Schriftgelehrten doch noch wieder rein zu gewinnen sein dürfte. Wie steht es nun inzwischen mit unserer Kenntnis beider Gebiete, des Nordens und des Mittelmeerkreises? Die Gegenreformation hat die Blüte des germanischen, der historische Humanismus noch zuletzt die Großtaten deutschen Geistes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vernichtet. Es kommt jetzt darauf an, einmal Abrechnung zu halten.

K u n d e. Vom Mittelmeere wissen wir sehr viel, vor allem, daß die Gewaltmacht von Gottes Gnaden zusammen mit der Kirche und dem Humanismus uns samt Machiavell und Pietro Aretino von

dort aus gekommen sind. Das geht so weit, daß wir bis vor kurzem nicht ohne Rom leben zu können glaubten, wir „Barbaren“, für die angeblich alle Wege nach Rom führen sollten. Was dagegen wissen wir von unserem Norden? Ich meine nicht die nördliche Halbkugel, sondern auf ihr jenes Gebiet um den Pol, das durch die Gebirge, in Europa durch die Alpen, vom Süden abge schnitten wird. Ob wir auch nur in der grundsätzlichen Gliederung des Nordens einig sind? Zunächst haben wir ja nur den Nordgürtel um den Pol herum als Ganzes vor Augen. Dieser Nordgürtel zerlegt sich aber in dreierlei Norden, das Festland, das Seegebiet und den Polarkreis selbst. Man begreift in Europa, wenn ein Festlandmensch vom Norden spricht und damit Skandinavien meint; ebenso müßte aber verständlich sein, daß jemand darüber hinaus vom hohen Norden spricht und damit den heute eisstarenden Polarkreis meint. Der Forscher auf dem Gebiete der Bildenden Kunst drückt diese Unterscheidung etwa so aus: Ursprünglich hat in Europa der hohe, arktische Norden mit den Indogermanen und der landschaftlichen Kunsteinstellung die Führung, dann der Seenorden mit den Germanen und der kriegerischen Völkerwanderungskunst, endlich der christliche Festlandsnorden mit dem, was wir bürgerlich-gotisch nennen. Es ist noch gar nicht lange her, da beschränkten wir uns ausschließlich auf die dritte Stufe, die christliche; die Völkerwanderungskunst war Freiwild, es konnte sie der Prähistoriker ebenso wie der Kunsthistoriker behandeln. Keiner von beiden wollte recht etwas mit ihr zu tun haben. Sie wurde dementsprechend vernachlässigt, ohne eine Ahnung davon, daß sie entwicklungsgeschichtliche Voraussetzungen herbe, die im Norden selbst viel älter sind als das kaiserliche und päpstliche Rom. Jetzt stehen die Historiker verblüfft: sie, die in ihrem gewöhnlichen Machtstammbaumschlendrian die Völkerwanderungskunst gern als römische Provinzialkunst in die Tasche gesteckt hätten, müssen nun erst recht anfangen, den nordischen Voraussetzungen der Völkerwanderungskunst nachzugehen, und kommen dabei nicht mehr auf Rom und seine Provinzialkunst, als vielmehr zur Kernfrage nach dem ursprünglichen Europa. Darauf führt eben nicht geschichtliches Wissen, sondern die vergleichende Wesensbetrachtung, das Einleben in die künstlerischen Werte und der nachfolgende Vergleich mit Asien.

Zu diesem Vergleich gehört heute schon etwas mehr als die Kenntnis der nordeuropäischen und der Kunst der ausgehenden Antike. Es gibt heute doch schon, wie ich im Anhang zu meinem Heilbringerbuche, S. 241 f., ausführte, eine ganze Reihe ernster Forscher, die sehen, daß das Altgermanische sich nur unter Mitberücksichtigung von Nordasien verstehen läßt. Also muß wohl das gesamte Eurasien in die Untersuchung mit hereingezogen werden, wenn man dem Nordstandpunkt gegenüber dem Mittelmeerglauben gerecht werden will.

W e s e n. Wir haben über dem Nachtstammbaume, der vom alten Orient, dem Mittelmeere und dem kaiserlichen und päpstlichen Abendlande samt den Mönchen und der Kirche bis auf Ludwig XIV. und Kaiser Wilhelm II. reicht, gänzlich vergessen, daß der Norden ein eigenes Wesen hat, das noch in Gotik und Romantik, wie früher schon im Griechischen und Iranischen, unleugbar selbständig in der Bildenden Kunst zutage trat. Wenn wir uns heute erst auf diese beiden einander gegenüberstehenden Wesen besinnen oder wenigstens gemahnt werden, das zu tun, so gilt es, ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden, weil damit das ganze, vom Humanismus seit Jahrhunderten mühselig aufgebaute Kartenhaus über den Haufen geblasen wird. Für die „organische Geschichtsauffassung“, die heute noch und neuerdings erst recht in den Köpfen spult, war der Nachtstammbaum so sehr Amen im historischen Gebet, daß er unausrottbar nahezu die Sinne verwirrt und sich zu einem echten und rechten Mittelmeerglauben ausgewachsen hat. Seine Priester sind die Humanisten. Wenn ich nun von der Wesensbetrachtung aus nicht nur fordere, daß man den Norden als eine selbständige Wesensgröße anerkenne, sondern diese Größe auch noch höher stelle als alles, was der Mittelmeerkreis je geleistet hat, dann ist der Teufel los und kein Irenhaus gut genug für meine Unterbringung²⁸.

Sehen wir uns die Dinge vom Wesensstandpunkte einmal näher an. Mir will scheinen, daß wir, der deutsche Michel, seit Jahrhunderten,

²⁸ Der Sprecher der Historiker, Scheltema, darf seine Anschuldigungen, die ich schon 1933, „Historische Zeitschrift“, 159, S. 75 f., zurückgewiesen, frech im „Mannus“ von 1939 wiederholen.

ja Jahrtausenden in göttlicher Unbefangenheit in den Tag hinein gelebt haben, wenigstens der Bildenden Kunst gegenüber, und uns nie die Frage vorlegten, ob denn das alles so hat kommen müssen, wie es uns die Geschichte vorschreibt, und wir keinerlei Recht hätten, dazu Stellung zu nehmen, um vielleicht, in aller Bescheidenheit sei es gesagt, doch in Zukunft wenigstens eigene, überlegte Wege einzuschlagen. Ich behaupte, daß sich in dieser vergangenen Zeit zwei Wesen in den Haaren lagen, von denen ich das eine vom Nordstandpunkt als den Mittelmeerglauben bezeichne, eine Gläubigkeit, die in den Büchern der Geschichte verzeichnet sei, denen ich nicht traue. Dieser Glaube, die bisherige Rechtgläubigkeit der Geisteswissenschaften, schwindet vom Nordstandpunkt in einen Gegner zusammen, durch den wir uns nicht länger verblüffen lassen dürfen. Gibt es also wirklich zwei Wesen, von denen das eine durch den Mittelmeerglauben, das andere aber durch den Nordstandpunkt zutage kommt?

Der Historiker macht sich über Wesen und Entwicklung der Dinge wissenschaftlich nicht viel Gedanken, er sagt darüber nach Gutdünken seine Meinung und glaubt damit der Sache Genüge getan zu haben. Er ahnt nicht, daß es Verfahren gibt, dem Wesen beizukommen, die so zuverlässig sind wie die „exakten Wissenschaften“ der Chemie, Physik und Mathematik in den Naturwissenschaften. Denn die Werte sind die Elemente, die Kräfte keine anderen als die natürlich-geistigen und die Meinungen der Gelehrten die größeren oder geringeren Zahlen der Raum- und Zeitwelt mit ihren Lebewesen, wobei entscheidend Menschheit und Menschentum in ihren jeweiligen Volksgemeinschaften und Gesellschaftskreisen in Betracht kommen. Welche Fülle von Werten muß schon aufgestapelt gewesen sein, bevor noch jener historische Anhang von ein paar tausend Jahren dazu kam, den wir in der Geschichte allein verfolgen? Es hilft gar nichts, so lange die Geisteswissenschaften nicht mit den Naturwissenschaften Hand in Hand gehen, die Geistesgelehrten sich vielmehr wie ein auserwähltes Volk über den Gewässern bewegen, ohne Fühlung mit den Anfängen und dem Werden wie mit Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechtes sind sie Wahrsager und Zauberer, keine zurechnungsfähigen Abwäger der Schicksale des Menschengeschlechtes. Was ihnen wichtig erscheint, ist dem Wesen nach zumeist gänzlich nebensächlich,

und was sie übersehen, öfter gerade das Entscheidende. Das heißt auf deutsch, es fehlt an den nötigen Maßstäben, die Historiker haben sich alles als Rindsköpfe aus den Fingern gezogen und beehren uns nun jahraus und -ein mit ihrer verkehrten Weisheit, ohne sich viel Gedanken darüber zu machen, wie die Dinge selbst aussehen und wie die Menschheit über den Rattenschwanz von Mißverständnissen hinwegkommen soll. In dieses Tohuwabohu soll nun die Beziehung des Nordstandpunktes gegenüber dem bisher herrschenden Mittelmeerglauben Ernüchterung, Einsicht und Lösung zugleich bringen.

Da ist also zunächst einmal der alte Orient, kurz gesagt, Ägypten und Mesopotamien, mit ihrer fast fertig vom Himmel gefallenen Kunst. Dem muß ich widersprechen. Die Sumerer auf der einen und die Pharaonen auf der anderen Seite verfügen am östlichen Ende des Mittelmeerkreises über eine Kunst, die für den unbefangenen Beobachter durchaus nicht so aussieht, als wäre sie eben erst für die Zwecke der Gewaltmacht von Gottes Gnaden fertig zurechtgemacht worden. Wir könnten gut wie im Jahre des Heiles 1939 im vierten oder dritten Jahrtausend vor Christus stehen, und würden damals schon ratlos von der Zukunft reden, aber eine fast ebenso reiche Vergangenheit hinter uns zu verzeichnen haben wie heute. Die paar tausend Jahre, die inzwischen in Unvernunft vergangen sind, machen gar nichts aus, wir könnten die Historiker mit ihrer ganzen Weisheit ruhig übergehen. Die Welt war damals mindestens schon so weit wie heute, weiter sogar, weil doch vielleicht noch eine Ahnung jener vorausliegenden Menschenschicksale vorhanden war, die uns heute erst recht trotz aller Vorgeschichte verborgen sind. Ich würde sogar räten, uns versuchsweise einmal alles dessen zu entledigen, was den Mittelmeerglauben herbeigeführt hat, und da wieder anzuknüpfen, wo Pharaonen und Sumerer standen, bevor sie ihre Machtkunst von Gottes Gnaden so großartig aufzurichten wußten.

Das Mittelmeer gehört damals noch zum äquatorialen Süden, seit Jahrzehntausenden herrscht dort eine das Tier in seiner Wirklichkeit nachahmende Kunst, wohl die Jagdbeute, die der Mensch durch Darstellung zu bannen sucht. Da kommen, veranlaßt durch neue Eiszeitvorstöße, Menschen aus dem Norden zurück, wohin sie einst in der damaligen Vorzeit dem Eise nach ausgezogen waren. Sie kommen

vom Osten, sie kommen vom Westen nach dem Mittelmeere, nur der unmittelbare Norden ist noch durch die Alpen gänzlich gesperrt. Die Amerasiaten ziehen zu Lande von Osten heran, die Atlantiker vom Westen über das Meer her. Die einen, Händler, bringen eine Zeltkunst und sinnbildliche Tierzierate mit, die sie in Sibirien, im Zweiströmeland am Fuße des Pamir und in Indien, dort sogar schon in Handelslagern (Städten) geübt hatten, die anderen bringen eine in Stein bauende und darstellende Kunst, die sie an den europäischen Westküsten und in Afrika geübt hatten. Die einen, die Amerasiaten, kommen ebenso vom Pol her wie die Atlantiker, nur haben die einen Nordasien bis Alaska, die anderen ursprünglich Kanada bewohnt. Die Indogermanen, zwar schon von dem erdteilgroßen Grönland vertrieben, sitzen noch im nördlichen Europa jenseits der Alpen. Alles selbstverständlich nur Annahme!

Das Unglück, das zum Mittelmeerglauben führte, brach herein, als die Amerasiaten, vom Nordosten kommend, an den persischen Meerbusen vordrangen und die Atlantiker von Süden her das Niltal besetzten und beide, sich gegenseitig beobachtend und wetteifernd, dort ihre Machttreibhäuser einrichteten. Die Vorfahren der Sumerer ebenso wie die der Pharaonen unterwarfen die olivenfarbigen oder dunkelhäutigen Einheimischen, beraubten sie ihrer Freiheit und richteten auf ihrem Nacken die Gewaltmacht von Gottes Gnaden auf. Wie weit diese Dinge schon früher in Asien und Afrika, beziehungsweise dem Atlantik vorbereitet waren, entzieht sich vorläufig noch unserer Beurteilung. Jedenfalls begann damit zugleich jene verheerende Blutmischung, die später im sogenannten Hellenismus und in Rom reißende Fortschritte machte. Davon mehr in meinem Europawerke.

Als die Indogermanen Jahrtausende später als die Amerasiaten und Atlantiker an den Grenzen des alten Orients anlangten, stießen sie auf keine äquatorialen Südmenschen mehr, sondern auf die inzwischen ausgebildeten Machtmenschen, in denen die amerasiatische und atlantische Völkerwanderung in ihren Führern bei Unterwerfung des Südens aufgegangen war. Es kann also schwerlich davon die Rede sein, daß wir den Eiszeitnorden gerade von ihnen, den beiden älteren nordischen Eiszeitströmen, aus noch erschließen könnten. Aber der Kampf, der zwischen ihnen und dem letzten, eben dem indogermani-

schen Nordstrome losging, der gestattet uns doch, hinter den Mittelmeerglauben zu blicken. Was da alles noch in „historischer Zeit“ von nordischem Volksgute vernichtet wurde und von uns als selbstverständlich hingenommen wird: Zuerst das römische Recht, dann die griechische Kunst, endlich der iranische Glaube und in unserer eigenen, der nordeuropäischen Zeit noch das Wiedererwachen des Indogermanischen der Gotik durch die Gegenreformation, zuletzt von der Vernichtung alles Romantischen durch den historischen Humanismus gar nicht zu reden. Und wir deutschen Nordmenschen stehen da und sehen dem allen geschichtlich zu, als wenn uns das weiter nichts anginge, zögern womöglich noch, endlich einmal den Nordstandpunkt zu beziehen, das heißt den ganzen einseitigen Gewaltmachtsswindel zurückzudrängen und uns die Dinge vom Norden aus anzusehen, dem Machtmenschen den Nordmenschen entgegen und dessen Schicksale in den Vordergrund zu stellen. Ich habe die beiden Menschenarten, Machtmensch und Seelenmensch, schon in meinem Buche „Geistige Umkehr“ als Leitgestalten zur Vorführung gebracht. Hier sei nur gesagt, daß der Mittelmeerglaube an all dem hängt, was Hof, Kirche und Humanismus an Gewaltmacht von Gottes Gnaden über uns gebracht haben — darüber mein Europawerk —, während der Nordstandpunkt seinem innersten Wesen nach, abgesehen von meinen Vorarbeiten, erst durch die volksdeutsche Bewegung in den Vordergrund gestellt werden soll.

Von rein kunstforschenden Belegen sei nur ein einziger hier angeführt, die Vergewaltigung der Volkskunst durch die Machtgesellschaft. Der Norden so gut wie der gesamte Osten zieren sinnbildlich, kennen die Darstellung im Wege der menschlichen Gestalt überhaupt nicht oder nur ausnahmsweise. Kaum gelangen die vollstümlichen Werte in die Hände von Hof, Kirche und Bildung, werden in sie ganze Gedankenbauten hineingetragen, die die Menschengestalt schauspielernd vormachen muß. Man gehe der Entwicklung des Mosaiks, des Glasfensters, der Buchausstattung, der Wandmalerei und Wandwirkerei oder den Kleinkünsten nach, überall zeigt sich die gleiche Umwandlung des vollstümlich-sinnbildlichen Schmuckes in geschichtliche, biblische oder mythologische Darstellungen. An Stelle der künstlerischen Freude tritt die Absicht der politischen Belehrung, aus der freischöpferischen

wird die angewandte Kunst, Nilus um 400 gibt dem vom kirchlichen Standpunkte nachdrücklich Ausdruck. Das letzte, was wir von dieser Art erleben, ist die Wandlung des romantischen Wandbehanges des Mittelalters in den aufgedonnerten Gobelin des Barockzeitalters. Mittelmeerwahn erstickt alle zarten Regungen der nordischen Seele. Das nordische Wesen wird zwangsweise umgebildet oder überhaupt glatt erschlagen.

Nicht anders ist es im Bauen. Die wurzelechten Stile wie der griechische, iranische und die Gotik werden von den nachahmenden Machtarchitekturen, dem Hellenismus, Rom, der Romanik und dem Barock zurückgedrängt, an Stelle des vollstümlichen Bauens tritt die verstandesmäßig vorgehende „Architektur“. Die Macht saugt das griechische wie das iranische Bauen auf und merzt die Gotik überhaupt aus, um uns dafür immer aufs neue die hellenistisch-römische Machtkunst zu bieten. Damit schieben sich vor die Wertgruppen des ursprünglichen Europa I, des indogermanischen Nordens, die ganz anders gearteten Wertgruppen von Europa II, des vom Mittelmeere ausgehenden Gottesgnadentums. An Stelle des nordischen Wesens tritt das Machtwesen des Mittelmeerkreises, ein Umschwung, den die Geschichte, im gegebenen Falle verantwortlich die Kunstgeschichte, gänzlich übersehen hat.

Entwicklung. Der Mittelmeergläubige hat sich den Beweis der Vorzugstellung dieses Gebietes leicht gemacht, indem er überhaupt erst da beginnt, wo der Mittelmeerkreis Bedeutung im Rahmen des Erdkreises zu gewinnen anfängt. Was vorausgegangen ist, bekümmert solche Historiker nicht im geringsten, besonders seit auch noch eine eigene Wissenschaft, die Vorgeschichte, ihnen angeblich diese Mühe abzunehmen begann. Und auch jetzt, wo wir dieser ohne reifliche Überlegung vorgehenden „Urgeschichte“ ins Gewissen zu reden beginnen, fällt es der Geschichte gar nicht ein, selbst nachzudenken, die in der Forschung über Bildende Kunst aufgetauchte Frage von den zwei Wesen ernst zu nehmen und den Versuch einer Erklärung, woher das eine, woher das andere Wesen stamme, zu wagen. Es gibt für sie nur ein einziges Kulturwesen, das der Mühe der historischen Bearbeitung wert ist, das des Mittelmeerkreises. Wie das im Rahmen

von Erdkreis, allen Zeiten und Völkern möglich geworden sein kann, fällt dem Historiker gar nicht ein, zu erfragen. Es ist einmal so, das ist ihr letzter Schluß. Und das wiederholt sich immer wieder. Nehmen wir nur ein Beispiel. Der Mittelmeergeist schafft dynastische Abnengalerien, der Nordgeist ehrt den Helden. Die Einführung der breit hingelagerten Reihe französischer Könige in die hochaufstrebende Schauseite des gotischen Münsters zeigt ebenso die unkünstlerische Willkür der Macht wie die Durchsetzung des Strahlenbaues eines Bramante durch den Willen der Kirche zur Basilika in der Entstellung der Peterskirche zu Rom. Dem Historiker ist das ganz einerlei. Er rechnet mit der gegebenen Tatsache, ohne sie zu werten, der Mittelmeerglaube deckt die Verbalhornung der nordischen Form durch die Macht des Gottesgnadentums völlig verständnislos zu.

Die Entwicklungserklärung hätte unter anderem auch zu zeigen, wie das eine Wesen, im Mittelmeerglauben gipfelnd, es fertigbringen konnte, das andere, das Nordwesen, zu zerrütten und allmählich gar völlig ins Vergessen zu bringen. Die „Großen“, Alexander und Karl, haben das Nötige dazu getan, vor allem die Kirche, die Mönche und die Humanisten. Aber ich will bei der Bildenden Kunst selbst bleiben. Die auffallendste Erscheinung wird immer sein die Verdrängung der vollstümlichen Rohstoffe durch den Quaderstein und der vollstümlichen Sinnbilder in dem, was wir Zierat nennen, durch die Darstellung im Wege der menschlichen Gestalt. Damit ändert sich, wie gesagt, das Kunstwesen so von Grund auf, daß die Überhebung, nur in Stein und anderen edleren Rohstoffen, dazu durch die schauspielernde Menschengestalt, „hohe Kunst“ vorzumachen, den gesellschaftlichen Bedarf allmählich derart vom vollstümlichen Schaffen trennt, daß — jeder ältere von uns erinnert sich noch deutlich der Sachlage — die oberen Zehntausend im Mittelmeerglauben verächtlich auf das Volk und seinen Bedarf an Kunst vom Nordstandpunkt herabsahen. Damit ist die „Kunst“, als im wesentlichen lediglich für die Oberschicht bestimmt, fertig. Dem Volke stehen die Abfälle zu. Die Entwicklungserklärung hat zu zeigen, wie dieser Ablauf sich bei jedem Übergange von der Führung des Nordens zu der eines Machtwillens wiederholt, und umgekehrt. Ich greife nur ein bezeichnendes Beispiel von der Völkerwanderung zur Romanik heraus.

Die altgermanische Kunst ist zur Deckung des kriegerischen Bedarfes von Bauern da, wie die Fülle von Metallfachen beweist, die bis 1904 allein Gegenstand der Untersuchung waren. Dann erst kam die Kunstladung des Osebergsschiffes in Holz dazu und bestätigte erst recht, was schon vorher von mir gemutmaßt wurde, daß Kriegerschmuck und Hausrat völlig unter dem Einflusse asiatischer Kunst von Iran und Sibirien geraten waren²⁹. Man kann fast sagen, daß die indo-germanischen und germanischen Leitgestalten lediglich wie Einschläge in das fremde Wesen auftreten. Jedenfalls war es eine große volkstümliche Leistung, die da einheitlich verdaut vor uns steht. Selbst die neuauftkommenden Pergamenthandschriften der einzelnen germanischen Völker bestätigen noch den östlichen Zustrom, die Ausstattung dieser Erzeugnisse mönchischer Schreibstuben sind in den Kanonesarkaden ganz iranisch und in den Fischvogelinitialen ganz sibirisch insofern, als beide Arten wohl von den Avestavorlagen u. a. übernommen scheinen. Das ändert sich alles vom Grund auf mit dem Vordringen der vom Mittelmeere vorstoßenden Kirche, ihrer Klöster und Mönche. Da ist im Bauen sofort der Quaderstein, dazu der Gewölbebau des Ostens und im Ausstatten sofort die menschliche Gestalt da, letztere drängt auch in den Handschriften den Tierat immer mehr zurück, Hauptsache wird die Belehrung durch die dargestellten biblischen oder dogmatischen Bilder.

Soweit die entscheidenden Überlegungen im Bereiche der „Kunstgeschichte“, wie sie bisher nicht geschrieben wurde. Der Nordstandpunkt verlangt aber zugleich gegenüber dem Mittelmeerglauben eine bisher ungeahnt weite Vergrößerung des Gesichtskreises, örtlich auf den hohen Norden, zeitlich auf die Zwischeneiszeiten in diesem Norden und bezüglich des Menschen selbst die Annahme eines schöpferischen Kampfes, der aus dem äquatorialen Naturmenschen überhaupt erst den nordischen Seelenmenschen gemacht hatte. Die Geschichte vom Nordstandpunkt erhält dadurch eine Erweiterung, die ich die Zeit der Gürtel und Ströme nenne und die noch lange nichts mit den voraus-

²⁹ Vgl. „Nordischer Heisbringer und Bildende Kunst“, Anhang, S. 224 f. Dazu schon 1916 „Ornamentet hos de altaiska och iranska folken“, Konsthist. Sällskapets publikation, Stockholm.

liegenden Anfängen des Menschengeschlechtes zu tun hat. Ursprünglich gab es im Bestande des Menschen wohl nur einen Gürtel, den äquatorialen Südgürtel, der sich bis auf den heutigen Tag gleichgeblieben sein könnte, wie in der Bildenden Kunst der Vergleich der paläolithischen Felsdarstellungen von Tieren mit ebensolchen Malereien der Buschmänner von gestern lehrt.

Der Vertreter des einen Wesens, der Nordgürtel, setzt sich zusammen aus drei Strömen, von denen für das Mittelmeer nicht so sehr der amerasiatische, von Osten nach dem Mittelmeere kommende und in Mesopotamien seit den Sumerern vorherrschende, entscheidend ist, als der atlantische, der von Kanada über Nordamerika und vom mexikanischen Golf herübergreift auf die Küsten Europas und Afrikas, dann nach Ägypten vorstößt, bis sich schließlich der breite Strom durch die Meerenge von Gibraltar in den großen Hasen des Atlantik, das Mittelmeer, ergießt. Die Turagen sind die lebenden Zeugen dieses Stromes, dem von Afrika aus die ägyptische Machtkultur vorausgegangen war, während Areta mehr auf amerasiatischer Seite steht, die beiden Ströme sich also am Nordostende des Mittelmeeres überkreuzen. Da hinein fällt nun der Andrang der Indogermanen, die in Rom zur Zeit der Republik eine feste Rechtsordnung begründen, in Hellas eine Kunst schaffen, die das landschaftliche Allempfinden in menschliche Gestalt übersetzt, und in Iran eine Glaubensstärke entfalten, die die Weltreligionen im Gefolge hat, so unter anderem auch das Christentum. Das sind so ungefähr in großen Zügen die Grundlagen, auf denen sich die „Geschichte“ der Zukunft als Entwicklung von der Zeit der Gürtel und Ströme aufbauen dürfte, nachdem sie gelernt haben wird, wissenschaftlich mit Werten und Kräften statt mit einzelnen Bestandtatsachen allein umzugehen und sie „historisch“, das heißt willkürlich zu verknüpfen.

Innerhalb des deutschen Volksbereiches haben wir jetzt die Möglichkeit, uns, was im hohen Norden waagrecht durch das Eis versiegelt ist, aus dem lotrechten kleineren Pol, den Alpen, zu holen. Vor allem einen Vergleich anzustellen zwischen Pol- und Alpengefühl. Die Alpen als Grenzscheide zwischen dem Norden und dem Mittelgürtel werden von den Menschen im Norden und Süden des Gebirges mit ganz verschiedenen Augen betrachtet. Leonardo, der Große, ist der einzige im

Süden, der den überlieferten Felsberg in seinem wundersamen Zauber erfasst, sonst sind die Alpen überhaupt kaum da. Für den Nordmenschen dagegen bedeutet ihr Überschreiten den Eintritt in das Paradies mit allen seinen Freuden. Es ist dem Nordmenschen, als käme er damit los von jener strengen Ordnung, die der large Norden fordert. Und darin liegt etwas Wahres. Ordnung wäre ohne die Eiszeit überhaupt wohl nie mit jener strengen Gesetzmäßigkeit zum Durchbruche gelangt, wie sie das altrömische Recht fordert, ebensowenig das Maß als Grundgesetz der griechischen Kunst oder jene großzügige Vorstellung vom Heilbringer, die noch die iranischen Grundpfeiler des Christentums erfüllt und von der Kirche so schmäzlich mißbraucht wurde. Dieses große Ahnenerbe geht vom hohen Norden aus. Wie es entstanden sein mag, kann jeder noch heute in den Alpen erleben, wenn das Alpengefühl von ihm Besitz ergreift und alles gewohnte Alltagsempfinden zurückdrängt. Was das Alpengefühl im Kleinen lehrt, das muß einst in den heutigen Eiszüsten um den Pol an der Bildung des Seelenmenschen im großen mitgearbeitet haben³⁰.

Die Humanisten schütteln zu allen solchen Annahmen das Haupt, sie wollen bei der Geschichte bleiben und nicht über die Entwicklung des Menschengeschlechtes nachdenken. Dadurch, daß sie ganz streng rechtgläubig am Mittelmeerglauben festhalten, verhindern sie jede Entwicklungsforschung, die der Geschichte in den Rücken fallen könnte. Deshalb ist es für unsereinen so schwer, die Mitwelt zu überzeugen, wie notwendig die Schwenkung von der Geschichte zur Entwicklung ist. Man wird das erst verstehen, wenn die Geisteswissenschaften unmittelbar an die Naturwissenschaften angeschlossen werden und die Scheuklappen, die den Geschichtsforscher sowohl von den Anfängen des Menschengeschlechtes wie von Gegenwart und Zukunft trennen, fallen. Dazu führen Wesensbetrachtung und Entwicklungserklärung der Sachen, zuletzt auch noch die Beschauerforschung.

B e s c h a u e r. Der humanistische Trotz im Sinne des Mittelmeerglaubens liegt den Geisteswissenschaften heute noch lähmend in allen

³⁰ Vgl. „Nordischer Heilbringer“, S. 263f., „Geistige Umkehr“, S. 47.

Gliedern, sie können sich nicht dazu aufraffen, auch nur als Arbeitsannahme gelten zu lassen, daß der Mittelmeerglaube endlich einer Nachprüfung von Seiten des Nordens, einem Nordstandpunkte unterworfen werden muß; im Gegenteil: an dem Irrsinne des Mittelmeerglaubens darf, da er in Gefahr ist, erst recht nicht gezweifelt, er muß vielmehr starrköpfig (orthodox) festgehalten werden. Man läßt den Gegner im Sache gar nicht zu Worte kommen, hat die durch die politische Strömung geforderte Nordeinstellung im Handumdrehen im germanischen Sinne halb und halb in das römische Fahrwasser umzudrehen verstanden.

Nordstandpunkt! Was heißt das? Vom wissenschaftlichen Standpunkte bedeutet das, daß wir Deutsche, Germanen, Indogermanen, Nordvölker überhaupt, zur Einsicht der Zusammengehörigkeit kommen und Hand in Hand an der Herausarbeitung unserer Nordzugehörigkeit schaffen. Dann ergibt sich alles in Freundschaft von selbst. Der Nordstandpunkt drängt darauf, in Europa endlich einmal reinen Tisch zu machen, eine reinliche Scheidung zwischen beharrender Wahrheit und Machtwahn vorzunehmen. Wir im Norden müssen die Dinge endlich einmal anders sehen lernen als die Völker des atlantischen Kreises in ihrem Machtwahne und gar die des äquatorialen Südens in ihrem Aberglauben. Wogegen wir uns überdies im Norden heute so sehr sträuben, z. B. noch länger einem jüdischen Christentum oder gar einer politischen Machtkirche anzugehören, das ist uns lediglich über das Mittelmeer von Persien und dem alten Oriente zugeflogen. Wir wollen endlich die Wahrheit finden und uns nicht länger ins Schlepptau nehmen lassen. Die Zeiten des Wahnes sind vorbei, der Norden wird mündig und fordert Eigenberechtigung. Er muß klar in die Zukunft blicken.

Wir will scheinen, daß der Widerstand, den Franzosen und Engländer uns Deutschen vereint entgegensetzen, lediglich auf die Angst zurückzuführen ist, die nüchterne Wahrheit, die mit der volksdeutschen Bewegung auf dem Marsche ist, könnte sich am Ende doch in der Welt durchsetzen, man fürchtet nicht so sehr die angebliche Weltmachtgier der Deutschen als die Wahrheit, deren Träger sie sind. Ich gebe dieser Bewegung in meinen Schriften, die zum Teil auch in den Veröffentlichungen des Institut international de coopération intellectuelle

eingedrungen sind³¹, ganz unabhängig und vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus Nachdruck.

Der atlantische, beziehungsweise Mittelmeergeist hat die geschichtliche Auffassung mit Betonung der Vergangenheit des Gewaltmachtgeistes geboren, unsere, des Nordens Sache ist es dagegen, endlich einmal das Wesen der Dinge selbst und die Gegenwart wie Zukunft in den Vordergrund zu stellen. Die Gewaltmacht von Gottes Gnaden rafft alles an sich, will auch die Vergangenheit sich dienstbar machen. Wir suchen jetzt endlich unser eigenes nordisches Ahnenerbe, auf dem wollen wir weiterbauen. Dazu sind andere, vom Vorgehen des Mittelmeerkreises ganz verschiedene Verfahren notwendig. Über diese Verfahren: Kunde, Wesen, Entwicklung, sowohl in der Sache wie in der Beschau erforschung, habe ich seit 1923 in mehreren Werken gearbeitet, die den Streit „Nordstandpunkt und Mittelmeerglaube“ grundsätzlich von allen Seiten beleuchten. Ich will darauf hier nur nochmals kurz zusammenfassend eingehen³².

Von entscheidender Bedeutung ist die Trennung eines ursprünglichen Europas und eines eigentlichen Asiens im Nordsinne von der Gewaltmacht des Mittelmeerkreises. Das heutige, im kaiserlichen und päpstlichen Rom verwurzelte Europa II hat mit dem ursprünglichen indogermanischen Europa I und das eigentliche Asien (wie es etwa Marco Polo vorführt) nichts mit den altorientalischen Machtstaaten Vorderasiens zu tun. Gegen diese Aufstellung haben die Historiker versucht, Sturm zu laufen. Ich will den Kampf mit Ernst Herzfeld und C. S. Becker hier ganz beiseitelassen: diese jüdische Macht gegen alles Indogermanische anlässlich Mischatta hat sich selbst gerichtet. Ich greife nur drei Anrempelungen heraus, zweimal in der Historischen Zeitschrift, Bd. 125 (Sybel) und 158 (Scheltema), und eine in der Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 10 (Prinz). Die erste habe ich 1922 in „Kunde, Wesen, Entwicklung“, S. 267 f., „Der unhistorische und unphilologische Sachmann“, beant-

³¹ „Geistige Umkehr“, S. 219 f. Dazu die Schriften des Pariser Institutes selbst, worüber auch „Aufgang des Nordens“, S. 80 f.

³² Zuletzt „Der Mittelmeerglaube in der altchristl. Kunst und die Tatsachenwelt von Asien und Europa“ („Oriens christ.“, 1932, S. 113 f.).

wortet und gezeigt, daß man Entwicklung nicht mit Geschichte und Philologie, sondern sachlich z. B. im Gebiete der christlichen Antike nur auf Grund einer Gesamtkennntnis der Bildenden Kunst treiben kann. Die beiden anderen, Prinz und Scheltema, sind vom gleichen oberflächlichen Wesen, der eine glaubt, etwas vom Osten, der andere, vom Norden zu wissen, beide ohne jede selbständig erarbeitete Erfahrung im Gesamtsache der Forschung über Bildende Kunst. Den einen sucht „Die Bildende Kunst im Rahmen der Geschichte Asiens“ (ZDMG X, 1931, S. 103 f.), den anderen „Nordeinstellung und volksdeutsche Bewegung“ (Hist. Zeitschrift, 159, 1937/38, S. 76 f.) eines Besseren zu belehren.

Anschließend seien in den nachfolgenden Beiträgen zunächst zwei Dinge behandelt, die nicht nur mit dem Indogermanentum zu tun haben, sondern wie unsere deutsche Volkskunde und vergleichende Kunstforschung weiter ausgreifen. Ich möchte wenigstens an zwei Beispielen belegen, wie auch gegenwärtig noch und in der Forschung der Zukunft im besonderen immer auch die beiden anderen Nordströme, der atlantische und der amerasiatische, beachtet werden müssen. In dem einen Falle, bei den Sumerern, handelt es sich um die Aufrichtung jener Macht, die die europäische geworden ist. Wilhelm II. zeigt schlagend das Erbe der amerasiatischen Auffassung der Gewaltmacht von Gottes Gnaden. Wie sehr Nordstandpunkt und Mittelmeerglaube in Zukunft in Auseinandersetzungen im Einzelfall eintreten dürften, möchte ich an dem zweiten Beispiele zeigen, das zu den großen Rätselfragen der Kunstforschung gehört: wie ein Meister wie Michelangelo zu seiner Urgewalt in den künstlerischen Werten der Bildnerei gekommen sei. Mir will scheinen, daß er dem ruhigen, ausgeglichenen Ernst eines Indogermanen wie Phidias gegenüber kennzeichnend den Machtwillen verkörpert, den der Atlantiker bereits nach dem Mittelmeere mitgebracht haben dürfte. Der Amerasiate hat in diesem Falle nichts mitzureden. Michelangelo ist jene große Einzelpersönlichkeit, die mir im stolzesten Ausmaße zu verwirklichen scheint, was wir uns unter einem Machtmenschen atlantischen Wesens vorzustellen hätten. Erst nach diesen beiden zum Vergleich herangezogenen Beispielen fremd gewordener Nordart lehre ich wieder zur Indogermanenfrage zurück und behandle dann ihren Kern, die seelische Hochwertigkeit.

5. Wilhelm II. als Nachthistoriker der Amerasiaten

Der frühere deutsche Kaiser sucht ernstlich zu rechtfertigen, warum er einst so und nicht anders regierte. In einem Hefte über „Das Königtum im alten Mesopotamien“ stellt er die Hohenzollern dem sumerischen Gottkönigtum gegenüber; letzteres hätte seinen Ahnen fernegelegen, sie hätten sich lediglich als Diener Gottes gefühlt, als „schlichten Amtmann Gottes an Seinem Werke“, beseelt von Verantwortungsgesühl gegenüber dem Himmelsherrn.

Im Jahre 1931 war vom gleichen Verfasser ein Vortrag „Das Wesen der Kultur“ erschienen, in dem (auf Frobenius fußend) die einheitliche Entwicklung des Menschengeschlechtes angenommen wurde. Statt des Verstandes sei es die „Ergriffenheit“ gewesen, die den primitiven Menschen leitete. „Und als die Kultur aus dem Dunkel der ältesten Zeit allmählich hervortrat in das Dämmerlicht zeitlich bestimmbarer Frühgeschichte, da sehen wir (heißt es jetzt) schon im alten Sumer . . .“: Es ist die Auffassung des herrschenden historischen Humanismus. Von den der vorgeschichtlichen Zeit vorausgehenden Jahrzehnt- und -hunderttausenden der Auswirkung von zwei Erdgürteln, dem Entstehen der drei Volksströme des hohen Nordens und der Begründung der Macht in einem dritten Mittelgürtel scheint bis jetzt nichts nach Doorn gedungen zu sein. Und doch ist der Einwurf sehr ernst, daß es mit der Einheitlichkeit der Menschheitsentwicklung zu Ende gewesen sein dürfte in dem Augenblicke, in dem der Südmensch dem weichenden Eise nach in den hohen Norden zog und dort in harter Arbeit zu einer festen, gegen den grausamen Winter notwendigen Ordnung gelangt sei — nicht erst also, wie Wilhelm II. gewohnheitsmäßig annimmt, in dem „nach dem Abschmelzen der Gletscher“ angeschwemmten Euphrat- und Tigrisland und seiner plan-

mäßigen Kultivierung. Zwischen dem von der Eiszeit in einem wüsten Naturzustande zurückgelassenen Zweistromeland Vorderasiens und dem Auftreten der Kulturvölker des alten Orients liegt eine für den kurzatmigen Historiker unausdenkbar lange Zeit, der längst eine andere in den Zwischeneiszeiten im hohen Norden selbst vorausgegangen war. In ihr wurde aus hartem Ringen der Seelenmensch geboren, der mit dem „Primitiven“, das ist dem Äquatorialmenschen, ungefähr ebensoviel zu tun hatte wie der nordische Heilbringer mit dem Allherrscher (Pantokrator). Ich ziehe diesen Vergleich heran, weil Wilhelm II., ohne es zu ahnen, zeigt, wie im Falle Mesopotamien der Heilbringer zum „König des Alls“ wurde, eine unreine Macht der im Süden entstehenden Gewaltmacht, an deren Wesen und Werden nachfolgend im Anschluß an eine Veröffentlichung in der Wiener „Neuen Freien Presse“ vom 31. Juli 1938, „Völkische Machtkunst und Gottesgnadentum“, herangetreten sei. Ausführlich handelt darüber mein Europawerk.

Die Kunde vom alten Mesopotamien scheint für Wilhelm II. erschöpft, wenn der Reihe nach Sumerer, Akkader, Semiten (Babylonier), Indogermanen (Assyrer!) usw. aufgezählt werden. Wir aber sind heute nicht mehr damit zufrieden, sondern machen uns sehr verschiedene Gedanken darüber, woher diese Völker eigentlich stammten. Es ist leider wie am Mittelmeere: man kann sich nicht von dem Glauben freimachen, daß alles, was sich in Mesopotamien vorfindet, auch wirklich dort bodenständig sei. Einem ähnlichen Irrtum ist es zuzuschreiben, daß bei der griechischen Kunst z. B. nicht mit der Nordsee gerechnet wird. Mir scheint, daß es in Mesopotamien nicht anders ist: die Mehrzahl der Völker, die dort auftreten, kam aus dem Norden. Wir müssen diese Frage jedenfalls sehr ernst nehmen, uns fangen die Amerasiaten, Indogermanen und ähnliche größere Völkergruppen selbst und ihr Menschentum mehr zu beschäftigen an als die Staaten der Babylonier und Assyrer. Dazu gehört eine viel weitere Kunde, dem Orte, der Zeit und der „Gesellschaft“ nach. Im gegebenen Falle fragt man jedenfalls, ob die Arten von Macht, die in Mesopotamien beobachtet werden, nicht längst fertig von den eingewanderten Völkern mitgebracht wurden. Sehen wir uns also das Königstum im alten Mesopotamien von der Kunst aus etwas näher an.

Wenn die Sumerer bereits die drei Rangstufen: Gott, König und Mensch kannten, dann tritt darin ganz deutlich die Tatsache einer vorausgehenden Blutmischung und Freiheitsberaubung hervor, die allein solche Rang- und Kastenstufen hervorbringen dürfte. Es müßten daher schon in dem Mesopotamien Vorderasiens wie später in Indien Nordvölker eingebrochen sein, die die Eingeborenen unterwarfen, Gewaltmacht aufrichteten und einen König einsetzten, der die Verantwortung nicht dem Volke gegenüber trug, sondern sie auf einen Gott nach dem eigenen Ebenbilde abschob — um mit Wilhelm II. zu reden —, Amtmann Gottes wurde. Es wird daher darauf ankommen — für den Kunstforscher —, ob der Gott im Bilde bereits von menschlicher Gestalt und vom Könige in Mesopotamien deutlich zu unterscheiden ist. Die allgemein bekannte Hammurabistele gibt darauf Antwort: lediglich daß der Gott sitzt, der Herrscher steht, unterscheidet die beiden voneinander. Glaubt man wirklich, das sei die ursprüngliche Art, sich den Schöpfer vorzustellen, mit dem die Volksseele selbst und nicht nur ein Machthaber etwas zu tun hat? Die Ausmerzung der im Norden der Zwischeneiszeit gefundenen Sinnbilder der Seele bezeugt an sich schon, daß wir uns auf Südboden befinden und die abergläubische Fetischvorstellung der Eingeborenen überlegt durch den Eroberer vom Süden übernommen ist. Der Eroberer selbst ist einst vom Norden her mit der wohl ganz unpersönlichen Welterschöpfervorstellung eingewandert, nicht mit der eines menschenähnlichen Gottes.

Wilhelm II. irrt daher, scheint mir, wenn er glaubt, daß diese Art Herrschergewalt im Wege einer natürlich blutmäßigen Ergriffenheit des Volkes entstanden sein könnte; sie ist vielmehr ausgesprochen verstandesmäßig ausgeklügelte Unnatur, und daß sie bis in unsere Zeit über Rom im Abendlande erhalten blieb, macht sie nicht um ein Haar besser. Nicht „der Gott bedient sich zur Ausübung seiner irdischen Herrschaft des Königs“, wie der Verfasser urteilt, sondern umgekehrt, der König bedient sich des Gottes, der Großmensch gibt sich für den Statthalter Gottes aus, den Gott auf Erden. Er ist ein Priesterfürst, der alle geistliche und weltliche Macht in seiner Hand vereinigt. Nur ein ganz verstandesmäßiger Willensakt kann zu dieser Unnatur führen.

Neben das Volk werden da zwei Kraftquellen gesetzt, der Führer

des Volkes und „Gott“, der ihn zum Könige gemacht habe. Ob der König nun Statthalter, Kleiner Gott oder Übermensch und es „für unseren reduzierenden, klassifizierenden, zergliedernden Verstand schwer ist, sich in die altsumerische Vorstellung des Verhältnisses zwischen Gott, König und Menschheit hineinzufinden“, darauf kommt es nicht so sehr an, sondern darauf, daß der König nicht Gleicher unter Gleichen, vielmehr ein von Gott über die Menschheit gesetztes Werkzeug Gottes ist.

Von den sumerischen Königen sind mehrere Darstellungen erhalten. Krieger sind es keine, die uns da entgegentreten, sondern richtige Gottesgnadenmenschen im scheinbar leidenden Sinne: Lugal-Kisalsi von Kisch und Lugal von Umma sind die richtigen salbungsvollen Duckmäuser. Auch Urnina mit Vogelgesicht und Blätterrock wie Lannadu, beide von Lagasch, setzen bereits neben die eingeführten Tiersinnbilder der amerasiatischen Überlieferung jene darstellende menschliche Gestalt, die das Kennzeichnende ist für die durch Unterwerfung von Südvölkern in die Kunst des mittleren Erdgürtels gebrachte Nachtgesinnung, hier im vorderasiatischen Mesopotamien wie in Ägypten völlig zum Werkzeuge der Gewaltmacht von Gottes Gnaden ausgebildet. Nur die kurz darauf in Hellas wie in Iran einwandernden Indogermanen vermögen ihr, wenn auch nur wenige Jahrhunderte, aber immerhin vorübergehend wenigstens, zu widerstehen, außer man nimmt, wie Wilhelm II., die Assyrer schon für Indogermanen.

Nach dem, was in meinen „Spuren“ herausgearbeitet wurde, waren die Indogermanen Träger eines sittlich hochstehenden Allglaubens. Es sollte mich nicht wundern, wenn auch für die vor der indogermanischen Wanderung liegenden älteren nordischen Völkerströme ähnliches gälte, also z. B. auch für die in Asien zuerst entscheidende amerasiatische Völkerwanderung. War der Träger der indogermanischen Glaubensvorstellungen in der Bildenden Kunst die Landschaft, so der vorangehenden amerasiatischen in Asien das Tier, wie wir so genau aus der gesamt pazifischen und vor allem der sibirischen Kunst wissen. Dazu kommt als Rohstoff das Gold, das, soweit der amerasiatische Strom reicht, in einer unerhört reichen Fülle von Denkmälern in künstlerisch überaus hochwertiger Bearbeitung erhalten

ist. Auch bei den Sumerern, man denke nur an die Funde von Ur. Mehr noch weist ein Zweites im ältesten Mesopotamien Vorderasiens in historischer Zeit auf den pazifischen Norden: die Verwendung des Tieres als Machtsinnbild, bevor noch die menschliche Gestalt für den Gott auftaucht. Diese Tatsache läßt an sich einen Schluß auf die Herkunft der einwandernden Völker zu. Man kann bei den Sumerern noch deutlich die beiden Gruppen, die sinnbildlich durch Tiere als Stadtwappen und die durch die menschliche Gestalt darstellende Gruppe des Königs und seiner Familie unterscheiden. Dieses sumerische Nebeneinander verschmilzt später mehr und mehr, wenn auch die ursprüngliche Überlieferung deutlich aufrecht bleibt.

Was die Griechen für das Mittelmeer wurden, das scheinen schon die Sumerer für Mesopotamien gewesen zu sein: Wilhelm II. selbst stellt das sehr überzeugend ins Licht. Besonders zu betonen wäre vielleicht, daß auch im vorderasiatischen Mesopotamien schon der Stadtstaat da ist, was zweifellos eine hohe Stufe der Entwicklung bedeutet, die jetzt überraschend auch bei den großen Funden im Indusdal aus ähnlich früher Zeit festgestellt ist. In der Mitte zwischen Indien und Vorderasien liegt aber vermittelnd das westasiatische Zweiströmland des Syr- und Amudarja. Was das Mittelmeer für Europa, das scheint diese Mitte am Pamir ursprünglich für Asien gewesen zu sein. Es nahm die ältesten nordischen Völkerwanderungen wohl zuerst auf, bevor noch ihre Folgen in Indien und Vorderasien wirksam wurden.

Wer waren nun aber die Völker, die zuerst nach dieser Mitte Asiens vorstiegen? Es ist meines Erachtens der älteste Nordstrom, den wir bis jetzt überhaupt vermuten, der amerasiatische, der wahrscheinlich schon im westasiatischen Zweiströmland, am Pamir, zu Stadtstaaten führte und durch die gewaltsame Eroberung des Landes in Indien und Blutmischung mit den dortigen Eingeborenen eine Machtgestalt entstehen ließ, wie sie noch ähnlich bei den bis nach dem vorderasiatischen Mesopotamien vorgestoßenen Sumerern zu beobachten ist. Das Vorland des Pamir ist der Mittelpunkt, in dem alle Wege Asiens zusammenlaufen und der zuerst durch eine von Nordasien (Sibirien) erfolgende Völkerwanderung in die Bewegung hineingeraten war. Der Westen hat fürs erste damit nichts zu tun. Die Atlantiker kommen schon für Vorderasien kaum in Betracht, ihr

Vorstöß erfolgt vom Osten Amerikas über das Meer, trifft die Westküste Europas und Afrikas, bis er schließlich in das Mittelmeer eindringt. Die Amerasiaten aber, die vom Nordende des pazifischen Weltmeeres über den Norden Asiens kamen, führten als richtige Händler, die sie waren³³, eine sehr praktische Art, das Volk zu regieren, ein, eben das Gottesgnadentum, in dem die Verantwortung auf einen Gott abgeschoben, der König lediglich Amtmann Gottes ist — nicht der des Volkes.

Eine zweite Völkerwanderung folgt der amerasiatischen auf dem Fuße, die der Wüsten- und Steppenvölker Hochasiens, die wir als Wanderhirten (Nomaden) kennen und in den Akkadern vermuten. Sie saßen in Mesopotamien unmittelbar nördlich von den Sumerern. Dabei muß betont werden, daß diese Hervorhebung der Hochasiaten als eines selbständigen, nicht ohne weiteres mit den Amerasiaten zu verwechselnden Volksstammes von mir, die Feststellung dagegen, daß die Akkader solche Steppenvölker waren, von Wilhelm II., beziehungsweise seinen Gewährsmännern stammt.

Der dritte Vorstoß geht von den Semiten in Babylonien aus und endlich der letzte von den Indogermanen. Alle diese nachfolgenden Völkergruppen übernahmen, was zuerst die sumerischen Amerasiaten am Persischen Golf aufgerichtet hatten. Für die Rolle der europäischen Nordvölker lese man die Werke des Fehn. v. Soden, die er selbst in „Die Indogermanen im alten Orient“³⁴ zusammenfaßt. Man wird da manche verwandte Auffassung vorfinden, nur die Herleitung der Sumerer als eines Nordvolkes aus dem amerasiatischen Ströme fehlt natürlich ganz.

Was ich hier vorbringe, liegt nicht im Gesichtskreis unserer philologisch-historisch geschulten Humanisten. Sie suchen alles so zu wenden, daß es schließlich doch wieder vom Mittelmeere, beziehungsweise von Mesopotamien, dem einen asiatischen Flußgebiete des Mittelgürtels, ausgeht. Sie bilden sich gar ein, daß jede Stellungnahme für den Norden heute politische Speichelleckerei sei. Daß es eine schwere Lebensarbeit war, den Nordstandpunkt zu gewinnen, die

³³ Vgl. „Die Amerasiatische Kunst“, Ostasiatische Zeitschrift, 1935.

³⁴ Forschungen und Fortschritte, XV, 1939, S. 41.

mit dem Zeitgeiste der Gegenwart im Ursprunge gar nichts zu tun hat, sondern rein wissenschaftlich erarbeitete Erkenntnis ist, darum kümmern sie sich nicht. Der Norden hat nicht nur den All- und Heilbringerglauben aufgebracht, er hat auch die Stammesordnung geschaffen, jene wohlthätige Macht, die vom Volke ausgeht und erst durch Blutmischung und Freiheitsberaubung im Süden oder unterwegs nach dem Süden um ihren inneren Wert gebracht worden ist. Man darf es daher keinesfalls als eine gar so unschuldige, aus der inneren Ergriffenheit des Volkes hervorgehende Einrichtung ansehen, wenn die Sumerer einen Gott, einen König und das Volk unterscheiden; auf dieser Grundlage ist vielmehr die Wucherung des Gottesgnadentums entstanden, die die Menschheit zehntausend Jahre lang dumpf niedergehalten hat.

Das Gottesgnadentum muß vollkommen ausgebildet gewesen sein, als die Indogermanen vom Norden her vorstießen und ihren Gott Varuna entgegen aller Nordgesinnung ausbildeten, vorausgesetzt, daß H. Güntert, „Der arische Weltkönig“, S. 97 f., ihn richtig darstellt. Dieser schon wäre so ausgesprochen Pantokrator, daß die späteren christlichen Theologenschulen lediglich auf ihn zurückzugreifen brauchten, um den persischen „König der Könige“ in religiöser Umbildung in Jesus-Christus wieder aufleben lassen zu können.

Wenn die Wissenschaft anfängt, in diesen Dingen klarer zu sehen, so dankt sie das nicht so sehr der Geschichte und Vorgeschichte, als der schon vor hundert Jahren aufgestellten Indogermanenfrage und der damals zuerst aufblühenden Volkskunde. Die Forschung über Bildende Kunst ist diesen Spuren selbständig gefolgt, kann daher jetzt, indem sie die historische Grenze zurück überschreitet, und von der klaren Einsicht aus, daß alter Orient, Hellenismus und Rom samt Romanik und Gegenreformation auf der einen, der Mittelmeerseite, auf der anderen, dem Norden, aber Hellas, Iran und unsere „Gotik“ stehen, ganz deutlich auf das Entstehen eines innerlich höheren Menschentums in Zwischeneiszeiten des hohen Nordens schließen, das erst vom Mittelgürtel aus durch Freiheitsberaubung und Blutmischung zwischen Nord und Süd auf die Gewaltmacht von Gottes Gnaden kam und damit die natürliche Entwicklung um ein volles Jahrzehntausend niederhielt.

Wilhelm II. ahnt nichts von den in die beiden Mesopotamien Asiens von Amerika, beziehungsweise Nordasien vordringenden Amerasiaten. Ich habe auf diese im Zusammenhange zuerst in der Ostasiatischen Zeitschrift aufmerksam gemacht, als ich dort, XI, 1935, S. 169 f., „Der amerasiatische Kunststrom“, und XIV, 1938, S. 1 f., „Ein amerasiatisches Bildwerk in Sizilien“ behandelte. Man kann die Möglichkeit des Entstehens der Unnatur der Herrscher, die sich als Amtleute Gottes ausgeben, nicht verstehen, ohne die aus Freiheitsberaubung und Blutmischung mit dem äquatorialen Süden stammende Eroberung von Südboden durch die beiden aus dem hohen Norden kommenden Völkerströme der Amerasiaten und Atlantiker zu kennen. Wer vom eigentlichen Asien und vom ursprünglichen Europa keine blasse Ahnung hat, kann diesen Dingen ebensowenig gerecht werden, wie wenn er die Machtgestalt der Sumerer nicht mit jener Ägyptens vergleicht und aus der Verschiedenheit nicht gedrängt wird, nach dem zweiten Nordstrome, dem der Atlantiker, zu forschen, die vom Atlantischen Meere und den Küsten Europas und Afrikas auf Umwegen in das Mittelmeer, den Hasen des großen Weltmeeres, eindringen und in Ägypten in gleicher Weise vorgehen wie die Amerasiaten in Mesopotamien. Nur hatte der ägyptische Herrscher seine Rechte nicht von Gottes Gnaden, sondern als Gottes Sohn.

In meinem Europawerke werde ich die Vermutung aussprechen, daß die Atlantiker schon im hohen Norden ein Volk der Mitte waren und sich als solches nur durch Gewalt behaupten konnten. S. Wirth hat ihr Wesen auf der untergegangenen Atlantis groß werden lassen. Wie dem immer sei, dieses Gewaltwesen lebt, wie das Indogermanentum in Dürer, so, scheint mir, in Michelangelo in einer großen Einzelpersönlichkeit auffallend beharrend wieder auf. Wir wollen uns daher den Fall der Atlantiker selbst und des Michelangelo etwas näher ansehen.

6. Der atlantische Kunststrom und Michelangelo als Nordmensch

Michelangelo hat ein unausgeglichenes Gewaltwesen an sich, das weder aus seiner Zeit noch aus dem späten Italienertum überhaupt zu verstehen ist; er bleibt ein Rätsel. Die vier wuchtig daliegenden Gestalten der Medicigräber und die beiden Sitzenden darüber wirken, in den Rahmen einer geradlinigen „Architektur“ gebracht, wie Ausrufungszeichen dieser herb ablehnenden Natur. Ein Unzufriedener, der die Kräfte hätte, loszuschlagen, aber es nicht tut. Was ist das für ein Wesen? Wie ist das zu erklären?

Der Kunstforscher ist im Verlaufe einer Lebensarbeit zu der Erkenntnis gelangt, daß wir, befangen im Mittelmeerglauben, blind sind gegen die großen geistigen und seelischen Gaben, die Menschheit und Menschentum dem Norden danken. Es ist verfehlt, die heutige Geistigkeit als die Krone der Schöpfung anzusehen. Sie ist es lediglich im Sinne eines Stammbaumes, der vom alten Orient über Hellenismus und Rom nach Europa durchwächst. Wir übersehen, daß damit lediglich die einseitig geschichtliche Einstellung auf die von den nordischen Amerasiaten und Atlantikern im Mittelmeere aufgerichtete Macht als Gewaltmacht von Gottes Gnaden ihre Beachtung findet, während der für uns wichtigere indogermanische Anteil am Menschwerden aus eigener nordischer Volkskraft vollständig vernachlässigt wird. Auf diese Art verschwinden die Griechen zwischen dem alten Orient und Rom, die Blüte der christlichen Kunst des Nordens, die Gotik, hinter Rom, Renaissance und Barock, und der Kunstkreis, mit dem Hellas und die Gotik auf das innigste zusammengehören, Iran, wird überhaupt nicht beachtet. Man kann das alles am besten am Größten der deutschen Kunst, Dürer, dem Indogermanen, beob-

achten³⁵. Auf der Gegenseite steht Michelangelo als der Hauptvertreter eines älteren der drei Nordströme, des atlantischen³⁶; aus ihm heraus glaube ich den großen Florentiner verstehen zu können.

Die Atlantiker waren Eroberer zur See. Sie drangen in den Häfen des Atlantik, das Mittelmeer, ein und unterwarfen dort Südvölker, auf deren Nacken sie das Joch ihrer Gewaltherrschaft legten. Was sie an Kunst mitbrachten, hat, ohne es zu wissen, H. Glück in seinem Buche „Der Ursprung des römischen und abendländischen Wölbungsbaues“, 1933, für das Bauen herausgearbeitet: den Massentrundbau und die Kragewerkart; übersehen wurde nur die Neigung zum Gußmauerwerk (Maja). Wie weit diese Überlieferung noch für Michelangelo als Baumeister gilt (Fassade von S. Lorenzo, Peterskuppel), sei hier nicht erörtert, für ihn kommt vorwiegend in Betracht, daß die Atlantiker sehr bald (wie später die Griechen) vom Süden her die menschliche Gestalt übernahmen und sie als Freistandbild in Stein auszuführen begannen (Malta neben Ägypten, Mesopotamien und Kreta). Michelangelo freilich kommt erst in einer Zeit zur Welt, in der man, bereits völlig in die Mittelmeergesinnung eingesponnen, von den Zusammenhängen mit dem Norden nichts mehr wußte. Heute fühlt mancher Kunstverständige des Nordens das Fremdartige in des Meisters Natur, ohne klar sagen zu können, wohin das dem Wesen und Werden nach eigentlich gehöre. Nach meiner Einsicht beginnt Michelangelo als Grieche, geht dann auf die Gotik über und endet im angeborenen Atlantischen. Wie das zu verstehen ist, soll nachfolgend gezeigt werden. Dabei sei vorbereitend gesagt, daß, was ein Kunststrom wie der atlantische von Massenpersönlichkeit in sich trägt, die ausgesprochene Neigung zur Gewaltherrschaft ist, in einer Einzelpersönlichkeit aber, wie Michelangelo, entsprechend der unerhörte innere Zwang zum Gewalttamen. Beides lebt in Italien in ähnlicher Art weiter, wie unser Dürer gleichzeitig in Deutschland aus tiefster Wurzel heraus im Anschluß an die „Gotik“ durch und durch Indogermane ist³⁷.

³⁵ Vgl. mein Buch „Dürer und der nordische Schicksalsbain“.

³⁶ Vgl. „Forschungen und Fortschritte“, XI, 1935, S. 65 f.

³⁷ Vgl. neben „Dürer und der nordische Schicksalsbain“ im allgemeinen „Geistige Umkehr“ und „Spuren indogermanischen Glaubens“.

1. Einleitung:

Die Atlantiker zwischen Amerasiaten und Indogermanen

Es ist zu befürchten, die Geister im Deutschen Reiche seien heute zu aufgereggt, als daß man das Schlagwort „Atlantiker“ unbefangen aus der eigenen Lebenserfahrung heraus gebrauchen dürfte; es wird sofort in einen bestimmten politischen oder Schulzusammenhang eingeordnet und entweder bejubelt oder von Gegnern ohne Rücksicht auf die gute Sache von vornherein in Bausch und Bogen abgelehnt. So könnte es auch dem nachfolgenden Aufsätze über Michelangelo ergeben, weil man das Wort „Atlantiker“ im Sinne von H. Wirth nimmt, mit dem die Kassenteutonen nichts zu tun haben wollen. Um nicht auch sonst mißverstanden zu werden, dürfte es daher vielleicht angezeigt sein, zunächst das Schlagwort „Atlantiker“ aus der Erfahrung des Kunstforschers heraus etwas näher zu umschreiben. Das geschieht zugleich vom Nordstandpunkt, dem der Verfasser schon vor einigen Jahrzehnten von seinem Sache aus Bahn gebrochen zu haben glaubt.

Woher weiß der Kunstforscher etwas von einem „Atlantiker“? Die Annahme eines solchen löst eines der Rätsel, die dem Anfänger 1887 in Rom aufgegangen waren, als er dort sein „Cimabue und Rom“ schrieb. Damals fing der Verfasser an, suchend durch die Welt zu streifen, zuerst nach dem asiatischen Osten, dann nach dem europäischen Norden, schließlich, seit 1922, auch nach dem amerikanischen Westen. Im Laufe der Jahre war ihm zunächst aufgegangen, daß es, entgegen der herrschenden Anschauung, ein eigentliches Asien und ein ursprüngliches Europa gegeben habe, beide jedenfalls etwas ganz anderes als der Mittelmeerkreis, in dem sich alle Geisteswissenschaften wie beseffen in einer Sackgasse gefangenhalten lassen. Endlich, nach einem halben Jahrhundert selbständiger Arbeit, sprang dem Suchenden die Lösung entgegen; jener Aufsatz in den „Forschungen und Fortschritten“ vom 20. Februar 1935 sprach sie zum ersten Male aus: Wir müssen, was wir wissen, in einen weitaus umfassenderen Rah-

men bringen; mit Geschichte und Vorgeschichte ist es nicht getan. Das Erhaltene, von dem angeblich allein wissenschaftlich zulässig ausgegangen wird, gibt nur einen geringen und, wie sich zeigt, für sich allein genommen, irreführenden Teil; dazu kommt entscheidend, was wir nicht wissen, beziehungsweise nicht wissen können, weil es nicht erhalten ist. Indem wir uns an das Erhaltene klammerten, übersahen wir vollständig, daß es im Rahmen des Erdkreises, aller Zeiten und Völker viele Lücken, besonders aber eine gibt, die vor aller Geschichte und leider auch der Vorgeschichte liegt, daher unbeachtet blieb. Die Geisteswissenschaften haben nie versucht, das Menschentum nach Breitengürteln zu trennen und die Entwicklung der Menschheit nach der seelischen Seite vom hohen, heute vereisten Norden aus zu beobachten. Von dort gehen meines Erachtens drei Kunstströme aus, die sich in der Längsrichtung der Erdkugel nach verschiedenen Südrichtungen bewegen. Unter ihnen taucht schon im hohen Norden selbst, von Kanada aus gesehen, neben den Amerasiaten im Westen und den Indogermanen im Osten in der Mitte zwischen beiden der Strom der Atlantiker auf. Diese haben dann auswandernd zur Bildung des dritten, mittleren, zwischen Nord und Süd, das heißt zwischen Europa und Afrika am Mittelmeere eingeschobenen Breitengürtels, dem der „Macht“, d. h. der Gewaltmacht von Gottes Gnaden, geführt. Die Amerasiaten und Mesopotamier seien hier zurückgestellt.

Das ist in Kürze vorgeführt die neue Kunde, die ich geben kann und die die Geisteswissenschaften, wenn sie erst einmal anfangen werden, statt sich mit Geschichte zu begnügen, Wesensbetrachtung und Entwicklungserklärung zu treiben, aus der Vergangenheitskrämerei herausführen und befähigen wird, ähnlich wie die Naturwissenschaften, am Leben der Gegenwart und Zukunft sachlich, nicht philosophierend oder politisierend, mitzuarbeiten³⁸.

Zier beschäftigen uns zunächst nur die sogenannten Atlantiker, die vor ungefähr zehntausend Jahren etwas in die Welt setzten, das weder die Nord- noch die Südvölker kannten, jenen Machtwillen, der

³⁸ Vgl. „Spuren indogermanischen Glaubens in der Bildenden Kunst“, 1936, und „Der amerasiatische Kunststrom“, *Ostasiatische Zeitschrift*, XI, 1936, S. 109f.

m. E. auch noch in Michelangelo steckt. Sie gelangten dazu dadurch, daß sie in Kanada in der Mitte zwischen Amerasiaten und Indogermanen eingekleimt waren, dann im Rahmen des Atlantischen Meeres nach Süden, schließlich auch noch in dessen bedeutendsten Hafen, das Mittelmeer, vordrangen, und auf diesem Wege Südvölker unterwarfen, die sich ein Joch auflegen ließen, an dem die Menschheit noch heute trägt.

Die Atlantiker bildeten ursprünglich, nehme ich an, schon im hohen Norden die mittlere von drei Gruppen jener Zwischeneiszeitmenschen, die, durch neue Eiszeitwellen gedrängt, nach dem Süden auswanderten. Der atlantische Strom hat für die Historiker und gar den Kunsthistoriker besondere Bedeutung, weil er für den Westen das aufgebracht hat, was diese Art von Gelehrten bisher in den Vordergrund ihres gesamten Denkens stellten, nämlich die Macht von Gottes Gnaden, besser von Seiten der Atlantiker den Machthaber als Gottes Sohn. Ob diese Gesinnung schon in der nordkanadischen Urheimat der Atlantiker oder erst auf den Wanderungen durch Amerika über den Atlantik oder erst im Mittelmeergebiet selbst entstand, vielleicht auch in Afrika (Simbabwe), das kann heute noch niemand sagen. Für die Wesensbetrachtung ist nur wichtig, daß man überhaupt feststellt, die Atlantiker hätten jene Art Geistigkeit geschaffen, die glaubt, der Mensch könnte nur durch über-, besser unnatürlich verstärkten Druck von oben her überhaupt im Jügel gehalten werden. Dieses Wesen ist uns so unbewußt vertraut durch die Überlieferung der Jahrhunderte, daß wir eigentlich zuerst nur die Aufgabe haben, unserer Zeit diese Annahme in ihrer merkwürdigen Anerkennung zum Bewußtsein zu bringen. Der Machtmensch hat die entgegengesetzte Einsicht zu verhindern gewußt und alles zu ersticken vermocht, was sich vor und neben ihm geltend machte, nicht nur den Naturmenschen des äquatorialen Südens, der ursprünglich der leidende Teil war, sondern vor allem auch den einfachen, schlichten Seelenmenschen des Nordens, den Indogermanen, der zuletzt als Teil einer selbstbewußten nordischen Volkskraft neben den Amerasiaten und Atlantikern tritt.

Das ist es eben, worauf mich eine Lebensarbeit auf dem Gebiete der Forschung über Bildende Kunst schließlich geführt hat, daß der heute vereiste Norden in den der letzten Vereisung vorausgehenden

Zwischeneiszeiten jenen Menschen habe entstehen lassen, der im äquatorialen Süden, wie er heute noch ist, unmöglich heranwachsen konnte, den Menschen, der, im Kampf ums Dasein gestählt, sich selbst erkannte und damit im eigenen Innern jenes seelische Wesen gewann, das dann durch die nordischen Völkerwanderungen in alle Teile der Erde getragen wurde; die germanische Völkerwanderung ist nur die letzte von ihnen und hat mit dem hohen Norden selbst nichts mehr zu tun. Voraus aber ging zeitlich die indogermanische, noch früher die atlantische, und die früheste war, soweit wir bis jetzt zu erkennen vermögen, die amerasiatische Völkerbewegung. Solange wir nicht imstande sind, unter dem Eise Grönlands, dem vereisten Kanada und in Nordasien nach Kunst und Schädeln zu graben, werden dafür nur mittelbar Beweise zu erbringen sein, unter anderem eben von meinem Sache aus, der Forschung über Bildende Kunst. Das soll nachfolgend mit Zuspitzung auf Michelangelo, beziehungsweise einleitend als Voraussetzung zu seiner atlantischen Art versucht werden.

Das Eigenwesen dessen, was ich atlantisch nenne, erscheint mir also nur als ein Teil des Nordgürtels, einer seiner drei Ströme. Bevor noch H. Wirth versucht hatte, Erhaltenes aus der Urzeit nachzuweisen, habe ich schon mittelbar aus der Fülle dessen, was aus späterer Zeit erhalten ist, auf den Norden als gebend zurückgeschlossen, vor allem von Aegypten und Mesopotamien aus. Diese altorientalischen Machtkreise weisen übereinstimmend so stark nordische Einschlüge, in der Bildenden Kunst in Holzvoraussetzungen vor allem auf und treten von allem Anfang an gleich so fertig in dem, was von Kunst erhalten ist, in Erscheinung, daß ihr Wesen und Werden viel älter sein muß als alles, was erhalten ist. Wenn alle Spuren dieser Vorzeit verlorengingen, so legt das nur nahe, an Rohstoffe zu denken, die nicht haltbar waren, wie das ausgesprochen gerade für alle Nordkunst kennzeichnend ist.

Der Sachmann wird bei genauerem Zusehen etwas überrascht zugestehen müssen, daß der später so ausgesprochene Steinbau der ältesten ägyptischen Dynastien eine Holzkunst von zweierlei Art zur Voraussetzung hat, eine nordische, die mit harten Hölzern sehr überlegt baut, und eine südliche, die mehr in der Ausstattung zur Geltung kommt. Schon daß man deutlich merkt, wie ein älterer Höhlenbau

dabei in den Freiraum übertragen, das heißt Freibau wird, ist kennzeichnend³⁹.

Dazu aber kommen Bedeutungsvorstellungen wie die Weltreisearüstung des Toten, die im Weltberge (Hünengrab, Kurgan, Pyramide) vorgenommen wird. Die Umbildung, die diese im Norden volkstümliche Glaubensvorstellung im Süden, z. B. dem Mittelmeerkreise, erfahren hat, kennzeichnet die Gesinnung, die unter anderen die Atlantiker annahm, jenes Machtwesen, das nicht genug tun kann, sich selbst zum Göttlichen emporzuheben und die bescheidenen volkstümlichen Voraussetzungen aus Nord und Süd in Größe und Prunk über jedes Maß hinaus zu steigern und damit ihr Andenken für die Ewigkeit zu sichern. Dazu gehört, daß ein Gott in Menschengestalt, den der Norden selbst gar nicht gekannt hatte, der äquatoriale Südmensch aber als Setisch in der Hand halten mußte, dem Herrscher scheinbar übergeordnet, seine Verehrung aber das Vorbild für die Anbetung der Macht des Herrschers selbst durch seine Untertanen, die Gläubigen und Gebildeten wird.

Diese mit den alltäglichsten Mitteln erstrebte Machteinstellung bedarf also der Menschengestalt, um in einer Art Bilderschrift die Ordnung darzustellen, auf die es ankommt. Sie übernimmt die menschliche Gestalt vom Süden zum Zwecke der Belehrung, beziehungsweise Verdummung der Herde von Beherrschten. Damit erst wurde die Bildende Kunst an der Grenze des Südens zu jener dadaistischen Schauspielerei geführt, die dann allmählich in Europa bis auf den heutigen Tag herrschend blieb. Erst indem man die menschliche Gestalt statt wie im Norden die rein künstlerische Ausstattung wirken ließ und sie auf die Bühne der Bildfläche stellte, engte man den nordischen, auf das All gerichteten Gesichtskreis derart ein, daß den Menschen von heute kaum noch klarzumachen ist, wie sehr sie durch die Vermenschlichung all ihres weltanschaulichen Denkens auf die kleinlichsten Abwege gerieten. Ähnlich wurde das Bauen eine unerschöpfliche Nachahmung überlieferter Gestalten, neue Formen

³⁹ Vgl. „Memnon“, I, 1907, S. 97 f., und Bals, „Die altägyptische Wandgliederung“, Mitteilungen des deutschen Inst. f. ägypt. Altertumskunde I, 1930.

Konnten bei den Atlantikern nicht mehr aufkommen, weil die Macht die einmal angenommenen Gestalten nicht wechseln durfte, wollte sie den Eindruck der beabsichtigten Wirkung auf die ewige Dauer ihrer Gewalt und ihrer Abzeichen nicht selbst untergraben. Daraus entstand eine Gebundenheit, Architektur, die nirgends so groß ist wie im Mittelgürtel der europäischen Kunst. Die Freiheit ohne Gebundenheit an Gegenstand und Gestalt ist im Falle der Atlantiker nur bei jenem ursprünglichen Nordwesen, in dem die Form ausschließlich im Dienste des rein menschlichen Ausdruckes steht. Rohstoff, Werk und Zweck begegnen sich da ohne Zwischenwerte unmittelbar mit Form und Gehalt, wobei letzterer der Auseinanderetzung der im Norden entdeckten Tiefe des Ich mit dem All gilt, Menschenmaß also noch ausgeschlossen ist: Die Welt in ihrer Weite und die Welt in ihrer Tiefe verlangten nach unmittelbar künstlerischem Ausdruck. Dieser im Norden geborene seelische Gehalt ist bis heute nicht recht beachtet worden, weil man, ganz verblüfft durch die Machtkunst in Stein und Menschengestalt, die Zusammenhänge des Seelischen bei den Atlantikern ebensowenig wie bei den Amerasiaten und schon gar nicht bei den Indogermanen, weder in jeder Gruppe einzeln noch in dem beachtete, was ihnen allen gemeinsam ist. So weit die künstlerischen Werte. Wir gehen nun auf die schöpferischen Kräfte über.

Wie ist es denkbar, daß ein Kunstforscher auf den Gedanken kommen konnte, einen Nordmenschen anzunehmen, der einst in Urzeiten aus dem Süden dem schwindenden Eise nachgewandert und durch den hohen Norden in Zwischeneiszeiten zu einer höheren Menschenart, dem Seelenmenschen, ausgebildet worden sein soll? Und weiter dann, daß dieser Mensch, durch eine neue Eiszeitwelle aus seiner nordischen Heimat vertrieben, in einem seiner Zweige, dem Atlantiker, all das Unheil angerichtet haben soll, das wir vom Nordstandpunkt — nicht etwa als Historiker im Mittelmeerglauben — dem Machtmenschen des Mittelmeergürtels mit Bezug auf Menschentum und Menschheit zuschreiben. Wenn nicht das politische Gaukelspiel um Macht und Besitz mit allem, was damit an prunkenden Kostspieligkeiten zusammenhängt, als für das Wohl der Menschheit ausschlaggebend angesehen, sondern vielmehr endlich erkannt würde, daß wir alle Kräfte daransetzen sollten, statt Macht und Besitz höhere

Güter, wie Glaube, Recht, Kunst usw., sachlich mitten ins Leben zu stellen, dann lehrte sich Wesensbetrachtung und Entwicklungs-
erklärung endgültig im Sinne des Nordens um, der Mittelmeerwahn
hätte dann endlich ausgespielt. Mehrmals schon tobte dieser Kampf
seit dem Auftreten der Indogermanen gegen die Atlantiker: Alexander
und Kaiser Karl, dann Louis XIV. und endlich der historisierende
Humanismus des letzten Dreivierteljahrhunderts bezeichnen von der
Machtseite her jene Stufen, die bisher gezählt werden können.

Die dem Atlantiker schon ursprünglich, vielleicht im heutigen
Kanada zugefallene enge Mitte ist das gerade Gegenteil der Lage und
Bewegungsfreiheit, die sowohl die Amerasiaten wie die Indo-
germanen genossen, die einen von Alaska, sagen wir, nach Süden die
Westküste Amerikas entlang und von Nordasien nach Westen, die
anderen von Grönland etwa nach Osten vordringend. Die Schicksale
des mittleren atlantischen Stromes sind ferner wesentlich andere als
die des älteren amerasiatischen und des jüngeren indogermanischen
dadurch, daß er wandernd nochmals in die Mitte geriet, diesmal
zwischen Nord und Süd, und mit den Amerasiaten zusammen einen
eigenen neuen Breitengürtel um die Erde herum, eben den mittleren
Machtgürtel, entstehen ließ, mit dem schließlich der letzte, indogermani-
sche Nordstrom zu ringen hatte. Der Machtgürtel in Europa vom
Mittelmeere aus wurde so mächtig, daß man alles übrige vergaß und
die Geistesgelehrten heute noch glauben, es habe von allem Anfang
an überhaupt nur ihn, den Mittelmeerkreis als Bahnbrecher hoher
Kultur gegeben. Daher sind sie jetzt so unerhört verblüfft und ver-
ärgert, wenn man ihnen dieses Übersehen endlich zum Bewußtsein
zu bringen sucht.

Es ist etwas eigenes um ein Volk, das von zwei anderen in die
Mitte genommen wird, wie eben die Atlantiker. Zuerst im hohen
Norden selbst von Amerasiaten und Indogermanen und dann im
mittleren Erdgürtel, den die Atlantiker durch ihre Wanderung über
das atlantische Meer erreichten, eingekleilt zwischen den Menschengürtel
im Norden und den im äquatorialen Süden. Sie mußten sich mit
den Nachbarn zu beiden Seiten entweder vertragen, mußten ihrer
Herr werden oder sich ihnen unterwerfen. Wie das einst im hohen
Norden gelöst war, wissen wir nicht, wohl aber, daß sie im Mittel-

gürtel die einheimischen Südvölker unterwarfen und so das aufgerichteten, was wir unter Gewaltmacht von Gottes Gnaden oder als Gottes Sohn so gut von den altorientalischen Monarchien und den anderen Dynastien her kennen, ob es sich nun um Indien, China, Mittelamerika oder Europa handelt.

So dürften die Atlantiker, durch die Umstände gedrängt, zu Gewaltmenschen geworden sein. Sie haben sich nachträglich jedenfalls so an den Raub von Macht und Besitz gewöhnt, daß er ihnen ins Blut überging und sie damit die ganze sogenannte hochzivilisierte Welt ansteckten. Aus der Not also ist jener Zwang geworden, der die Menschen ganz allgemein unfrei machte, weil die Art solcher Abwehr der Nachbarn durch ein zwischen die Puffer geratenes Volk überall die Machtgier weckte und die Menschheit schließlich gewohnheitsmäßig glaubte, unter dieser Geißel leben zu müssen. Diese Arbeitsannahme scheint mir ernster Überlegung wert.

Der in jeder Beziehung höchstwertige Vertreter atlantischer „Macht“gefinnung in der Bildenden Kunst ist Michelangelo, der, nehme ich an, nachdem er durch das Griechische und die Gotik das Indogermanische in sich aufgenommen hatte, seiner eigenen angestammten Atlantikernatur erliegt und in seinen Werken das schwere Leid seiner Seele deutlich ausspricht. Seine Zeit ist minder empfindlich, Machiavell hat ihr die Begier von den Lippen genommen und die Grundsätze jener Macht- und Besitzwelt niedergeschrieben, die seither bis auf Louis XIV. anstiegen und über ihn hinaus herrschend blieben. Friedrich der Große hat sich dagegen gewehrt, Michelangelo selbst noch unterlag in hohem Alter dieser neuen, hemmungslosen Machtgier der Kirche, sein Jüngstes Gericht ist der unzweideutig drohende Ausdruck für den Beginn der Gegenreformation. Ursprünglich freilich brach seine übermenschlich starke Natur gegen alle atlantische Machtgewalt siegreich durch und die Schriftgelehrten der Höfe, Kirchen und Jesuitenschulen mochten sehen, wie sie mit der gewaltigen Äußerung dieser nordischen Vollnatur fertig wurden. Sie sind bis auf den heutigen Tag nicht müde geworden, ihre Weltweisheit an der Deutung der Werke des Michelangelo leuchten zu lassen, indem sie, allerdings gerne im kirchlichen Sinne, dem Jüngsten Gerichte die Palme reichten. Man hat dieses Kiesenbild an der Altarwand der Sixtina

in den letzten Jahrhunderten irreführend über alle anderen Werke des großen Meisters gestellt. Sobald man Dürers „Beginn des Jüngsten Gerichtes bei Anbruch der Morgenröte“⁴⁰ danebenstellt und erst einmal erfasst hat, wo bei Dürer wie bei Michelangelo die Wurzeln ihrer indogermanisch, beziehungsweise atlantisch befruchteten Kraft liegen, dann sieht man erst, wie sehr schließlich im alten Michelangelo die kirchliche gegen die frische iranisch-deutsche Art eines Dürer gesiegt hat.

Die herrschende, im Mittelmeergeiste der „Geschichte“ aufgewachsene Kunstgeschichte sagte früher das Gegenteil, wollte womöglich im Sinne der Romanen Michelangelos letztes Werk zu seiner größten Leistung machen, nur weil darin die Kirche Michelangelos Kraftnatur benutzte und damit drohend unter die schwankenden Gläubigen trat, sich also des Meisters bediente, um ihre Macht durch seine übermenschliche Form vernichtend zur Geltung zu bringen. Wir aber sehen das Große in dem Michelangelo der Zeit vorher, als er nach einer künstlerisch indogermanisch verbrachten Jugend im Mannesalter der in seinem Innern aus tiefster Wurzel drängenden Nordkraft in ihrer freilich eigenpersönlich atlantischen Form verfiel.

Dazu kommt die Frage, ob Michelangelo auf diesen verschiedenen Stufen seines Werdens nicht vielleicht die rassistige Erscheinung seiner Gestalten wechselt, der Menschenleib seiner griechischen Zeit also anders aussieht als der seiner gotischen Einstellung, und der Körper zur Zeit der errungenen atlantischen eigenen Sonderart erst recht anders erscheint als die Menschengestalt seiner zuletzt dem Machtdienst verfallenen Altersschwäche. Dieser Untersuchung sind die nachfolgenden Abschnitte gewidmet.

2. Michelangelo als Entdecker des Griechischen“.

Der Knabe, der in den Gärten der Medici, inmitten einer Sammlung antiker Bildwerke aufwächst, sieht mit unerhörter Unbefangen-

⁴⁰ Vgl. mein „Dürer und der nordische Schicksalsbain“.

⁴¹ Ich verzichte auf Abbildungen; es gibt ja unzählige Behelfe dafür; außerdem kennt jeder die besprochenen Werke, wenn er Michelangelo jemals überhaupt nähergetreten ist.

heit das Altgriechische aus der Verbalhornung der römischen Kopien heraus. Zugleich wählt er derart unter allen künstlerischen Werten, daß einzelne seiner späteren Hauptwerke bereits völlig greifbar, nur eben im Kleinen und Unscheinbaren zutage kommen. Unbändiger Freiheitsdrang und slavische Knechtung stehen im Ausdruck auf-fallend gegensätzlich nebeneinander.

Das früheste, was wir von Michelangelos Hand besitzen, dürfte wohl eine Marmorwiedergabe des Medici-Karneols mit jener Darstellung des Wettkampfes zwischen Apollo und Marsyas sein, die in so zahlreichen Nachbildungen des antiken Urbildes erhalten ist. Das kleine Werk des Knaben fügt sich in die Reihe und ist für den späteren Meister in beiden Gestalten dadurch kennzeichnend, daß einmal in dem stehenden Apoll sein späterer David, in dem gefesselten Marsyas seine späteren „Skaven“ durchleuchten, aus einem halbwegs ausgeglichenen Gegensatz im Griechischen also gleich die heftigste Spannung geworden ist. Es folgt der „Kentauren-Kampf“.

Dieser Frauenraub, das wichtigste Jugendwerk des Großmeisters, ebenfalls in der Casa Buonarrotti zu Florenz, wurde von mir schon 1891 im Jahrbuch der preussischen Kunstsammlungen, XII, eingehend besprochen. Seither sind 49 Jahre vergangen, aber ich habe nicht gemerkt, daß diesen Aufsatz „Studien zu Michelangelos Jugend-entwicklung“ jemand gelesen, geschweige denn vernünftig ausgewertet hätte. Daran anknüpfend gehe ich hier nur die Hauptgruppe durch, auf deren klare Feststellung inmitten der fast im Sinne des äqua-torialen Südens vollgestopften Bildfläche alles ankommt. Die Haupt-gestalt, ein Kentaure im Mittellot, fällt mit dem Oberkörper nach rechts hin aus und wendet den Kopf zurück zu seinem steinbewaffneten Gegner, indem er mit der Rechten hoch hinter dem eigenen Kopf aus-holt, dabei die linke Schulter senkt und sich mit dem Arm und der in einem Mantelbausch verschwindenden Linken im Gleichgewicht hält. Der prachtvolle Jüngling ihm gegenüber schließt die Hauptgruppe links ebenso ab wie rechts der Mann, der die Frau auf den Schultern aus dem Gewühl trägt (Michelangelo hat ihn später noch einmal in der Sintflut gegeben). Dazwischen steigt in der Diagonale der aus den drei am Kampfe beteiligten Gruppen bestehende Mittelknoten an, der die Hauptgestalt mit den Seitenpfeilern zu einer Waage ver-

bindet: ein Mann zerzt, indem er eine Frau beim Schopfe gepackt hat, diese erbarmungslos nach links. Sie wehrt sich mit beiden Armen; ein Mann, der sie um den Rücken gefaßt hält, holt gegen den Räuber aus, indem er wütend nach diesem hinblickt.

Was der junge Michelangelo hier leistet, ist einmal bahnbrechend darin, daß er ohne viel Besinnen, scheint es, die neue, schräg ansteigende Barockanordnung durchsetzt (vgl. die Medicigräber), und zweitens, daß er den menschlichen Gestalten bei aller Kampferregung doch jene ruhige Körperkraft und Schönheit einhaucht, die auf uns echt griechisch wirkt. Das ist erreicht formal durch den flächigen Aufbau der einzelnen Körper und dann vor allem durch die einfach natürliche Haltung, die am männlichen wie am weiblichen Körper so sehr gefangenimmt.

Winkelmann schon, dessen Auge vorwiegend auf die menschliche Gestalt gerichtet war, sagt von Michelangelo: „Er ist der einzige, von dem man sagen könnte, daß er das Altertum erreicht; aber nur in starken, muskulösen Figuren, in Körpern aus der Heldenzeit, nicht in zärtlich jugendlichen, nicht in weiblichen Figuren, welche unter seiner Hand zu Amazonen geworden sind.“ An diesem Urteil hat sich in den verflossenen anderthalb Jahrhunderten nichts Wesentliches geändert; und doch ist es in dieser Allgemeinheit falsch, wie schon ein Blick auf die Frauengestalten des Kentaurenkampfes lehrt, ebenso aber auch die Pietà oder die Jungfrau im Arme des Schöpfers bei der Erschaffung des Adam. Aber freilich, ein drittes Jugendwerk des Michelangelo gibt dem Altmeister der klassischen Archäologie recht. Vielleicht begreift man aus solchen Tatsachen, daß dieses Werk „Die Madonna an der Treppe“ neuerdings bezweifelt wird: Eine hünenhafte Frauengestalt, die schwer auf einem Steinblock sitzt und in reinster Seitenansicht vor sich hinstarrt, als hätte sie wirklich schon den Sohn tot im Schoße, wie später in der Pietà oder der Hünen-gestalt einer Frau mit dem Kind im Arm in der Sintflut. Wie im Frauenraub lehnt sich Michelangelo da an die antike Kunst und bringt etwas hervor, das den attischen Grabreliefs der besten altgriechischen Zeit auffallend nahesteht, bis herunter zu dem nackten Fuß, der so aus dem Faltenwurse hervortritt, daß man die Sohle sieht. Aber was hat Michelangelo aus dem schönen Liniengleichmaß der Griechen gemacht!

Ausgesprochene Barockschwere zwingt die in der Schräge eines rechten Winkels aufsteigende Frau auf den massigen Steinblock, die beiden, das schwer daliegende Kind umrahmenden Hände verstärken diesen Eindruck des Lastenden noch wesentlich. Man muß sich an den Heiligenschein halten, um an Maria glauben zu können.

Alle diese Bildwerke, Apollo und Marsyas, der Frauenraub und die Madonna an der Treppe, stehen in engster Beziehung zur altgriechischen Kunst derart, daß man annehmen möchte, Michelangelo sei im Banne eines Phidias aufgewachsen. Das Marsyasrelief noch ungeschlacht im Können, aber der Frauenraub derart kühn in aller Freiheit geschaffen, daß es den Knaben wenigstens in der Hauptgruppe schon auf der vollen Höhe des Griechischen zeigt. Man vergleiche eine der Hauptgestalten des Amazonenkampfes vom Phigaliafriese: wie da eine heraklesähnliche Gestalt nach rechts zurück ausfällt, mit dem rechten Arm weit hinter dem eigenen Kopf ausholt und, die linke Schulter senkend, sich mit dem im Mantel steckenden Arm im Gleichgewicht zu halten sucht — und möchte glauben, Michelangelo müßte von dem heute in London befindlichen Urbilde aus dem Ende des 5. Jahrhunderts Kenntnis gehabt haben. Und das gleiche trifft zu, wenn man die Madonna an der Treppe vergleicht (sagen wir in dem wuchtigen Sitzen und wie der Arm schwer auf dem Schenkel ruht) mit dem Hegefograbsteine etwa oder in der Art, wie die rechte Hand den Mantel hält, mit anderen Beispielen solcher Grabstelen, z. B. solchen in Lowther Castle, worüber man Conze, „Die attischen Grabreliefs“ vergleichen wolle.

Es sieht so aus, als wenn Michelangelo, der mit Körpern von griechischem Gleichmaße begonnen hat, gerade in der Kasse dieser Körper schwankend würde und schließlich für Maria an der Treppe eine Riesin verwendet, die fast ungeschlacht gewaltfam zur Kube gebracht scheint. Wenn das Werk überhaupt vom Meister ist, so fällt er trotz alles griechischen Aufbaues in die ausgesprochen barocke Art, wie ich sage, in die Art des Atlantikers oder Machtmenschen zurück, die ihm zutiefst angeboren scheint. Im Apollo und Marsyas oder einzelnen Gestalten des Frauenraubes ist das nicht minder der Fall.

3. Michelangelo als Gotiker.

Die Meister der sogenannten Renaissance knüpfen, wie Giov. Pisano, an die Gotik an, so vor allem Bahnbrecher wie Ghiberti und Donatello. Nicht so Michelangelo, der gegen die als „Marmorarii“ zusammengefaßten Handwerkermeister der „Schönheit“ von der Natur als kräftigster Gegenstoß gesandt scheint und in den Gärten der Medici inmitten antiker Bildwerke aufwächst. Erst als auswärtige Bestellungen an ihn herantreten, wird er aus dem ersten, dem griechischen Jugendtraume herausgerissen und bekommt Fühlung mit der unter der Tünche der Nachahmung antiker Überlieferung immer noch lebendigen Blüte der nordischen Kunst seiner Zeit, der Gotik. Die lebenden Zeugen dieser zweiten Reihe sind Bildwerke wie die Pietà und der David.

Eine Marienlage für Rom! Die Pietà ist von einem französischen Kardinal für eine französische Kirche in Rom bestellt und Rohstoff, Gegenstand und Zweck nach von ausgesprochen nordischer Bedeutung, die in Italien, erst durch die Gotik angeregt, Fuß faßte. Michelangelo verliert sich 1497/98 ganz selbst, als er diese Aufgabe bekommt, und nimmt daher die inzwischen besonders von Leonardo ausgebildete Wissenschaft des Gruppenbaues zu Hilfe. Ganz gegen seine Natur, die ihn, wie in der Hauptgruppe des Kentaurenkampfes und der Treppenmadonna, zum schwankenden Gleichgewicht in der Schräge drängte, baut er die Mutter mit dem Sohne im gleichseitigen Dreieck auf. Daraus werden die Schwierigkeiten der Deutung erklärlich. Wegen dieses Aufbaues wird das linke Bein Christi durch eine Baumwurzel in der Richtung der einen Seite des Dreiecks, dementsprechend die rechte Hand Christi etwas nach rechts gehoben, was besonders unnatürlich erscheint, da der Arm durch das vorspringende Knie der Madonna, ganz abgesehen von seiner eigenen Schwere, aus der scheinbar durch die zwischen die Finger gelegten Mantelfalten und gedrängt durch den Knoten des Leichentuches, hinter dem Ellbogen herabfallen müßte. Aus solchen Überlegungen ist auch die Bewegung der Madonna erklärlich, die mit dem wie in der Treppenmadonna eifigen Gesichtsausdruck in keiner Weise in Übereinstimmung gebracht werden kann: denn dieser Ausdruck starr anhaltender, dumpfer Gefühl-

losigkeit, der besonders durch den stumpf vorquellenden Mund und die an der Nasenwurzel eingefallenen Wangen hervorgebracht wird, setzt Verzicht und Willenlosigkeit voraus. Nun hält aber Maria mit einer Kraftanstrengung, die das Zurücklegen des Körpers nach rechts hin und das feste Zufassen der übergroßen, unter die Schulter Christi geschobenen Hand bedingt, den Körper des Sohnes, und die linke Hand macht jene Bewegung, die durch „Das ist mit von ihm geblieben“ in Worte gefaßt werden kann. Darin liegt der unlösbare Widerspruch des Gesichtsausdruckes zum Bewegungsmotiv. Dieses letztere aber ist unleugbar ein Zugeständnis an den Dreiecksurriß. Dem Bildwerke steht das Widerstreben gegen ein gefühlsmäßiges Sichgehenlassen deutlich an der Stirn.

Dadurch gewinnt die Pietà in Michelangelos Entwicklung die Bedeutung der späteren, akademisch überlegten Grablegung bei Raffael. Über dem Ringen nach einer geschlossenen Anordnung, besonders auch einer Beruhigung der Richtungslinien durch Parallelführung und nach unbedingter Richtigkeit im einzelnen, ging die klare Durchdringung und Verbindung des Ganzen verloren, so daß eine strenge Zergliederung des Ergebnisses zu unlösbaren Widersprüchen kommen muß.

Maria, nach dem Kopf eine zarte Frauengestalt, ist durchaus in den jugendlichen reifen Formen Christus gleich, ja der Kopf spricht sogar für gleiche Größe. Man lasse aber Maria aufstehen, so wird sie wie die Madonna an der Treppe mindestens drei Kopf größer als Christus. Die immerhin zarte Gestalt soll dabei einen Manneskörper tragen. Wenn Einklang — und Michelangelo steht hier, wie die Anordnung zeigt, völlig im Banne der Renaissancegesetze — erzielt werden soll, muß die Mariengestalt zur Trägerin des Christuskörpers „aufgebauscht“ werden; daraus erklärt sich die Überfülle der Faltenbildung. Daß diese bewußt und beabsichtigt ist, beweist das über die Brust laufende Band (mit seinem Namen), das die Falten erst recht aufwühlt.

Frägt man nach der Herkunft der beobachteten, in die Bedeutung so stark eingreifenden Erscheinungswerte, der Dreiecksanordnung und des Faltenwurfes, so drängen sich Vergleiche auf, die Michelangelo auf etwas anderen Wegen zeigen als in seinen rein griechisch gerichteten

Anfängen. Die Knitterfalten von Marias Gewand, den toten Christus im Schoße der sitzenden Maria und vieles in dem streng architektonischen Aufbau könnte ähnlich auch ein Deutscher gemacht haben. Das Griechische ist merkwürdig verschwunden, besonders darin, daß der Faltenwurf den Frauenkörper kaum hervortreten läßt. Sucht man nach einem Grunde, so will es scheinen, die Bestellung und der Gegenstand an sich hätten den jungen Meister in eine bis dahin bei ihm nicht geweckte Richtung gedrängt.

Michelangelo folgt nicht einfach, indem er den christlichen Gegenstand der Beweinung Christi darstellt, den in Italien üblichen Wegen der kirchlichen Gesinnung, die vom Osten (wie wir gewöhnlich sagen von Byzanz) aus angeregt war, wobei Christus lang am Boden liegt, von Frauen und Männern erregt beklagt, sondern er bildet ausgesprochen ein deutsches Vesperbild, wie es zu Tausenden im gesamten Norden schon weit vor Michelangelo üblich war. Einzelne dieser nordischen Gruppen in Holz oder Stein kommen, wie die Haddelfinger-Gruppe von 1471 im Museum zu Stuttgart, Michelangelo so nahe, daß man glauben könnte, er müßte sie (wie Phigalia) gekannt haben, wenn nicht die nordische Bestellung an sich die dort üblichen Zeitgestalten im Gefolge gehabt haben dürfte. Sehr eigentümlich ist freilich, daß Michelangelo Mutter und Sohn von gleicher Jugend und Schönheit bildet. Daran wird später als ganz allgemein indogermanisch anzuknüpfen sein. Und nun sein David.

Beim Roland (Gigante) von Florenz bekam Michelangelo einen verhauenen Block, der ursprünglich für die Domkuppel bestimmt war, zugewiesen und bildete daraus jenen David, den man als Wahrzeichen der Stadt an Stelle von Donatellos Judith vor dem Rathaus aufstellte. Die Republik und Pier Soderini tun da etwas, was in Deutschland allgemein üblich war und auch im Süden nicht unbekannt blieb, wie der Roland auf dem Rathausplatze von Ragusa (Dubrovnik) außer Zweifel stellt. Der David ist also, wie der Platz der Aufstellung zeigt, gleich dem bekannten Roland in Bremen, dann in Jerbst, Brandenburg usw., zu einem nordischen Rechtsdenkmal gemacht worden. Doch wurde er nicht wie sonst sinnbildlich in eine Rüstung eingekleidet, mit Schwert und Schild in den Händen, sondern steht in griechischer Nacktheit da, ein Seitenstück des Jünglings

im Kentaurenkampfe, nur ist er nicht ebenmäßig, sondern ungeschlacht gebaut und hält auch nicht wie dort einen Stein, sondern eine Schleuder bereit.

Damit wird notwendig, daß man die übliche Deutung richtigstellt, Haltung des Körpers und Ausdruck des Kopfes lassen die gespannt auf den Gegner gerichtete Aufmerksamkeit erkennen: Sowie sich jener eine Blöße gibt, wird David den Stein schleudern. Also muß der Stein bereits in der Schleuder liegen. Dann läßt die linke Hand das zusammengelegte Ende (vgl. den Marmor-David des Donatello im Museo nazionale zu Florenz) fahren, die Rechte zieht fest an, die Schleuder umkreist den Körper und führt dieses Kreisen so lange weiter, bis die genügende Kraft zum Wurf selbst gekommen und die Blöße des Gegners gegeben ist.

Florenz besaß schon ein Wahrzeichen, das der Bedeutung nach dem David des Michelangelo vorausging: die Judith des Donatello. Was sie gegenständlich bietet, gibt des gleichen Meisters gotischer Georg an Orsammichele: nach Gestalt und Ausdruck den gepanzerten Recken mit dem Schilde vor sich, nur das Schwert fehlt. Michelangelo knüpft hier an, bildet aber den Jüngling nackt und setzt ihm einen Kopf auf, der dem von Donatellos Georg in Schnitt und Ausdruck gleicht, nur ist der eine, was man Renaissance nennt, gotisch, der andere ausgesprochen römisch-atlantisches Barock. Dazu stimmt auch, daß Donatello einen Kopf nach der Natur bildet, Michelangelo dagegen stark an römische Köpfe anschließt (vgl. einen solchen Kopf der Jakobsen-Sammlung in Kopenhagen), dazu aber in Stirn, Auge, Nase und Mund die gespannteste Leidenschaft des atlantischen Machtmenschen legt. Man mag die Köpfe mit Skopas und antikem Barock vergleichen, der Körper ist jedenfalls nach der Wirklichkeit so unbestimmen plump, im rechten Arm z. B., gearbeitet, daß man empfindet, Michelangelo sieht die Natur als wachsendes Gebilde, er setzt sich mit ihr unmittelbar auseinander. Dürer hätte diesen David unmöglich für seine Proportionsstudien zur Gewinnung eines „schönen“ menschlichen Körpers verwenden können. Das Ungeschlachte steckt wohl dem jungen Michelangelo selbst noch in den Gliedern.

An der Pietà wurde seit jeher beobachtet, daß Maria, die Mutter, fast jünger gegeben sei als der Sohn, was Michelangelo (nach Con-

divi) mit der Jungfräulichkeit der Muttergottes begründet haben soll. Hält man dazu, welche Freude der Meister sein Leben lang an Jugend und Kraft bewahrt hat — die lebendigsten Zeugen bleiben immer die sogenannten Sklaven der Decke und an dieser weiter die Sintflut oder die sogenannte Lilit im Arme des Schöpfers, in der Belebung des Adam und ähnliche Gestalten am Juliusgrab und bis zur sogenannten Morgenröte am Medici-Grabe —, dann scheint es doch, als wenn auch darin etwas von der am deutlichsten im Griechischen erhaltenen Freude der Nordvölker an ewiger Jugend und Schönheit durchbräche.

Ein wesentlicher Unterschied des Griechischen und des Christlich-Nordischen der Gotik, der sich gerade in Michelangelo bemerkenswert zuspitzt, ist das Verhältnis des Künstlers zum gegebenen Steinblock. Der Grieche ging von der runden Baumwalze aus und ließ sich erst später vom alten Orient für die in die Fläche gemeißelte Zeichnung, das Flachbild, gewinnen. Dann erst sieht er, wie es Hildebrand im „Problem der Form“ beschrieben hat, in der Fläche, das heißt reliefmäßig, beim Bauen also als Füllung verwendet (Lorenzo-Sassade); der Stein bildet dann für ihn keinen Block mehr, der an sich formal zur Wirkung kommen soll. Die christliche Nordkunst (Gotik) dagegen betrachtet den Stein als Werkstück, das im wachsenden Gliederbau selbst seinen Platz hat. Michelangelo steht schwankend zwischen beiden Richtungen. Er kommt der italienischen Überlieferung nach aus der Gotik her, lernt aber freilich das Griechische frühzeitig aus den römischen Wiederholungen herausfinden. Er hängt seiner Natur nach am Block und fühlt sich doch wieder vom griechischen Flachbild angezogen. Gegenständlich liegt im „Roland“ eine ähnliche Kundgebung vor wie etwa in den altgriechischen Tyrannenmördern.

Das alles ist der Gesinnung nach nordisch, geht aber wieder mit einer Neigung zum Barock im Sinne der Machtkunst über den Rahmen von Hellas und Gotik hinaus. Man vergleiche nur nochmals Donatello's Georg mit unserem Roland: der schon durch seine Haltung mit dem fast bewegungslosen Gesicht ausdrucksvolle Körper wird bei Michelangelo (wie die Madonnenkörper vorher) ins Übermenschliche gesteigert, und in den Kopf fährt, besonders in der Vorderansicht, eine gespannt beobachtende und zugleich drohende Bewegung,

die zeigt, daß die innerste Natur des Meisters dazu drängt, das Ebenmaß der äußeren Gestalt von innen heraus, das heißt durch innere Gestalt zu durchglühen. Das ist ausgesprochene Machtkunst, die bei Michelangelo, vermute ich, aus seiner eigenen atlantischen Natur strömte. Im Roland spricht er noch als Florentiner die Gesinnung seiner Landsleute aus; das ändert sich vollständig, sobald er in den Dienst der Päpste tritt.

Michelangelo steht in seiner Jugend dem indogermanischen Empfinden näher als dem atlantischen, wenn er letzteres auch nie ganz verleugnen kann. Am entschiedensten spitzt sich der Kampf seiner Grundnatur, der atlantischen, mit der ihm von Hellas und der Gotik zugetragenen indogermanischen Gefühlschönheit zu von dem Augenblick an, in dem er die Malereien der sirtinischen Decke übernimmt. Der erste Entwurf mit dem üblichen Kautenmuster, das heißt einem Muster ohne Ende, wie man es gern nach überliefert türkisch-iranischer Art zumeist in Stück als Feldereinteilung auszuführen beliebte, fesselt Michelangelo nur vorübergehend. Dann bricht seine Vollnatur mit ungeheurer Gewalt durch: an Stelle des für die Decke überlieferten „Seidnischwerks“, wobei zierliche Linienspiele, etwa Ranken, mit allerhand der Natur und Überlieferung entnommenen Ziergestalten gefüllt, der Einbildungskraft in liebenswürdiger Weise in der Art der Drolerie freien Lauf läßt, wählt der Atlantiker in Michelangelo eine steinernste Gurt- und Jochwölbung als Einteilungsgrund, bei der die Menschengestalt alles freie, womöglich im indogermanischen Sinne landschaftlich durchsetzte Spiel von Linien und Farben zurückdrängt, er meißelt mit dem Pinsel. Wie die Füllungen an der sirtinischen Decke, die großen monumentalen Bilder aus der Genesis beweisen, lehnt Michelangelo jedes Eingehen auf landschaftlichen Reichtum ab. Er zieht sich ganz auf die bauliche und menschliche Gestalt zurück und kündigt sich schon damit als ausgesprochenen Machtmenschen, beziehungsweise Atlantiker an.

3. Michelangelo, der Atlantiker.

Ich habe in der Einleitung vom atlantischen Nordstrome und von Michelangelo als dem großen Atlantiker gesprochen, der vom Griechi-

sehen und Gotischen ausginge. Es ist vorerst nebensächlich, ob in seinem Blute die etruskische, volkgotische, langobardische oder sonst eine nordische Abstammung nachgewiesen werden könnte, die Hauptsache ist seine ausgesprochen nordische Kraftnatur selbst, die nach griechischen und gotischen Vorstufen schließlich aus seiner eigenen gespannten Krasteinheit heraus schafft. Schon in seinen frühesten Werken, sie mögen nun der griechischen oder gotischen Richtung angehören, zeigt sich der unausweichliche Zwang, die Dinge auf die Spitze, wenn auch nicht zum vollen Ausbruch, so doch zu einer Spannung zu treiben, die wuchtiger wirkt als alles in Leidenschaft Sichgehenlassen; man vergleiche nur Bernini, insbesondere dessen David. Schon in der Jugend drängt sich bei Michelangelo überall die Löwenklau des bis zur Gewalttätigkeit Schöpferisch-Nordischen auf. Der Leidenszwang, der schon in seiner Wiedergabe des Medicicameos in der Gegenüberstellung von körperlicher Freiheit und dem bezwungen Gefesselten, in der Madonna an der Treppe auf übertrieben kloßige Schwere und Gemütsstarrheit gegenüber dem griechischen Urbilde sich zuspitzt, bricht die geborene Atlantikernatur geradezu erschütternd durch.

Das erste Werk, worin diese unbedingte Eigenkraft voll in unendlicher Fülle zur Geltung kommen sollte, war das Juliusgrab. Welche Welt in Stein Michelangelo am Anfange durchwühlte, von dem später norddürftig zur Aufstellung gelangten Rest als Ganzes ganz abgesehen, das wird nicht nur aus dem Moses in Rom und den beiden „Sklassen“ im Louvre deutlich, sondern vor allem in dem wilden Verzweiflungsausbruche, den sein erstes Gemälde an der sirtinischen Decke bedeutet, in dem er eine Gestaltenschau von all dem unterbringt, was seine Einbildungskraft beschäftigte, als ihn der Papst von der großen Bildhauerarbeit am Juliusgrabe weg gegen seinen Willen zur Malerei berief.

Man stellt die Sintflut, das erste Deckenbild am Eingange der sirtinischen Decke, wohin es nach den Größenverhältnissen der einzelnen Gestalten gar nicht paßt, besser als mit den darauffolgenden Schöpfungsbildern zusammen mit dem frühesten Wandgemälde, das Michelangelo überhaupt im großen schuf, der Cascinaschlacht, die ja auch fast eine Schau gemalter Freistandbilder war. Ein ganz großes Museum atlantischer, beziehungsweise Machtkunst, das heißt Gestalten

in allen möglichen Lagen und zum Teil heftigsten Bewegungen ist da auf uns gekommen. Wenn man die einzelnen Körper aus den dichtgedrängten Gruppen herausnimmt und mit den angeführten Werken des Meisters vergleicht, hat man die hohe Schule vor sich, zu der später jahrhundertlang alle Künstler der Welt, die der Macht zu dienen hatten, wallfahrteten, beziehungsweise Zuflucht nahmen, freilich wieder mit nie ähnlich unbändig schöpferischer Kraft, wie sie in Michelangelos Natur geborgen lag. Sie holten für die Zwecke der weltlichen, kirchlichen und Bildungsaufmachung sich bei dem großen Bahnbrecher des Barock jene Vorbilder, die sie in ihre Art: das Theatralische, die Pose, die Geste und das Pathos übersetzen konnten. Nicht anders diente ihnen Leonardos Abendmahl und Anghiarschlacht, was nicht verwunderlich ist, da Leonardo zwischen weiblicher Weichheit und dramatisch zugespitzter Kraftanspannung wie nur jener Shakespeare von den britischen, das heißt atlantischen Inseln, schwankt. Wenn Michelangelo, von Natur Atlantiker, nicht im Dienste einer Macht zu seiner Ausdruckskunst kam, dann müßte im Atlantischen selbst, also in Urzeiten schon, etwas von diesem Wesen gesteckt haben. Der Machtstammbaum: Alter Orient, Hellenismus und Rom bis herauf zum abendländischen Barock, geben dafür tatsächlich Belege genug.

Bei Michelangelo haben von frühester Jugend an zwei Ausdrucksformen nebeneinander bestanden. Sie traten zuerst auf in dem Versuch, den Medicicameo wiederzugeben: der frei aufgerichtete und der einem drückenden Zwange unterworfenene Menschenleib. Der David und die Sklaven vom Juliusgrab und an der Decke geben die Höhe; ins Weibliche übersetzt die beiden Frauengestalten an den Medicigräbern, doch hat selbst die freigelagerte „Morgenröte“ unter einem schweren inneren Druck zu leiden, wie der Pensieroso darüber. Allmächtig überwiegt eben bei Michelangelo die Leidenslast, die menschliche Gestalt verrenkt sich bis zur Unnatur, um diesem Kampfe Ausdruck zu geben.

Auch der große Meister darf nur da auf der Höhe angelangt genommen werden, wo er alle Einflüsse und Hemmungen siegreich überwunden hat und frei über das Handwerk und die sachlichen Gebundenheiten von Zeit, Raum und Gesellschaft hinaus sich ganz

seinem eigenen drängenden inneren Wesen schöpferisch hingibt. Das geschieht 1508, als Michelangelo, nach Rom berufen, seine bis dahin auf die Schaffung menschlicher Körper eingestellte Bildhauerarbeit unterbrechen und neben der menschlichen Gestalt als Maler auch den Weltraum mitdenken muß. Vor 1508 ist er auch in der Malerei allein als Bildhauer tätig.

Die Großtat im Sinne des aus der Vollnatur des Meisters strömenden Eigendranges ist die sirtinische Decke. Mitten aus seinen Arbeiten am Juliusgrabe gerissen und zwangsweise auf den Rücken unter ein Deckengemälde geworfen, fühlt sich Michelangelo wie einer seiner leidenden „Skaven“, um so mehr, als ihm der Meißel durch den Pinsel aus der Hand geschlagen worden war. Er erlitt durch den Papst die gleiche Marter, die Dürer durch den Kaiser mit Triumphwagen und Triumphpforte angetan wurde. Und ein Triumph sollte ja auch die Sixtina werden, der Sieg der Kirche über Gläubige, wie dort über Untertanen. Helfer würden auch Michelangelo die mit den Theologen verbündeten Humanisten geworden sein, wenn er beim üblichen für die Deckenausstattung geblieben wäre, einer Einteilung in Felder durch Stuckfriese, die geometrische Muster bildeten und Bilder rahmten. Pinturricchio im Appartamento Borgia und S. Maria del Popolo, dann die Vorläufer des Raffael in den Stanzlen und sonst überall hatten dergleichen zum Überdruße entstehen lassen und mit kirchlichen und mythologischen Gegenständen gefüllt. So etwas erwartete man auch von Michelangelo. Der erste Entwurf für die Decke mit den Aposteln war danach.

Daß Michelangelo auf diesen Brauch verzichtete und die Ausstattung des ganzen riesigen Spiegels der Decke ausschließlich aus den Mitteln der Malerei bestritt, die Aufgabe also, statt sie sich nach Möglichkeit zu erleichtern, aufs äußerste erschwerte, ist der erste kennzeichnende Zug, der das Durchbrechen einer Natur ankündigt, die im Laufe der ungeheuren Arbeit immer scharfer hervortreten sollte. Wenn er schon malen mußte, dann wollte er das ganze Werk einheitlich mit dem Pinsel in der Hand bezwingen. Diese Rohstoffgerechtigkeit, die der Erfüllung des Zweckes der Ausstattung rein handwerklich vorausging, muß zunächst einmal hervorgehoben werden.

Dann aber folgt die bahnbrechende Tat selbst, die Decke als Baugerüst so aufzurichten, als wenn durch die Gewölbeöffnungen der Himmel sichtbar würde. Zugleich brach im Atlantiker doch wieder der Gotiker durch, der im Juliusgrabe noch Kräfte (Glieder) wirksam empfand, wo die Renaissancemeister längst nur noch Verkleidung mit antiken Gestalten vor sich sahen. Michelangelo brachte den Aufbau des Juliusgrabes an die sirtinische Decke, jene neue barocke Gotik, in der Menschenleiber das Lastende, Tragende und Spannende der Bauglieder versinnbildlichen; nur kam er dabei kennzeichnend nicht von dem waagrecht verkröpfenden Gebälk der römischen Architektur los. Auch an der Decke stellt dieses Gebälk über den älteren gotischen Stichkappen den Rahmen des mittleren, den Spiegel füllenden Feldes dar, seine Pfeiler bilden die auf den Stichkappen aufstehenden Doppelbogen, die die Decke in nordischer Art quer nach Gurt und Joch teilen. Das Zusammenfassen von je zwei Pfeilerpaaren zu einem Gurtbogen ist die entscheidende Tat. Daß Michelangelo diese Gurten in jedem einzelnen von den fünf Fällen als Wirklichkeit vor sich sah und nicht das Ganze zu jener perspektivischen Spielerei ausnützte wie später sein Afterkönner, der Jesuit Andrea del Pozzo, das eben zeigt den großen Kraftmenschen, der die Höhe hat, einer nabeliegenden Klügelei und Künstelei aus dem Wege zu gehen. Die Griechen der guten Zeit vor Alexander haben ähnlich Perspektive (und Anatomie) abgelehnt.

Die Decke gibt in ihrem Aufbau, derb geradezu, aber ebenso ehrlich, den Kampf des Urschöpferischen mit den biblischen Begebenheiten der unteren Wände wieder. Auf den Spitzbogen über den Fenstern erhebt sich die kühnste Durchsetzung des Gurt- und Joch-Gedankens mit menschlicher Gestalt, die jemals einer der nordischen Münsterbauten aufzuweisen hatte. Von den Puttenpaaren, die die Verkröpfungen des Gebälkes tragen, über die freie Endigung der aufstrebenden Kräfte in den sogenannten Sklaven quillt und überquillt alles von Menschenleibern, die nur in den großen Sitzgestalten der Sibyllen und Propheten einigermaßen im Sinne der Gewächse an den gotischen Kathedralen des Nordens durch den Faltenwurf gebändig werden. Ich erwähne zuerst diese dem Moses zu vergleichenden Gestalten von brütenden Denkern und zum Schluß nur kurz die nackten Jünglinge, die zu viert in den Gurtbogen eine Mitte umfassen; in der

Hauptsache aber sind es die Füllungen dieser Gurten zusammen mit den entscheidenden Schöpfungsbildern in den offenen Jochen, die mich beschäftigen, dazu die übermenschliche Arbeit als Ganzes, die der Darstellung der Schöpferkraft in den einzelnen Bildern den Weg bahnt. Man denke: Wie stellt sich ein echter Atlantiker die Schöpfungsgeschichte vor? Michelangelo reißt die Überlieferung nahezu in Fetzen.

Wie hart Michelangelo, der vom Juliusgrabe herkam, mit der neuen Aufgabe, Bauformen und solche der Bildnerei zu malen — denn Malerei in landschaftlicher Wirklichkeit lag völlig außerhalb seiner atlantischen Eigenart — rang, das zeigt der erste Versuch, den er macht, eines der großen Jochfelder zu füllen, die Sintflut. Sie ist als Fernbild völlig mißglückt, aber gerade an ihrer Unzahl kleiner Menschenstandbilder in der Art des Juliusgrabes kann man ermessen, welche übermenschliche Kraftanstrengung es Michelangelo kostete, seine in der Gestaltung der einzelnen Menschen oder ihrer Gruppen unerschöpflichen Einbildungskraft Halt zu gebieten und das zu tun, was die Decke forderte, nämlich den Eindruck in möglichst wenigen Gestalten für den Fernblick wirksam zu sammeln. Dieser Läuterungsvorgang im Sinne der fortschreitenden Erkenntnis ist nicht nachträglich irgendwie überkleistert, sondern liegt in seiner bei Übernahme der Arbeit zur Schwäche gewordenen Stärke deutlich und überzeugend vor uns.

Um zu erkennen, woher zunächst die Füllung der lotrechten Zwickel an der Decke stammt, muß man die Kanzeln der Pisani, insbesondere die des ersten Bahnbrechers gotischer Gesinnung im Gebiete der Bildnerei, die des Giovanni Pisano, heranziehen. Wer die sirtinischen Propheten und Sibyllen mit den mächtigen Ausdrucksgestalten des Frühgotikers vergleicht, dürfte empfinden, wie sehr Michelangelo diese Leitgestalten samt den sie begleitenden Knaben veräußerlichen mußte, um eine großzügige Fernwirkung zu erzielen. Stellt man den ausgesprochenen Bahnbrecher nordischer Bildnerei mit dem „Vater des Barock“ zusammen, dann wird beim Vergleich der einzelnen Ausdrucksgestalten erst deutlich, wie nahe verwandt zwar Gotik und Barock im Norden werden können und um wieviel innerlicher und ergreifender aber die ursprüngliche Tat des Gotikers war. Ich will darauf hier nicht weiter eingehen.

Jetzt erst beginnen wir da, wo die gegenständliche Reihe über dem Altar einsetzt, mit der Schöpfungsgeschichte. Wenn sich im ersten Bilde der Schöpfer wie eine Schraube in die Wolken bohrt, so kann das schwerlich, wie Condivi deutete, der Genesis entsprechend, die Tat des ersten Schöpfungstages, die Trennung von Licht und Finsternis, bedeuten; dargestellt ist vielmehr die Gottheit, die, aus dem nächtlich Unbegrenzten hervordringend, sich selbst dem Formlosen entringt und es entwirrt, so deutet Justi richtig (mit Montegut). Ist diese Vorstellung eine, die aus der Auffassung der Zeit des Meisters erklärbar ist? Man wird ja darüber gewiß noch, wie über Dürers Melancholie, Bücher schreiben, aber schließlich doch wohl wie dort (vgl. mein „Dürer und der nordische Schicksalshain“) daraufkommen, daß da etwas aus Michelangelo hervorbricht, das weit außerhalb des Rahmens seiner Zeit und Umgebung liegt und Michelangelo auf Wegen zeigt, die inzwischen zwar durch die Wissenschaft begreiflich gemacht wurden, von denen wir aber noch immer kaum ahnen, daß sie die altnordischen sind. Allwäter selbst steht danach am Anfang alles Weltgeschehens, er wird durch schöpferische Drehung die zeugende Kraft im Weltall. Michelangelo hat mit dieser Fassung so auffallend jene Wege nach dem Norden zurückgefunden, die einst durch die Bibel verlegt worden waren, daß wir wie vor einem Wunder stehen und es erst der im Wege der Nordforschung freigemachten Einsicht bedurfte, um das kreisende All als Grundlage urnordischen Denkens wiederzufinden. Man lese die Aufsätze von Schliephak in „Klingendes Deutschland“, IX, 1929, S. 59 f.⁴². Woher, wenn nicht, wie Dürer, aus seiner eigensten innersten Nordnatur, hat Michelangelo diese Ahnung, die bisher niemand, von welchem Kunstkreis auch immer zurückblickend, sah und die erst heute klar wird durch die von Tag zu Tag wachsende Erkenntnis eines hochentwickelten, alle übrigen Völker maßgebend beeinflussenden Geistesgutes des hohen Nordens, Jahrzehntausende vor Christus. Der jüdisch-alexandrinischen Verdunkelung entkleidet, im nordischen Ursinne, der zugleich Michelangelos Vorstellung trifft, lautete es da: „Am Anfange war die fortschreitende Bewegung.“

⁴² Dazu meine „Asiatische Miniaturenmalerei“, S. 103.

Bedenkt man, daß dieses erste Bild gerade über dem Altar der Sirtinischen Kapelle den besinnungslos einem ungeheuren Kraftaufwande hingegebenen Schöpfer darstellt, dann wird erst klar, was diese Leistung eigentlich bedeutet: für den Kenner nordischer Glaubenswelt ein Wahrzeichen, aufgerichtet an der augenfälligsten Stätte der katholischen Christenheit: eine Darstellung der Drehung der Weltachse, wie sie hier durch den Schöpfer selbst, sonst durch Drachen vollzogen wird⁴³.

War das erste Bild Michelangelos in der Sirtina schon überraschend kühn in der heftigen Bewegung, die es da dem Schöpfer zumutet, so wird im zweiten Bilde womöglich noch dessen Arbeitsleistung überboten durch den im Galopp davonjagenden Kraftmenschen, der die hohe Würde, mit der er rechts heranschwebt, um den Gestirnen ihren Platz anzuweisen, völlig vergessen macht. So dürfte Michelangelo selbst dreingefahren sein, als ihm der Auftrag für das Juliusgrab wurde und er nun Marmor zu wälzen begann oder sich an der Decke in eine ganz neue Richtung einleben mußte. Willenskraft, aus einer übermenschlichen Vollnatur geboren, ist hier am Werk, das gerade Gegenteil dessen, was in der Zeit Michelangelos hochkam: Willensmacht, die sich sorgfältig hütet, jemals zu vergessen, daß zu ihrem Amt vor allem die Wahrung jenes äußerlich Ruhigen, Vornehmen gehört, das Wölfflins „Klassische Kunst“ hätte herausarbeiten sollen. Wie sich der Schöpfer bei Michelangelo benimmt, das ist weder im Corteggiano noch bei Macchiavelli zu lesen. Vielmehr deutet Michelangelo in einzig dastehender Eindringlichkeit das Anheben jener „Zeit“ an, die man zählt: aus dem Grauen eines Unendlich-Mathematischen reißt ein Übermensch einen Setzen heraus, den wir seither nach Jahren, Monaten und Tagen zu begreifen suchen und darüber ganz vergessen, daß die Welt an sich zeit- und raumlos ist, jedenfalls weit über die Begriffe der „Geschichte“ hinausgeht. Das Bild ist alles eher als im Geiste der Zeit des Meisters geschaffen.

⁴³ Als eindrucksvollstes Beispiel nenne ich die Darstellung des Berges Meru auf dem Tamamushischrein im Horijuschitempel zu Nara (um 700), worauf der Berg als Weltachse im Angesichte von Sonne und Mond durch die Drachen an seinem Fuße um die Achse gedreht wird. (Dazu mein Asienwerk, S. 677, oder „Kasse“, I, 1934, Taf. XXXVIII, 8).

Ob Michelangelo alles das, was in solchen Schöpfungsbildern steckt, aus sich heraus genommen oder (wie bei Dürer, durch Jakob Böhme bestätigt) irgendwelche verirrte Klänge altnordischer Überlieferung an sein Ohr gedungen seien, wer kann das heute noch oder schon sagen? Erst muß nur die Tatsache an sich hervorgehoben werden. In Michelangelos Vollnatur dürfte das nordische Geblüt an sich schöpferisch drängen und es gar nicht erst irgendeiner äußeren Anregung bedürfen, um aus seinem einsamen Sinnen — man denke an den Pensieroso und einzelne der Propheten und Sibyllen — heraus zu ergrübeln, was in seinem innersten Wesen zur Ausgrabung bereit lag. Solche Schätze haben die Künstler, in denen die sogenannte Gotik ausbrandete, mehrfach ans Licht gezogen, gerade solche Jüge sind es, die ihre Größe ausmachen (Dante). Ohne die befreiende Tat der Gotik wäre das alles vergraben geblieben. Wer daher zwischen diese Großen und die „Gotik“ ein anderes geschichtliches Gelenk, die Renaissance, einschleibt, der macht Gestalt und Form zur Hauptsache in der Kunstentwicklung und übersieht das Übergeordnete der Bedeutung, den seelischen Gehalt.

War dem übermenschlichen Zerreißen des zäh Unbeweglichen im zweiten Bilde stürmische Bewegung gefolgt, so tritt im dritten Ruhe ein: Allwater schwebt über den Wassern. Die in Wolken daherssegelnde Begleitung ist behaglich eingeschmiegt in den Mantel, ein wohlwollender Greis hebt segnend die Arme. Bewegung liegt nur noch in der Anordnung der Masse links mit der nach rechts in das rahmende Rechteck fahrenden Hand.

Menschliches Maß wird eigentlich erst in der Erschaffung des Adam in die Schöpfungsgeschichte eingeführt. Aber auch da noch tut es not, die Geisteswissenschaften auf den Maßstab eines Michelangelo aufmerksam zu machen, besonders wenn einer ihrer Wortführer, O. Spengler, in seinem „Der Mensch und die Technik“ einen Beitrag zu einer Philosophie des Lebens zu liefern versucht, der den Menschen ganz einseitig als Raubtier hinzustellen wagt. Gewiß, Macht und Besitz haben ihn wieder dazu gemacht. Das unbeseelte Stück Vieh, das bei Michelangelo auf der Erde liegt, zu träge und viel zu stumpfsinnig, um sich wegen irgendeiner Erscheinung aufzurichten. Völlig gleichgültig gegen seine Umgebung, ruht er auf einem Stück Erden-

rund. Dem ausgesprochenen Südmenschen, wie er ursprünglich war, wird aus dem Weltraume durch den schöpferischen Funken Geist und Seele nahegebracht: Die Ahnung seiner zukünftigen Innenwelt wird ihm so erschütternd aus dem All selbst zugetragen. Michelangelo weiß besser als wir heute noch, was die Beseelung an sich bedeutet.

Der Schöpfer erscheint behaglich in einem von Knaben belebten Mantelbausch herangeweht, sein Arm ruht lässig auf den Schultern der Jungfrau (K. S. Meyer), die fast erschrocken ihrem Schicksal entgegenblickt. Die auf dem blauen Himmelsgrunde einander gegenüberstehenden Hände und die sich nähernden Finger ergänzen das an sich großartige Weltraumbild so sehr im Sinne der heutigen Zeit, daß man deutlich empfindet, Michelangelo überschreite darin weit den Geist seiner eigenen Zeit. Nicht Astronomie und die Vorstellung des elektrischen Funkens sind für ihn Erreger der auffcheinenden Vorstellungswelt, sondern tiefere Wurzeln, die in dem Meister selbst liegen und nach Ausdruck ringen.

In der Art, wie Michelangelo die Bestellung des Papstes für die Decke ausführt, läßt sich ein ähnlicher Vorgang beobachten, wie ihn Dürer beim Übergang vom ersten Entwurf des Landauer-Altars in Chantilly von 1508, zum ausgeführten Beginn des Jüngsten Gerichtes von 1511 in Wien (vgl. mein „Dürer und der nordische Schicksals-hain“) anwendet: Jeder der beiden Meister findet während der Ausführung selbst aus dem tiefsten Kern seiner Natur heraus einen Weg, um den Besteller zu befriedigen und doch dem Drängen des eigenen Blutes gerecht zu bleiben. Dürers Beginn des Jüngsten Gerichtes bei Anbruch der Morgenröte, von 1511, ist etwas anderes als der Welt-raumentwurf von 1508, und so ist auch der Anfang der Eingangsfresken von der Sintflut bis zur Erschaffung der Eva etwas anderes als die eigentliche Schöpfungsgeschichte vor dem Altare. Die drei Bilder der Welterschöpfung verkörpern außerhalb aller Überlieferung eine Anschauung, die erschütternd wirkt, weil sie (ähnlich wie bei Dürer) etwas als in Michelangelo fortlebend ahnen läßt, das längst versunken schien: die Welt des Nordischen. Michelangelo findet aus dem Alltag des Geistes seiner Zeit heraus den Weg zu jener All- und Weltraumeinstellung, die von allem Anfang an das Kennzeichen nordischer Gesinnung war und dem Kunstforscher heute noch von Iran

aus greifbar wird in jenen heiligen Landschaften, dem Hvarnah und Paradies, das, wie ich in meiner „Asiatischen Miniaturenmalerei“ zu zeigen suchte, vom Avesta aus überallhin Verbreitung fand. Das Atlantische geht andere Wege.

Was bei Michelangelo als nordisch erscheint, das ist unter anderem auch sein Verhalten der Landschaft gegenüber. Sie besteht für ihn als Weltenraum von unendlicher Weite und Ferne; ist er gezwungen, sie nahe als unmittelbare Umgebung zu geben, wie in den Paradiesesbildern, so fehlt ihr jede nähere, nüchterne Naturwirklichkeit oder gar üppige Ausgestaltung; sie bleibt fern und unnahbar schroff, aus Felsen und halbvertrockneten Bäumen gebildet. Das entspricht der Vorstellung vom naturfernen Schicksalshain. Michelangelo ist Nordmensch, aber von anderer Färbung als Dürer. In meinem „Dürer und der nordische Schicksalshain“ habe ich gezeigt, wie Dürer aus tiefster Seele jenes Indogermanische empfand, das schon die Blüte christlicher Kunst im Norden, die Gotik, wieder lebendig gemacht hatte, reinste Glaubensinnigkeit, die nicht nach Macht strebt. Dieser Selbstlosigkeit steht Michelangelo mit einem ausgesprochenen Machtwillen gegenüber, der alles vor sich niederwirft. Das ist der Atlantiker, der, in Urzeiten vom Norden kommend, am Mittelmeere die Gelegenheit fand, seine Wikingerkraft voll ausleben zu lassen. Das Jahrzehntausend, das zwischen diesem atlantischen Geschehen und Michelangelo liegt, hat dem Blute nichts genommen von seiner schöpferischen Urkraft, wenigstens nicht in einem einzelnen Großen.

Michelangelo gibt die Beseelung nach der Auffassung der Macht als eine von Gott ausgehende Offenbarung, die Annäherung der Finger ist dafür das Sinnbild; der Atlantiker, der diese Machtgesinnung im Mittelmeerkreise geschaffen hat, läßt also den Machtwillen die Tat der Beseelung vollziehen. Der Indogermane denkt darüber ganz anders, für ihn ist der Mensch selbst Schöpfer der Seele. Die vor sich hinbrütende Gestalt, auf einem Felsen sitzend, den Kopf in die Hand, den Arm auf das Knie gestützt (Waltergestalt), ist dafür der Ausdruck⁴⁴. Michelangelo geht um diese Leitgestalt des ursprünglich Nordischen in den Propheten und Sibyllen tastend herum.

⁴⁴ Vgl. darüber „Wille zum Reich“, XI, 1936, S. 218.

Nordisch ist auch die ewige Jugend in den sogenannten Sklaven, die alle Bilder der Decke in den diagonalen Ecken rahmen und auf die menschengefüllten Zwickel überleiten. Das ist ganz allein wie in der Cascinafehacht und der Sintflut jener Michelangelo, der Menschen erschafft; der richtige Nordmensch immerhin insofern, als er das vorbandene Werk des Schöpfers nicht hinnimmt, sondern fortsetzt, selbst zum Schöpfer wird. Das ist ganz gegen den Geist des bestellenden Papsttums, und es ehrt das kirchliche Rom, daß die Decke bis heute nicht heruntergeschlagen wurde, lediglich im Jüngsten Gericht wurden der Nacktheit Gewänder vorgeblendet, die übrigens jetzt wieder entfernt werden sollen.

Überlegen wir, um einen Michelangelo zu verstehen, vorbereitend die Schicksale von Hellas und Rom. Ein nordisches Volk, die Griechen mit ihrer Holzbaukunst, gerät unter den Einfluß des südlichen Steinbaues und übernimmt am Mittelmeere die Menschengestalt als Ausdrucksmittel seines völkischen Glaubens. Künstler reinsten Geblütes führen in folgerichtiger Entwicklung zur höchsten Blüte. Mit Alexander aber beginnt die Zersetzung durch eine volksfremde Gesinnung, die griechische Kunst wird zum Kleide jener Gewaltmacht, die am Mittelmeere zu Hause ist, eine rauschende Aufmachung, die wilde Leidenschaften entfacht, steigert alle Werte mit Ausnahme des entscheidenden seelischen Gehaltes selbst, der immer mehr verkümmert, bis zur äußersten Grenze dessen, was aus der äußerlichen Vereinigung von altem Orient und Hellas, Gewaltmacht und nordischem Volkstum hervorgehen konnte, dem antiken Barock; der jeweilige örtliche Einschlag war dabei nicht unbedeutend. Auf italienischem Boden zeigt sich im Bauen eine nüchtern-zweckmäßige Kunst, die atlantischen Wölbungsbau (Pantheon) mit vorgeblendeter iranisch-griechischer Säulenausstattung zu verbinden weiß; in der Darstellung tritt das naturgetreue Bildnis im Verein mit der Amtstracht in den Vordergrund. Griechen und Asiaten bestimmen den Gang der Kunst Roms. Italien unterliegt geistig den orientalischen Kulturen und in der Form immer mehr dem Persischen. Das „Mittelalter“ findet dann die Halbinsel ohne drängende Keime; der kräftig von germanischem Blute durchpulste Norden gelangt mit der Völkerwanderung schaffend ans Werk. Die Rolle des Mittelmeerkreises und Roms als treibende Kräfte der

künstlerischen Entwicklung scheint ausgespielt. Erst Kaiser Karl hat beide im Abendlande wieder zum Leben erweckt.

Da dringen immer neue, diesmal geistige Kräfte aus dem Norden bis nach Süditalien vor, die seit einem Jahrtausend ausgesaugte Volkskraft beginnt sich zu heben. Hatte der Norden bisher germanische Bluteinschläge — und Kunst — gebracht, so fangen jetzt die antiken Reste zu wirken an, und es erhebt ein Wettstreit verstandesmäßigen Suchens, der schließlich um 1500 in großen Persönlichkeiten in die Tiefe schlägt und Führer wie Leonardo oder Giorgione zeitigt. Einer erreicht in der Bildnerei, was kein Römer zu leisten imstande war: eine aus dem Boden (Carrara) und aus dem Griechischen und Gotischen zum Atlantischen sich emporringende Neugeburt: Michelangelo. Ich kann ihn nicht in seiner Zeit unterbringen, muß ihn an das Ende der ganzen großen nordischen Bewegung setzen, die mit Hellas, Iran und Gotik immer wieder emporkommt. Aber er ist von anderer Art, eine zeitlose Größe, gibt der menschlichen Gestalt eine Ausdruckskraft, übermenschlich geradezu alle Mächte niederringend, die sich ihm entgegenstellen. Was das Pantheon im Bauen, ist Michelangelo meines Erachtens im Bilden: eine atlantische, schwer ringende Nordkraft; aber noch vor seinem Lebensende weiß die päpstliche Macht ihn in ihrem Sinne umzuwerten. Was er im Dienste der Gegenreformation für die Peterskirche und das Altarwandbild der Sixtinischen Kapelle leistet, gehört in diese Richtung. Ich bin darauf schon in meinen „Spuren indogermanischen Glaubens“ eingegangen. Hier sei nur auf seine Höchstleistung im nordischen Sinne verwiesen, die Medici-gräber.

Diese Grabmäler mögen in den liegenden Gestalten als Tageszeiten (Nacht) begonnen worden sein; während der Arbeit aber wurden sie jedenfalls zu Bekenntnissen der Seele des Michelangelo selbst, gesteigert im Grabmal des Lorenzo, *il penseroso*, dessen Begleitgestalten unten aufgelegt bei völliger Ruhe doch die bohrenden Qualen nordischer Schwermut widerspiegeln. Dies nachzuweisen, muß ausgegangen werden von der rein formalen Zusammenordnung von Sitz- und Liegegestalten in und vor einer architektonisch gegliederten Wand. Daß sich die Dinge wieder erst im Augenblicke der Ausführung bei Michelangelo klären — wie Dürer erst im letzten Augenblicke das

entscheidende Morgenrot und sich selbst in das Wiener Bild brachte —, beweisen die Handzeichnungen, von denen keine mit der endgültigen Fassung übereinstimmt. Besonders die liegenden Gestalten wurden erst im ausgeführten Denkmal zu dem, was sie dann blieben. Zug scheint in die Sache besonders eine formale Angelegenheit gebracht zu haben, die naheliegende Nötigung, die in jeder der beiden Sitzgestalten zusammenlaufenden Schrägen seelisch zu Teilgliedern des Wesens dieser überragenden Mittelgestalt zu machen. Das bahnt sich schon am Giuliano Grab an und wird im Lorenzo Grab völlig klar und überzeugend. Michelangelo wächst während der Ausführung derart in die Idee des Ganzen hinein, daß sie überwältigend Größe und Einheit gewinnt. Er gestaltet aus den ursprünglich beabsichtigten Allegorien der Zeit Sinnbilder seines eigenen schwerblütig-atlantischen Wesens. Wir beobachten also an den Medici Gräbern einen ähnlichen Umschwung wie an der sirtinischen Decke und den Jugendwerken, nur liegt die bahnbrechende Tat hier nicht so sehr in Bau- und gegenständlichen Gedanken, die mit dem Übergange von der Nah- zur Fernsicht verknüpft sind, sondern rein auf seelischem Gebiete, indem der humanistische Gedanke einer schalen Allegorie überwunden wird und Michelangelo selbstvergessen Sinnbilder seines eigenen Wesens schuf, das unter Schmerzen schöpferisch gestaltet.

Aber nicht genug damit. Für uns, die wir die Dinge vom Nordstandpunkte betrachten, sind die Medici Gräber des Michelangelo kennzeichnend auch darin, daß sie in den beiden Hauptgestalten, dem Sinnenden und dem Krieger, die beiden tiefsten Wurzeln des Nordwesens überhaupt offenkundig nebeneinander zeigen; ich wage nicht, aus ihnen heraus auch die Deutung der Liegegestalten neuerdings zu versuchen, es sei denn, daß der eine das Ganze schaffende große Künstler selbst sich in seiner Zerrissenheit und inneren Qual seelisch viermal vorführt. Wie auch immer die gegenständliche Anregung oder Forderung von seiten der Besteller gelautet haben mag, Michelangelo folgt seiner eigensten Natur, die hier in den Wurzeln tief unter Lage, Boden und Blut der eigenen Zeit und Heimat zurückgreift: Der Nordmensch steht rein in seinen schweren Gemütskämpfen vor uns. So brähe beim atlantischen Gewaltmenschen schließlich doch noch einmal der indogermanische Norden durch.

Ich habe vorstehend Gewicht darauf gelegt, das Atlantische, das ich in seiner Machtausbildung in einem eigenen Werke, „Europas Machtkunst im Rahmen des Erdkreises“, behandle, zunächst in der Gestalt eines Einzelnen, Großen, des Michelangelo, anschaulich vorzuführen: der Forscher ist vorläufig auf solches Herausarbeiten der urtümlichen Menschennatur auf den stärksten Zeugen der Spätzeit angewiesen. Ähnlich konnte ich Dürer für das Indogermanische voranstellen. Hoffen wir, daß es mir gelingt, wie mit den „Spuren“ den Indogermanen, so mit „Europas Machtkunst“ den Atlantikern den Weg in die Kunstgeschichte zu ebnen. Vorläufig dürfte dem Leser vorstehend ein Bild davon entstanden sein, wie es in der Forschung über eine einzige Lebenswesenheit, die Bildende Kunst, nach neuen Gesichtspunkten der Beobachtung und des Vergleiches drängt und man versucht sein kann, in einem Großen der Spätzeit herauszuarbeiten, was vom Werden der Menschheit der Rasse nach wenigstens im Westen nordisch ist: ein steter Kampf zwischen atlantischem Machtgeist und indogermanischem Gefühl, so daß als Grundzug in den Kunstwerken eine tiefe Schwermut zutage tritt. Ich wollte an dem Beispiele Michelangelos zeigen, wie in einem Großen die unbewußt treibenden Kräfte seiner Zeit, bei Michelangelo die griechisch-römischen Vorbilder seiner Umgebung und die nachwirkende Kraft der Gotik auf italienischem Boden, sein Werden bestimmen, bis er schließlich ganz dem Uerbe seines eigenen Blutes, im gegebenen Falle der Wucht eines bleiernen Machtwillens, wie ihn meines Erachtens nur der Atlantiker aufbringt, verfällt. Das abgrundtief Versunkene in den vier liegenden Gestalten der Medicigräber zeigt sein unbändiges Ringen, das nur in der Bewältigung ganzer Berge in den Marmorbrüchen von Carrara Befriedigung hatte finden können. Er zieht seelisch alle Krallen ein. Von diesem einen Beispiel aus öffnet sich dem Forscher ein Blick in die Vergangenheit der Atlantiker: daß etwas so urgewaltig Gedrücktes zustande kommen konnte, läßt ahnen, was da alles gewollt worden sein muß, bevor der Wille eines Michelangelo im letzten Ausklänge noch einmal in vergeblicher Krafteranstrengung verströmt.

Ich habe mich zuletzt mit den den Deutschen entgegengesetzten Völkerströmungen des Nordens, wie den Amerasiaten und Atlantikern, beschäftigt. Nun erst wende ich mich zu jener Gruppe, die den Deut-

schen und Germanen Führer sein soll, den sogenannten Indogermanen oder Indoeuropäern. Wir suchten von der Darstellung der Sumerer-
könige aus einen Einblick in die Seele der Amerasiaten, von Michel-
angelo aus in jene der Atlantiker zu gewinnen. Entscheidend bleibt für
uns unsere eigene, die Seele der Indogermanen, Germanen und
Deutschen.

Zum Schluß eine Betrachtung, die zu den folgenden Abschnitten
überleiten soll. Es besteht die Gefahr, daß der Mensch durch die Ur-
gewalt der Natur selbst, wie sie zum Beispiel Goethe in seiner be-
kannten Dichtung „Die Natur“ beschreibt, aus aller Ordnung gerät,
so daß er die Dämme des Gewissens sowohl wie die des Willens
bricht; dann ist es doch nur die Seele allein, die ihm die Kraft gibt,
für sein innerstes Wesen ohne weitere Hilfe wieder die entsprechende
Ausdrucksform zu finden und seinen Willen danach einzurichten.
Michelangelo zeigt die atlantische Art, solche Kämpfe zu tragen. Die
indogermanische sieht anders aus.

7. Die Hochwertigkeit des Lebens, von der indogermanischen Kunst aus gesehen

Es gibt etwas, das wir in der Bildenden Kunst als „Qualität“ bezeichnen; jeder Fachmann, ob Künstler, Gelehrter, Sammler oder Museumsmensch, kennt das Schlagwort. Ich übersetze es mit Hochwertigkeit. Gerade von der Bildenden Kunst aus, beziehungsweise der Forschung über sie, bin ich zu Erkenntnissen gelangt, bei deren Darlegung ich davon ausgehe, daß viele gewohnt seien, die Dinge noch immer so anzusehen, als wenn eine um Hof, Kirche und Schriftgelehrtentum gruppierte Gesellschaft das große Wort führte und Kunst nur für die oberen Zehntausend da wäre, also etwa einer Gewaltmacht von Gottes Gnaden zu dienen hätte und sich nur hie und da nebenbei einen Ausflug in das Volkstümliche erlauben dürfte. Die Zeiten haben sich seit den neunziger Jahren gründlich geändert, zunächst freilich nur in der Bildenden Kunst selbst. Denken wir an die Versuchswege, die z. B. die Wiener Sezession mit Otto Wagner, Klimt und Josef Hofmann an der Spitze eingeschlagen hatte. Die Kunstgeschichte ist ihnen gefolgt, hat heute die Geschichte des Impressionismus, morgen die des Expressionismus geschrieben, dann wieder dem Futurismus und Dadaismus Vorschub geleistet und ganz vergessen, meinen Mahnungen zur Einkehr zu folgen⁴⁵. Ich fürchte, ich habe zu tauben Ohren gepredigt, als ich eine Behandlung der Kunst empfahl, die sich nicht so sehr auf die von den Historikern in den Vordergrund gestellten Machtkreise als auf das Deutschtum zu stützen

⁴⁵ Vgl. meinen Überblick in „Das Jahr 1913“, hgg. v. Sarason, S. 480 f., und die zweite Auflage 1923 von „Die Bildende Kunst der Gegenwart“. Dazu ein Vortrag im Vereine der Museumsfreunde in Wien vom 8. März 1937: „Österreichs Kunstgeschichte in neuer Einstellung“.

hätte⁴⁶. Vielleicht hatte ich einigen Erfolg in der Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung in Wien, als deren Vorstand ich mich bemühte, die Vortragenden auf die nötige Neueinstellung aufmerksam zu machen. Man sehe daraufhin unsere Bände „Die Bildende Kunst in Österreich“ durch. Ich habe mich wenigstens in den Schlusszusammenfassungen der einzelnen Bände immer wieder bemüht, die neue Fahne zu erheben. Was also ist das Neue, für das ich eintrete, beziehungsweise längst eintrat, bevor noch unser Ostalpen- und Sudetenland dem Reiche angeschlossen wurde und die volksdeutsche Bewegung uns alle endgültig mit fortriß?

Wir geistigen Arbeiter sollen als eine Art von Arzt das kranke geistige Leben der Gegenwart nicht nur bloßlegen, sondern womöglich auch die nötigen Mittel zur Heilung angeben, unsereiner würde sagen: rein sachlich dazu Stellung nehmen. Gibt es in unserer zerrissenen Zeit noch ein Heil, etwa ein Lied des Lebens, dem der deutsche Mensch in seiner Sehnsucht nach Hochwertigkeit lauschen könnte? Was ist das überhaupt, das Lied des Lebens, und wo wird es heute noch gesungen? Daß dergleichen Fragestellungen gelegentlich jeden einzelnen einmal berühren, ist hoffentlich noch nicht wegzuleugnen, es handelt sich nur darum, ob das Volkstum, nicht nur die Gesellschaft, oder wenigstens die Künstler und Forscher auf Hochwertigkeit achten und sie als Leitstern des Verhaltens anerkennen. Von Staaten, Kirchen, den Geisteswissenschaften voran, will ich dabei gar nicht reden, sie haben heute anderes zu tun, als sich darum zu kümmern. Wer etwas dazu sagt, wird als Träumer verschrien, als Gelehrter nicht anerkannt. Tatsachen! Vor lauter Tatsachen sehen wir nicht mehr, worauf es eigentlich ankommt. Ich denke an die Zeit nach dem Kriege.

Ja, aber was heißt nun eigentlich Hochwertigkeit? Ein Maßstab, der das Leben im höheren Sinne wert macht? Etwa in dem Sinne, wie wir geistigen Arbeiter es alle dem Leben von heute gegenüber empfinden: daß Technik und Sport allein, wie die Politik, wenn auch im Augenblick notwendig, auf die Dauer nicht befriedigen können, sich eines Tages totlaufen müssen und dann ohne Vorbereitung

⁴⁶ „Volkunst, nicht Machtkunst, Grundlage von Forschung und Museum der Bildenden Kunst“, Germanien, IX, 1937, S. 99f.

kein hochwertiger Einsatz geboten werden kann? Was sollen wir also tun, um, wenn die Ermüdung eintritt, das Erarbeitete in derart ausdrucksvolle Form bringen zu können, daß man doch vielleicht den Wert solcher Fragestellung heute schon anerkennt. Wir haben in der Bildenden Kunst bisher „Qualität“ mit Vorliebe in Form und Farbe gesucht, die Ästhetik ist da geradezu mit Gesetzen vorgegangen, nach denen womöglich Kunstgeschichte geschrieben und Kunstschulen aufgerichtet wurden. In der wissenschaftlichen Kunstgeschichte selbst glaubten einige gar nur mit den Fragen der Form auf tragfähigem Tatsachenboden bleiben zu können. L'art pour l'art war die entsprechende Zeitströmung. Nun aber melden sich, sobald über Hochwertigkeit gesprochen wird, die seelischen Werte zu Wort. Ich z. B. sage, die Form sei nur dann nicht Macht, Manier oder Mode, wenn sie als Ausdrucksmittel eines seelischen Gehaltes gebraucht wird. Danach wäre also nicht die Form, sondern erst recht der seelische Gehalt das, worauf es in der Bildenden Kunst ankommt. Alle meine Bücher, von der „Krisis der Geisteswissenschaften“, 1923, an, dann „Forschung und Erziehung“, 1928 (auch französisch), endlich „Geistige Umkehr“, 1938, spitzen sich darauf zu. Für das Leben selbst gilt nichts anderes als für die Bildende Kunst. Wir bekommen nur vielleicht von dieser einen Lebenswesenheit aus augenscheinlich die früheste Kunde.

Das kostbarste Gut des Menschen ist danach seine zum verantwortlichen Selbstbewußtsein gereifte Seele. Möglich, daß Sport, Technik, ja selbst einige der rein geistigen Lebenswesenheiten unter der bisher üblichen Einstellung auf Macht und Besitz, auf diese Erkenntnis kein ausschlaggebendes Gewicht legen; sobald aber jemand, wie ich z. B., in der Forschung über Bildende Kunst dem schöpferischen Urwesen des Menschen nachgeht, muß er gegen alle übliche Einstellung ganz von selbst auf die Seele als Wurzel alles höheren Menschentums kommen. Glaube, Recht, Sitte, Brauch usw. leiten diesen Weg, sind aber keineswegs in der gleichen glücklichen Lage wie die Bildende Kunst. Ihre Denkmäler, als Zeugnisse seelischer Äußerungen der Menschheit, leiten so weit in Frühzeiten zurück, wie weder Literatur noch gar die Musik. Man wird sich deshalb vielleicht nicht wundern, wenn ein Forscher der Bildenden Kunst von

seinem Sache aus die Frage nach der Kunde von der Seele und damit der Hochwertigkeit des Lebens aufwirft, ohne viel danach zu fragen, was darüber von anderen Sachwissenschaften bereits erarbeitet sein mag. Um zu solchen Fragestellungen zu kommen, muß man freilich im Sache selbst vergleichend und planmäßig selbständig arbeiten gelernt haben, sich nicht einfach mit dem historisch-philologischen Nachweise einer geschichtlichen Tatsache zufrieden geben und die Ergebnisse in einem Lichte darstellen, das die auf diesem Wege erwiesenen Bestandtatsachen lediglich geschichtsphilosophisch ausdeutet. Man muß vielmehr damit rechnen, daß nach dem gewissenhaften Nachweise der Bestandtatsachen erst die eigentliche Forscherarbeit beginnt, die jede Philosophie, solange es sich um Verknüpfung der Bestandtatsachen als Wissenschaft handelt, ausschließt, also auf die Feststellung von Tatsachen höherer Art losgeht. Der lateinische Humanismus will das nicht verstehen. Es scheint mir daher doppelt Pflicht, den geistigen Arbeitern der Gegenwart von diesen Dingen zu sprechen und sie auf die umfassende Wichtigkeit der neuen Forschungsrichtungen für alles wissenschaftliche Denken sehr bestimmt aufmerksam zu machen. Nehmen wir ein Beispiel.

Anschaulicher Träger der Hochwertigkeit im Leben der Menschen kann der geringste Zug in Haltung oder Gebärde, ein einziger Blick oder ein Wort zur rechten Zeit, eine Tat oder auch ihr Vermeiden sein. Lebenswesenheiten, wie Glaube, Recht, Kunst usw., haben die Hochwertigkeit nicht gerade gepachtet, aber das darf man doch wohl sagen, daß sie in erster Reihe berufen sind, solche ernste Beobachtungen in breiter Schicht zu tätigen. Ich habe in meinen „Spuren“ unter „seelischer Gehalt“ gezeigt, wie das vom Norden aus geschieht, und werde in meinem „Europas Machtkunst im Rahmen des Erdkreises“ das Gegenstück dazu vorzuführen haben.

Es kommt z. B. darauf an, daß wir nicht nur die germanische Kunst der Völkerwanderung, sondern auch die der Gotik, nicht nur die altgriechische, sondern auch die altiranische Kunst kennen; dann erst können wir anfangen, über Wesen und Entwicklung der Hochwertigkeit bei ganzen Völkern nachzudenken. Bisher war das bei unserm eingefleischten Mittelmeerwahn einfach unmöglich. Man nahm den Mittelmeerkreis als die Wiege der geistigen Höhe und trug keine

Bedenken, auch die Griechen erst in diesem Mittelgürtel als zur seelischen Hochwertigkeit gelangt einzuschalten. Da setzt nun der Kunsthistoriker ein: der Eroberer von Hellas brachte seine Hochwertigkeit vom Norden mit und hat sie dem alten Orient, beziehungsweise dem Mittelmeerkreis entgegengestellt. Aus dieser Annahme entsteht eine ganz neue Sachlage, denn dann müssen wir ja die Wurzel da suchen, woher die Griechen kamen, ein Gebiet im Norden also.

Was wissen wir vom Norden? Bis vor kurzem waren es die alten Germanen, die auf ihren Bärenhäuten lagen und das Methorn kreisen ließen, die unsere Vorstellung vom Norden füllten. Inzwischen ist das anders geworden, wir schälen jetzt unsere Vorfäter aus dieser Verkleidung heraus und schreiben ihnen allerhand Verdienste zu. In der Bildenden Kunst z. B. einen ausgesprochenen Geschmack in der Anbringung von Tierat in Band- und Tiergeflechtem. Das Osebergsschiff hat mit seiner Kunstladung in Holz bahnbrechend in die ursprünglich von den allein erhaltenen Metallsachen begonnenen Arbeiten hineingeleuchtet. Neuerdings steigen Bedenken auf, ob das wirklich die Höhe dessen, was der europäische Norden geleistet hat, sein kann, ob wir nicht z. B. gerade vom Griechischen aus auf eine viel höhere Stufe zurückschließen müssen. Von einem solchen Norden aber wissen wir bisher nichts. Ist er auch wirklich nie dagewesen? Das Griechische liegt um ein Jahrtausend vor dem Germanischen. Sollte da nicht ein ganz anderer Norden als der germanische in Betracht kommen? Die Kunde antwortet darauf nicht.

Aufmerksam gemacht, finden wir aber, freilich nicht geschichtlich, wohl aber im Wege der neuen Forschungsverfahren, der vergleichenden Wesensbetrachtung und Entwicklungsklärung, Anhaltspunkte dafür, daß es neben dem Griechischen noch andere Kunstgebiete, in Iran z. B. und bei uns, den christlichen Germanen, die sogenannte Gotik gibt, die ähnlich auf einen solchen Norden hinweisen. Ich trete in die Untersuchung von seiten der Wesensbetrachtung, des Vergleiches der künstlerischen Werte ein und bitte von vornherein um Entschuldigung, wenn ich einiges wiederhole, was oben bereits gesagt ist.

Wesen. Das Wesen der Hochwertigkeit liegt darin, daß dabei Leben und Kunst mit Maßstäben gemessen werden, die nicht einfach

dem Alltag und dem herrschenden Zeitgeist entnommen sind, sondern mit dem Menschen als einem höheren, seelisch bestimmten, das heißt zeitlosen Lebewesen rechnen. Der Zeitgeist sollte vielmehr vergleichend gemessen werden, nicht nach der herrschenden Mode, sondern nach dem Verhältnisse zum beharrenden Geiste des Volkes selbst und erst recht zum Geiste der Natur; wir würden dann nicht so leicht das Zeitlose des Beharrenden über dem Flüchtigen aller Bewegung, besonders des Machtwillens, vergessen. Diese seelische Einstellung wurde bisher leider den Kirchen überlassen, als wenn die tiefste Sündgrube des Menschenwesens jemals durch Beamte (Priester) verwaltet werden könnte oder dürfte, soll sie frisch und frei über die Vergangenheit hinaus in der Gegenwart stehen und in die Zukunft weisen. Man beachte nur die Hinweise aus dem Gebiete der Bildenden Kunst. Kann man sagen, daß da jemals das Seelisch-Entscheidende anerkannt worden ist? Nach den Beobachtungen in der Bildenden Kunst des Erdkreises, aller Zeiten und Völker, scheint das Wesen eines im verantwortlichen Selbstbewußtsein, also in der Seele verwurzelten Daseins darin zu liegen, daß der Künstler das Werk des Schöpfers weiterführt, also Natur aus Menschenhand schafft. Man sieht, ich spreche nicht von angewandter, der Zeit entsprechender Kunst, das heißt dem Nächstliegenden, sondern von der Kunst, die tief in die Geschicke der Völker und des Menschentums überhaupt eingreift, sichtbares Zeichen einer inneren Haltung ist, die weit über den Alltag emporsteigt. Solche Marksteine sind für mich jene drei Kreise, die jeder Kunstfreund als selbständig anerkennt, das Griechische und unsere germanische sogenannte Gotik, wozu ich noch die bisher in Europa kaum bekannte iranische Kunst (in der von mir nach Berlin gebrachten Mshattaschaufseite etwa veranschaulicht) rechne. Von diesen drei Einheiten ausgehend, kam ich in einer langen Lebensarbeit zu der Einsicht, daß nur in ihrem Wesen das zu finden ist, was Kunst im höchsten seelischen Sinne bedeutet: ein hochentwickeltes Handwerk, das aber sowohl Zweck und Gegenstand wie Gestalt und Form durchaus einem seelischen Gehalte unterordnet, einem Pulschlage, dessen Vorhandensein dem Grade nach über die Höhe des künstlerischen Wesens überhaupt entscheidet. Das gerade Gegenteil liegt in jener seelenfremden Gewalttätigkeit, die die Kunst in den Dienst des Alltags von Macht und

Besitz, beziehungsweise jenes Zeitgeistes zwingt, den wir in ihr am besten als angewandte Kunst aussondern. Sie hat mit Hochwertigkeit nur insofern zu tun, als sie die erreichten Mittel im Dienste der Zeit, beziehungsweise des Tages zur Wirkung bringt, nicht eigentlich selbstschöpferisch (Bekennertum) auftritt. Ich gebrauche dabei das Wort „angewandt“ in einem viel weiteren Sinne als üblich.

Die Gewaltmacht von Gottes Gnaden, sie mag nun einer dynastischen Haus- oder sonstigen gesellschaftlichen Macht dienen, wird den Nordmenschen auf die Dauer immer vor den Kopf stoßen, weil in seiner seit dem Zwischeneiszeitkampf und der im hohen Norden begründeten Seelenordnung ein auf Nächstenliebe eingestelltes Gewissen lebt, das nichts mit Macht und Besitz zu tun hat, sondern sich nur bei strengster, völkisch ausgleichender Gerechtigkeit zufrieden gibt. Je stärker in den Völkern des Nordens ungemischtes Blut vorwaltet, desto schwerer werden sie sich in Gewalttätigkeiten finden. Germanen und Romanen schon stehen darin von Grund auf in Gegensatz, noch mehr der indogermanische und der Mensch des äquatorialen Südens, der in seinem Aberglauben jeden Fetisch anbetet. Auch die Gewaltmacht von Gottes Gnaden hat diese Forderung der Anbetung eines nach dem Ebenbilde des Herrschers erfundenen Gottes vom Süden übernommen. Amerasiaten und Atlantiker werden zu Trägern dieses Machtgottes.

Man erstirbt in Anbetung und geht hochmütig an Seelengröße vorüber. „Kult“ verdrängt „Kultur“, die „Zivilisation“ marschiert, das heißt die äußeren Bedürfnisse treten an Stelle der inneren Werte, die seelischen Kräfte werden durch den Machtwillen unterbunden. Statt die Menschen jeden Tag aufs neue im selbstverantwortlichen Denken und Überlegen zu stählen, werden ihnen „Katechismen“ eines von der Kirche zurechtgemachten Buddha, Jesus Christus oder Muhammed eingetrichtert, die sich in der Zeit der Hochblüte der Gewaltmacht von Gottes Gnaden auch noch „patriotisch“ auf die diesen Religionen zugewandten Staaten und Dynastien zuspitzen und Hochwertigkeit in prozentaftem Kellametum sehen. Außerlichkeiten verdrängen alle gewissenhafte Selbstverantwortlichkeit, setzen an ihre Stelle eine marktchreierische Heuchelei, die der Tod aller seelischen Hochwertigkeit ist.

Da ist es nun, wo ich eingreife und an die entscheidende Beobachtung der „Spuren“ anschließe. Die Erkenntnis geht dahin, daß wir in der üblichen Aufeinanderfolge der Stile Dinge zusammenbringen, die nichts miteinander zu tun haben. Wir werfen Hellas und die altgriechische Kunst, wie es wohl geschichtlich, nicht aber dem Wesen nach berechtigt ist, mit dem alten Orient vorher und dem kaiserlichen Rom nachher zusammen, wissen von einem großen Kunstkreise, dem des iranischen Volkstums, überhaupt nichts, glauben vielmehr, uns an die Erben des Altorientalischen, die Weltmacht der Perser, eines Alexander und Roms halten zu müssen, und, was das Unbegreiflichste ist, bringen unsere germanische „Gotik“ abermals mit Rom und dem Machtstammbaume zusammen, den wir vom alten Orient über Rom und die Romanik nach dem Abendlande bis in die Gegenreformation durchwachsen lassen, ohne eben zu empfinden, daß Hellas, Iran und die Gotik damit seelisch durchaus nichts zu tun haben.

Es sind diese drei ganz selbständigen Stile, die mit den abgeleiteten, wie eben dem römischen, romanischen, der Renaissance und dem Barock in gar keinem engen Ursprungszusammenhange stehen, sondern ihren eigenen Nordweg gehen. Vor allem darin, daß sie alle drei — und das ist als das zunächst Kennzeichnende herauszugreifen — vom Holzbau herkommen, im Dienste einer ohne Macht und Besitz dem Weltall zuströmenden Romantik stehen, daher ursprünglich auf die Menschengestalt als Ausdrucksmittel verzichten können und in der Landschaft das finden, was der Seele als gut und schön (Hellas) oder gut und böse (Iran) erscheint, endlich hoffnungsvoll der Morgenröte entgegenjauchzt (Gotik). Diese drei Kunstkreise kennzeichnet überdies, daß sie nicht Macht und Besitz nachgehen und verherrlichen, sondern einem seelischen Gehalte nachleben, der nichts zu tun hat mit dem Willen der Gewaltmacht. Der Gleiche unter Gleichen in einer geschlossenen Volksgemeinschaft ist etwas anderes als jene Gesellschaft, die sich nach dem Verhältnis zum Herrscher von oben herab nach Stand und Würden aufbaut. Die eine Art erlebt die Hochwertigkeit des Lebens in sich selbst, die andere trägt sie auf der Junge nach Rang und Abzeichen vor sich her.

Das Wesen der Hochwertigkeit liegt darin, daß sie etwas zu uns sprechen läßt, das fern von Alltag und Zeitgeist das schöpferisch Reife

in einem Volke oder einem einzelnen zeitlos geradezu zur veranschaulichenden Gestaltung bringt, also etwa in eine aus dem Norden durch die Landschaft mitgebrachte Naturanschauung im Griechischen zur Wiedergabe in Stein und menschlicher Gestalt drängt oder in Iran in Kobziegel und Mosaik, in der Gotik in den einheimischen Stein, den Faltenwurf und das Glasfenster. Das alles in einer jener krassen Naturwahrheit der Altsteinzeit, wie sie noch der altorientalischen Kunst und dem Barock eigen ist, entgegengesetzten Art, daß man eben ahnt, wie alle Darstellungsmittel nur Sinnbild eines tieferen seelischen Gehaltes sind und nicht unmittelbar aus der Natur, sondern aus der Vorstellung stammen.

Dieser seelische Gehalt wird im Norden vermittelt z. B. durch die geschwungene Linie, einer bewegten Form, die dem Liede des Lebens Ausdruck gibt. Wo immer der Norden nach seelischer Betätigung sucht, wird er durch Linie und Farbe in Sinnbildern sprechen, die bei aller Artverschiedenheit besonders bei Amerasiaten und Indogermanen jene Einheit bilden, die wir noch in Iran und dem Faltenwurfe der Griechen und Germanen in ihrer Völkerwanderungszeit ebenso wie in der Blüte der christlichen Kunst, der Gotik, trotz alles Eindringens der menschlichen Gestalt vom Süden und den Atlantikern her als ausschlaggebenden formalen Zug beobachten können.

Bei der Hochwertigkeit des Lebens handelt es sich darum, daß unser Dasein in dem, was wir bisher in den Vordergrund stellten, Geist und Gesellschaft, getragen wird von der Volksgemeinschaft und ihrer Seele, die Hochwertigkeit also bestimmt wird durch den Grad, in dem die Volksseele an den Lebensäußerungen der „Gesellschaft“ teilnimmt: Was das Ich des einzelnen eigennützig für sich allein fordert, mag zu verfeinertem, überspitztem Genuß führen, niemals zur Festigung der Gesundheit, weder körperlich, geistig und am wenigsten seelisch.

Wenn irgendwo, so spricht aus der Bildenden Kunst der Altgriechen vor Alexander, der Iranier vor dem Auftreten der Perser und in unserer bürgerlichen Gotik vor der Gegenreformation eine Seele, die in einzelnen großen Persönlichkeiten mit rein nordischem Blute immer wieder auftaucht und ebenso in der Zeit der Romantik durchbricht. Wesensbetrachtung drängt nach dem Ursprung solcher

Seele zu fragen. Daß sie, sobald man die Einheit sucht, die aus Hellas, Iran und Gotik spricht, auf den europäischen Norden führt, ist bisher nicht ernst genug bedacht worden. Wie sollte das auch möglich sein, wenn schließlich doch immer wieder der Mittelmeerglaube sich vordrängt? Darauf antwortet nicht die bisher führende Geschichte, sondern erst die Frage nach den entscheidenden Werten des Wesens und den Kräften der Entwicklung.

Kunst durch die Natur, beziehungsweise letzten Endes durch die Menschengestalt vormachen lassen, ist eine Erfindung des Südens und der Gewaltmacht. Der Nordmensch schafft Form, wie gesagt, nach dem indischen Spruche: „Lausche dem Liede des Lebens, die Weise des Wohlklanges erlerne daraus.“ Das Bestechende des Amerasiatischen schon liegt in der Befolgung dieser zum guten Teil formalen Ausdrucksanweisung, die die Skythen ebenso wie die Germanen mit sich fortgerissen und in der Völkerwanderungskunst wie später in Gotik und Kokolo zu einem Wiegen und Genießen des Linienschwunges geführt hat, der einzig dasteht. Das Indogermanische an sich spricht in landschaftlichen Leitgestalten Bedeutungsvorstellungen von tiefem seelischen Gehalt aus. Das Atlantische scheint schon, bevor es noch die Küsten Europas, Afrika und das Mittelmeer erreicht, im Sinne der Gewaltmacht zum Stein und der menschlichen Gestalt gegriffen und damit die Form, beziehungsweise Mache an diese beiden Werte geknüpft zu haben. Wir kommen damit zu dem Schlusse, daß Seelenhaltung (Charakter) hochwertig ist, wenn das Selbstbewußtsein trotz aller äußeren und inneren Einflüsse eigene Wege fordert, die nicht ohne schwerwiegende Gründe verlassen werden. Ein Künstler ohne solche Haltung gleicht dem Käfer, der Mist zu Kugeln rollt. Der deutsche Mensch ist heute unter Hitlers Führung auf dem Wege, sich wieder Seelenhaltung in breiter Sicht zu erwerben. Hat er sie erst einmal, dann wird das die Führung wesentlich leichter, ja selbstverständlich machen (freiwilliger Gehorsam). Dazu kann dem Deutschen ein klarer Einblick in die Nordfragen Stütze sein.

Beobachtung und Vergleich im Sinne von Wesen und Entwicklung haben von der Forschung über Bildende Kunst zur Entdeckung der Entstehung der hochwertigen Seele des Nordmenschen geführt. Von ihr allein hängt die entscheidende Entwicklung des

Menschengeschlechtes ab. Die paar tausend Jahre des Irrtums seit dem Aufkommen der Gewaltmacht im Mittelgürtel haben nicht vermocht, das Erinnerungsvermögen vom Ergebnis des schweren Kinsgens mit der Eiszeit des hohen Nordens dauernd zu vernichten. Die Bildende Kunst von Hellas, Iran und der Gotik trägt zu deutlich die Zeichen des Einsseins mit dem Schöpfer an sich, als daß wir den Schluß auf ihren gemeinsamen Ursprung umgehen könnten. Was Kopernikus für die Astronomie, Galilei für die Physik getan haben, das bleibt für den inneren Menschen vom Norden aus zu tun: seine Hochwertigkeit zu erkennen und danach zu handeln. Der Kunstforscher glaubt den Einstieg in diese Hochwertigkeit nicht vom ältesten erhaltenen Germanischen, sondern von der älteren größten Blüte im Indogermanischen finden zu können. Ich sehe also nicht die Völkerwanderungskunst, sondern erst die Blüte der christlichen Kunst des Nordens (Gotik) als den stärksten Ausdruck der Hochwertigkeit unseres deutschen Ahnenerbes an, deshalb, weil das verlorene Altindogermanische (Hellas—Iran) darin wieder ausbricht. Das ist zugleich der Beweis für die im Christentum steckenden, von der Kirche entstellten indogermanischen Wurzeln, die im europäischen Norden, vorübergehend durch Asien überschichtet, bei den Germanen erst wieder aufbrachen, als die Mönche aus der Kunst vertrieben waren und das Volk die Zügel selbstbewußt wieder in die Hand nahm. Daß das hochwertige Wesen der germanischen Blüte nicht allein steht, sondern von Hellas und Iran unterbaut werden kann, gibt besonders eindringlich den Ausschlag. (Vgl. „Nordischer Heilbringer“, S. 156 f.)

E n t w i c k l u n g. Hochwertigkeit ist eine zarte Sache, die, möchte man glauben, angeboren sein müßte, um sich dauernd als stark zu behaupten. Sie entspringt einem Seelenzustande, der in beharrenden Kräften verankert, also naturverbunden ist, indem sie aus einem regen Ahnungsvermögen heraus das Werk des Schöpfers weiterführt. Wer diese Hellichtigkeit hat, er mag nun Staatslenker, Künstler, Forscher, Handwerker oder sonst ein schöpferischer Mensch auch als Arbeiter oder Bauer sein, der besitzt im höchsten Sinne Hochwertigkeit. Statt Geschichte von Macht oder Besitz zu schreiben, wäre es Pflicht der Geisteswissenschaften, dieser höchsten Begabung des Men-

schen und ihrem Wesen und Werden nachzugehen. Ich kann das nur von meiner Lebensarbeit, der Forschung über Bildende Kunst, aus tun.

Indem ich Kunst als schöpferische Fortführung der Natur auffasse, erkenne ich schon an, daß die Natur an sich Kunst schafft und der Mensch nur dadurch höher als der Stein, die Pflanze und das Tier stieg, daß er in sich die Fähigkeit entdeckte, eben die Natur schöpferisch weiterführen zu können. Bei den Menschen selbst untereinander kann ein Zweifel nur darüber eintreten, ob sie in der seelischen Begabung gleichwertig einzuschätzen oder nicht gerade darin sehr tiefgreifende Unterschiede festzustellen seien. Die Bildende Kunst spricht da Bände.

Was für die Wesensbetrachtung von der Hochwertigkeit der Kunst von Hellas, Iran und der Gotik gesagt wurde, das findet nun in der Überlegung der Kräfte, die zu dieser Qualität geführt haben, seine Erklärung, sobald man fragt, woher diese drei Stile ihre verwandte Eigenart genommen haben dürften. Dann kommen wir zu einer Lösung, die mich schon in meinen Werken seit 1904 auf den Norden zuerst, dann seit 1935 auf den hohen, heute vereisten Norden und die sogenannten Indogermanen geführt hat. Man muß da also streng zu scheiden anfangen zwischen dem Norden, der mit der Einstellung auf die Germanen heute schon von allen Seiten ins Auge gefaßt wird, und dem hohen Norden, den ich auf Grund einer folgerichtig eingestellten Lebensarbeit schließlich zu sehen glaube. Er geht zeitlich weit über die heute noch engen Grenzen der Geschichte und Vorgeschichte hinaus und zugleich in Gebiete, die bis jetzt für eine Besiedlungsmöglichkeit überhaupt nicht herangezogen wurden. Nur so gelange ich zur Beantwortung der Frage nach dem Ursprunge der Seele, beziehungsweise des Seelenmenschen, der dem Triebmenschen des Südens gegenübertrat und später immer wieder vom Nachtmenschen, den er, der Nordmensch, selbst geschaffen, niedergerungen wurde.

Meine Lebensarbeit in der Forschung über Bildende Kunst drängt mich dazu, zunächst sehr streng zwischen drei Erdgürteln zu trennen, von denen als erster der äquatoriale Südgürtel dagewesen zu sein scheint. Sein Bewohner ist bis auf den heutigen Tag der Triebmensch geblieben, der er von Anfang an war. Erst ungeheure Erlebnisse können in anderer Umgebung aus ihm den Seelenmenschen gemacht haben. Ich vermute, daß dies geschah, als dieser Südmensch, dem

schwindenden Eise folgend, nach Norden zog und dort in Zwischenzeiten den Kampf mit der Witterung um den Pol aufnahm. Damals lernte der Nordmensch nach der planmäßig geleisteten Vorarbeit für einen unerbittlichen Winter in der unendlich langen Winternacht selbst über Schöpfer, All und das eigene Wesen nachdenken. Außerlich blieb er von der kargen Art, die der Norden zuläßt. Der Mensch, den wir als Kulturmenschen kennen und, seit es eine Geschichte gibt, einzig als Vertreter der sogenannten hohen Kultur anerkennen, ist nicht dieser Nordmensch, sondern erst jene dritte Menschenart in der Mitte zwischen Nord und Süd, in Europa also am Mittelmeere, die ich den Machtmenschen nenne und dem Seelenmenschen des Nordens wie dem Naturmenschen des Südens entgegenstelle. Diese dritte Gattung Mensch scheint mir aus der Unterwerfung des Südens durch den neuen Nordmenschen hervorgegangen, als letzterer, von neuen Eiszeitwellen vom Norden abgedrängt, in ganzen Völkerwanderungen zurück nach dem Süden aufbrach und sich dort als der nunmehr Stärkere durchsetzte. Blutmischung vollendete den seelischen Niedergang, der über Macht und Besitz schließlich zu einer Lähmung der im Norden gewonnenen Seele ausartete. Der Seelenmensch hüßte dadurch an innerer Hochwertigkeit ungeheuer ein, die Gier nach Macht und Besitz zertrat alle innere Kraft, Genußsucht verdrängte das Pflichtbewußtsein, und die Historiker vollendeten, was Hof, Kirche und Humanismus auf die Spitze getrieben hatten: indem sie den Macht- und Besitzkram zum roten Faden dessen machten, was in der Entwicklung einzig und allein als Schicksal der erlangten Seelengröße behandelt werden sollte, der seelischen Hochwertigkeit, erhoben sie den Bock zum Gärtner. Ich will hier nicht von den älteren Völkerwanderungen der Amerasiaten, die bis nach Mesopotamien, und der Atlantiker, die bis nach Ägypten vordrangen, sprechen, sondern lediglich von den Indogermanen, die in den Veden die Überlieferung von der nur im hohen Norden dreißig Tage dauernden Morgenröte bis nach Indien trugen und das strahlenförmige Bauen im Anschluß an den hochnordischen Gesichtskreis ausübten, den die Sonne umwandelte. Feuer- und Christentempel liefern den Beweis.

Neben die drei Gürtel oder besser zwischen den Nord- und Südgürtel traten als Urheber des dritten Gürtels, desjenigen in der Mitte,

drei Kunstströme auf, die sich nebeneinander im hohen Norden entfalteten und dann hintereinander den Weg nach dem Süden antraten, als neue Eiszeiten sie aus dem Bereiche des Werdens des Seelenmenschen verdrängten. Aber die drei Teile des polaren Landgebietes, Nordasien mit Alaska, Kanada und Grönland, behalten in den vorgeschichtlichen Völkerwanderungen ihren getrennten Bestand, ja werden da erst in der neuen, immer wechselnden Umgebung recht ausgeprägt erkennbar. Mein Arbeitsstoff verlangt von mir, die Amerasiaten von den Atlantikern und Indogermanen zu trennen und ihnen sehr verschiedenen Anteil an der Ausbreitung des Seelenlebens über den Erdkreis, alle nachfolgenden Zeiten und Völker zuzuschreiben.

Wie mit solchen Annahmen Glauben finden? Ich denke, ich versuche aus einem Vergleich heraus die Wunderwelt der hochnordischen Seele glaubhaft zu machen. Es gibt für Europa zwei Pole, einen kleinen, lotrecht aufsteigenden, die Alpen, und einen großen, den waagrecht erreichbaren eigentlichen Pol, den Nordpol. Daß beide in der Entwicklung des europäischen Menschen eine Rolle spielen könnten, wird nicht bedacht; ich möchte nachfolgend versuchen, darauf die Aufmerksamkeit zu lenken, mir ist die Ahnung davon in einem langen Arbeitsleben in den Alpen und der Forschung über Bildende Kunst aufgegangen.

Zunächst dieser Lotrechte, der kleine Alpenpol, der seit dem Anschluß Österreichs ja wenigstens in seinem Ostteile zum Deutschen Reiche gehört. Ich weiß nicht, wie viele von den unzähligen Bergwanderern beobachtet haben, daß an der Stelle, an der die fruchtbare Erde in den alles Pflanzenleben ablehnenden Fels und Gletscher übergeht, die lebende Natur noch einmal ihre ganze Liebeshwürdigkeit zusammenfaßt und an der Grenze, an der Grün und Blumen aufhören, um den Rand des Gletschers herum also, wie mit einem Zauberschlage noch einmal einen Reigen von kleinen und kleinsten Blütenpflanzen versammelt, die den Wanderer veranlassen können, stundenlang in der Betrachtung dieser Wunderwelt zu verharren. Erst wenn er das Auge an der reizenden Vielfalt gesättigt hat, nimmt er Abschied von der gewohnten Umgebung und steigt empor in jene Höhen, wo alles anders ist und die felsstarrende Welt des ewigen Eises beginnt. Er vergißt die farbige Kleinwelt am Gletscherrande sehr bald, weil

sich ihm furchtbare Einsamkeiten aufstun, die weitab von allem Alltags liegen; durch sie gerät er allmählich in einen Bann, der ihn weit hinwegträgt von all den quälenden Kleinsorgen der Stadt, ihm ein Tor aufschließt, das mit anmutigen Tälern, Fildzügen und Dutzendmenschenschicksalen nichts mehr zu tun hat. Je höher er steigt, desto mehr tut sich ihm etwas Großes auf, das sein Herz ahnungsvoll schwellen macht und ihn jenen in den ungeheuren Freiraum aufragenden Spitzen entgegendrängt, auf denen er nichts mehr über sich hat, rasten muß und um sich blicken. Was er da sieht, ist eine Weite, die ihm zugleich die Tiefe des eigenen Innern erschließt: in ihm regt sich das „Alpengefühl“, eine fast außerirdische Befangenheit, die ihm Hintergründe des Lebens erschließt, von denen er sonst nur Lichtblitze von Sekundendauer in seinem Bewußtsein aufleuchtend empfindet und die er im Drange der Geschäfte kaum ernster beachtet. Das Alpengefühl läßt solche Schnapper in einen tiefgründigen Dauerzustand übergehen. Da tut sich heute noch die Seele in Ewigkeitschauern auf, die Alleinlichkeit des Alltags versinkt, und wir schauen All und Schöpfer in jener Größe, die allein das Dasein lebenswert macht.

Und nun der große, nur waagrecht erreichbare, der Nordpol. Auch an seinem Rande gibt es eine Blütengrenze von auffallender Schönheit, die freilich voreerst nur der Kunstforscher sieht, der planmäßig im Rahmen von Erdkreis, allen Zeiten und Völkern, also im großen Ganzen vergleichend arbeitet. Er beobachtet dann am Rande des Mittelmeeres die Blüte der griechischen Kunst, ihr nach Norden vorangehend am Rande des alten Orients das versunkene Iran und fast jenseits des befestigten Limes des einstigen römischen Weltreiches jene nordische Blüte der christlichen Kunst (Gotik), die vielleicht uns selbst als das seltsamste Kunstgewächs erscheint, das die europäische Erde überhaupt hervorgebracht hat.

Hellas, Iran und die Gotik sind Fremdkörper in der Umgebung, in der sie zuerst auftreten. Was hat Hellas mit dem Mittelmeerkreise im Sinne etwa von Kreta oder den Kuragen zu tun? Was Iran mit dem alten Oriente, mit dem es gewöhnlich über Persien zusammengezogen wird? Was hat die Gotik mit der Romantik zu tun? Was da um die Mitte des ersten Jahrtausends vor Christus und dann wieder in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends nach

Christus auftaucht, zuerst am Mittelmeere, dann in der Mitte Asiens und schließlich im Nordwesten Europas, das fällt bei klarer Überlegung in seiner seelischen Vollkommenheit gegenüber den Gebieten und Zeiten der Machtgesellschaft ungeheuer auf. Dazu kommt, daß Griechen, Iranier und Germanen der indogermanischen Nordrasse angehören und nicht mit den Machtwölfen um sie herum heulen. Sie alle wandern in die Gebiete, in denen sie zur Blüte gediehen, vom Norden ein und sind, was die Hauptsache ist, eines Geistes. Die Frage ist nur — ich sehe von den Vertretern des asiatischen Ursprunges der Indogermanen (vgl. die Hirt-Festschrift) ganz ab: es kann nur das nord-europäische Indogermanentum sein, das alle drei über die Zeit hinweg verbindet. Wenn ich annehme, daß sie im hohen Norden, nicht irgendwo auf dem Festlande zusammenlaufen, die Indogermanen also nicht etwa aus dem Gebiete von Thüringen, weil es eisfrei blieb, oder aus dem Nordwesten des Festlandes kommen, so bestimmen mich dazu folgende Gründe:

Weder Hellas, noch Iran, noch die Gotik wären möglich gewesen, wenn in diesen schöpferischen Menschen die Gewaltmacht von Gottes Gnaden, wie sie der Machtstammbaum überall hingetragen hat, vom Anfang ihrer Wanderungen an hätte Wurzel fassen können. Daß sich die Einwanderer von ihr frei hielten, zeigt an sich schon, wie weit entfernt von den Amerasiaten und Atlantikern, die beide die Indogermanen später in Nordeuropa in die Mitte nehmen, sie sich alle drei zu ihrer sittlichen Höhe entfaltet haben müssen. Das Festland ist hiefür ausgeschlossen. Die Germanen schon sind in der Bildenden Kunst mehr von den Amerasiaten überschichtet, als man heute zugeben will, die Gotik hätte sich nie in Mitteleuropa entwickeln können, wenn nicht vorher Ostgermanen, dann die Angeln und Sachsen, schließlich die Normannen selbst bis an die atlantischen Küsten vorgedrungen wären und auf der anderen Seite die Slawen nachträglich einen Wall gegen Asien gebildet hätten. Atlantiker und Amerasiaten mußten zurückgedrängt werden, bevor in Europa das Indogermanentum vordringen und gar eine Gotik aufblühen konnte. Die Indogermanen konnten ihre Seele in Urzeiten nur, nachdem die Amerasiaten nach Westen, die Atlantiker nach Süden und Osten abgezogen waren, im hohen Norden selbst an den Küsten der Nordsee zwischen Grönland

und Skandinavien zu ihrer ersten großen Blüte entfalten, ohne die weder Hellas noch Iran und erst recht nicht die Gotik möglich geworden wären. Was wir in diesen getrennten Gebieten in der bildenden Kunst beobachten, weist auf eine einst gemeinsam erreichte Höhe, die das All und den Schöpfer in der Landschaft sah, durch Umwandlung in der Art des Sonnumlaufs im hohen Norden ihre Güter heiligte, die dreißigtägige Morgenröte als Erlösung empfand und in Holz aus liegenden Stämmen baute, wonach Hellas seinen Siebel- und Iran seinen Kuppeltempel errichtete; erst die Gotik geht auf den nordischen Mastenbau zurück.

Wenn die Indogermanen in Rom ein vollkommenes Volksrecht, in Hellas eine unüberbietbar hochwertige Kunst und in Iran Glaubenskräfte entwickelt haben, die der Ausgangspunkt der heute noch herrschenden Weltreligionen wurden, muß man dann, was sie da der Menschheit an Recht, Kunst und Glauben schenkten, nicht als den Ausfluß jener Gesittung nehmen, die sie aus ihrer Urheimat, dem europäischen Norden, mitbrachten? Und ist dann eine andere Ursprungsannahme, etwa die, die Indogermanen wären aus Asien gekommen, überhaupt noch zulässig? Nur wenn wir eine Bewegungsachse der Indogermanenwanderung vom hohen Norden Europas nach Iran annehmen, wird das ungefähr gleichzeitige Auftreten der Hochwertigkeit im Rechte von Altrom, in der Kunst von Althellas und im Glauben von Altiran erklärlich, damit zugleich aber auch wahrscheinlich, daß alle diese Gaben nicht erst am Mittelmeere oder in Westasien entwickelt wurden, sondern zu einer Einheit zusammenschmelzen, die die einzige Tat eines hochbegabten Nordvolkes ist. Ich möchte wissen, welche Riesenanstrengung die Menschen zu solcher Leistungsfähigkeit und Läuterung gehoben haben könnten, als einzig der Daseinskampf mit dem harten Winter von Zwischenzeiten im hohen Norden selbst. Dazu kommt, daß die Indogermanen auf ihren Wanderzügen nicht mehr mit den äquatorialen Südmenschen, sondern nur mit ihren früher aus dem Norden abgezogenen Vorgängern, den Amerasiaten und Atlantikern zusammenstießen, die freilich ihre nordische Gesinnung durch Freiheitsberaubung von Südvölkern und Blutmischung mit diesen bereits zum guten Teil verloren hatten und der Gier nach Macht und Besitz verfallen waren. In der

Entscheidung gibt schließlich den Ausschlag die Gotik, die, durch die Normannen noch im Holzbau aus Skandinavien an die Nordwestküste Europas gebracht, im Rahmen des Christentums etwas zum Wiederaufleben brachte, was ich in den „Spuren“ und dem Heilbringerbuche herauszuarbeiten suchte: jenen in der Landschaft und dem Morgenrot gipfelnden Heilsglauben, den die Münster unseres Nordens trotz aller Kirche verkörpern. Es scheidet also nicht nur Asien, sondern auch das Festland Europas aus und bleibt — für mich wenigstens — nur der hohe Norden und, wie ich vermute, Grönland als Ausgangspunkt der Indogermanen übrig. Man merke wohl, das ist Annahme; sie soll die Arbeit aller aneifern.

Die griechische Kunst ist, durch Alexander und seinen Machtwahn umgebracht, zum Kleide der Gewaltmacht von Gottes Gnaden umgestülpt worden, sie lag dem Mittelmeere zu unmittelbar nahe: nicht so aber Iran und unsere „Gotik“. Die höfische Kunst der Perser hat, wie am deutlichsten Schatta zeigt, die Volkskunst der Indogermanen nicht umgebracht, heute noch schmücken die Parsen in Turan ihre Lehmhäuser mit dem Riesenzickzack und Schlüssel- oder Glockenfüllung. Heute noch lebt die islamische Kunst von dem Erbe Irans. Und im Abendlande: alle Mönche haben den Norden nicht totmachen können, die Gotik hat sich doch durchgesetzt. Darüber haben im einzelnen alle meine letzten Bücher gehandelt.

Um zu verstehen, was diese Blüten, Hellas, Iran und Gotik, bedeuten, muß man eben wissen, daß es in Europa zwei Welten gibt, eine ursprüngliche, die indogermanische, germanische und deutsche, niedergerungen durch jene Gewaltmacht von Gottes Gnaden, die vom Mittelmeer ausgeht. Die Blüten, die am Rande zwischen Machtwelt und Norden entstanden, schließen sich dem Norden nach zusammen zu einer Einheit, die ihren unvergleichlichen Duft von der nordischen Seele erhält, einer Art Alpengefühl, für das es im hohen Norden einst ein ähnlich in All und Schöpfer verwurzeltes Hohelied gegeben haben muß. Wie konnten diese Blütezustände an der Grenze zwischen Norden und Gewaltmacht entstehen? Beim Griechischen ist längst beobachtet — freilich, ohne daß man daraus die zwingenden Schlüsse zog —, daß die nordische Seele ihre landschaftliche Verankerung auf den Stein und zugleich die menschliche Gestalt überträgt. Die Macht-

kunst des alten Orients weist auf diesen Rohstoff und diese Gestalt hin, man suche aber am Nil oder im Zweiströmland, ob sich etwas dem Marmor und der mit der geschwungenen Linie (im Saltenwurf) durchsetzten menschlichen Gestalt der alten Griechen vergleichen ließe. Ähnliches geschieht in der Gotik, als die Kunst der Wikinger, zuletzt der Normannen, mit dem von den Mönchen verwendeten Stein und der menschlichen Gestalt in Berührung kommt: die kirchliche Einschnürung muß der lebendig in Bauhütten wachsenden frischen Art einer neu aus der Wurzel ausschlagenden Auffassung und dem Morgenrot der Glasfenster weichen. In Iran stand kein Stein zur Verfügung, dort mußte der Holzbau in Lehmziegel übertragen werden; das Ergebnis ist die quadratische Kuppel und das verkleidende Mosaik mit seinen naturfernen Landschaften im Morgenrot. Alle drei Blüten sind eines Geistes, Randerscheinungen eines einzigen Kerngebietes, um das sich bisher niemand gekümmert hat.

Wo sind die Bindeglieder zwischen Hellas, Iran und der Gotik zu suchen? Bauten wie Mschatta und Achthamar⁴⁷ geben in ihrer Ausstattung darauf volle Auskunft. Der erstere Riesenbau ist griechisch, wenn nicht wie der andere christlich-mazdaistisch. Die Möglichkeit der Gotik aber hat zum mindesten in der bewegten Form die Völkerwanderungskunst geschaffen, wenn sie auch von den Mönchen zurückgedrängt wurde. Im germanischen Norden waren doch in unmittelbarem Zusammenhange mit dem iranischen Christentume Keime aufgegangen, die das Altindogermanische im heimischen Norden selbst zu neuer Blüte erstehen ließen, wie einst in der griechischen Kunst Kleinasiens in den ersten Jahrhunderten nach der Zeitwende (Sidamata-Sarkophage usw.) Iran das Altgriechische wiederbelebt.

Sobald wir also nicht mehr Geschichte ohne die nötigen Grundlagen, sondern Entwicklung schreiben, verschiebt sich die Hochwertigkeit, die uns bisher von der hohen Kultur des Mittelmeerkreises eingeredet wurde. Die vom Nordstandpunkt hohe, seelische Wertigkeit wäre dann im hohen Norden zu suchen und deshalb so schwer zu finden, weil sie mit der letzten Eiszeit unter die Gletscher des Pols

⁴⁷ Armenienwerk, S. 82 und 289f., seither in allen meinen Werken vorgeführt.

geraten ist. Sobald diese Möglichkeit, wenn auch zunächst nur als Arbeitsannahme, in gewissen Spuren auftaucht, stellen sich starke Zweifel an der Hochwertigkeit unseres allzu bequemen Genußlebens ein, und wir fangen an nachzudenken, ob die äußere Lebenshaltung überhaupt zur Hochwertigkeit des Lebens gehört und wir nicht vielmehr gerade deshalb als Volksgemeinschaft — von der Gesellschaft gar nicht zu reden — niemals seelisch hochwertig leben können, weil wir bisher viel zu viel Gewicht auf die äußeren Lebensformen legten, auf Macht und Besitz vor allem, die solche unnatürliche Gewohnheiten ermöglichen. Um da sachlich urteilen zu können, müßten wir zunächst einmal den einfachen, schlichten Seelenmenschen des hohen Nordens der Zwischeneiszeit kennen und von ihm als Maßstab in der Beurteilung des Menschen und des europäischen Menschen im Besonderen ausgehen. Es wären seine Schicksale, die vom Nordstandpunkte für uns im Vordergrund zu stehen hätten, nicht die des Machtmenschen. Hellas, Iran und die Gotik wurden mir in der Bildenden Kunst zu Führern.

Ich nehme eine Stufenfolge in der Hochwertigkeit der drei nordischen Ströme an, insofern als die Amerasiaten und Atlantiker, die durch die Berührung mit dem äquatorialen Südmenschen zur Aufrichtung von Macht und Besitz kamen, niedriger stehen könnten als der Indogermane, der länger im Norden verblieben war und, reifer geworden, erst nach dem Mittelgürtel vordrang, als dort von seinen Vorgängern, den Amerasiaten und Atlantikern, bereits die Gewaltmacht von Gottes Gnaden ausgerichtet war und er sich also überdies nicht mehr mit dem Süd-, sondern nur mit dem Machtmenschen auseinanderzusetzen hatte. Von diesem Punkt aus, der durch die Griechen vor Alexander, die Iranier vor den Achämeniden und die Germanen der christlichen Blüte (Gotik) gegeben ist, habe ich ja meine Nordlandsfahrten zur Entdeckung des Seelenmenschen begonnen. Die seelische Größe liegt, wie gesagt, bei Rom im Rechte (Republik), bei Hellas in der Kunst, und zwar, was nachdrücklich betont werden muß, am Anfange. Sie geht mit den Kaisern wie schon seit Alexander verloren. Das gleiche wird in Iran vor den Persern der Fall sein (Mschatta-Voraussetzungen). Schon daraus läßt sich ganz allgemein schließen, daß die Hochwertigkeit vom Norden mitgebracht wurde

und am Mittelmeere verlorenging, beziehungsweise bei der Berührung mit der im Mittelgürtel von Amerasiaten und Atlantikern ausgebildeten Gewaltmacht von Gottes Gnaden herabgedrückt wurde.

Um den seelisch ausschlaggebenden Kern indogermanischer Kunst auf europäischem Boden legen sich an den westeuropäischen Küsten Großdenkmäler atlantischer Nordkunst in Riesensteinen ebenso wie in den Ebenen Osteuropas eine Unzahl von Kleindenkmälern in Metall, die auf die Vorstöße der Amerasiaten zurückzuführen sind. Zumeist gehören sie zu Grabhügeln, überall da zu finden, wohin Nordvölker vordrangen. Wir kennen sie in Nordafrika und Ägypten, dort in den Pyramiden, in den Stupen Indiens, wie überall im Norden selbst. So suchten die Nordvölker ihren Frieden im Weltberge. Nur die Indogermanen hatten ein Sinnbild, das noch deutlicher ihre Allverbundenheit aufzeigte, den umgekehrt mit den Wurzeln im All wachsenden Baum, die spätere Esche Ygdrasil. Das Gottesgnadentum hat aus diesem in das Irdische hineinreichenden Zeichen der Weltseele seine Kirchen gemacht.

Was die Eiszeit einst für die nordische Menschheit wurde, das gab der große Krieg dem einfachen Soldaten von heute. Man lese darüber S. Jöberlin, „Der Glaube an Deutschland“, S. 268, wo von den durch die ersten drei Kriegsjahre gereiften Männern die Rede ist, denen der Krieg den Staub der modernen Bildung von der klaren Silberfläche der Seele geblasen hätte: die jungen, frühreifen, überklugen Burschen hätten vor dem Kriege kaum mehr eine Seele gehabt. Die sei in der Hast nach Wohlleben, Berufserfolgen, nach Vielwissen und Alleskönnen verkümmert wie ein unreifer Apfel am sturmgeknickten Aste. Ist es heute schon viel besser? Der Führer wendet seine ganze Kraft daran, die Deutschen aufzurütteln, aus ihnen politisch nachdenkliche und handelnde Menschen zu machen, die sich nicht von den anderen Großmächten über den Löffel halbieren lassen. Das ganze Kartenhaus der humanistischen Bildung ist zusammengebrochen, nur Trümmer stehen noch. Aber der Deutsche wird erwachen: er wird eines Tages seine Seele zurückfordern von denen, die daraus einen kirchlichen Machtsetzer gemacht haben, ergänzt durch allerhand sogenannte wissenschaftliche, seelenlose Gedankenschieberei. Er wird über

Hellas, Iran und die Gotik erkennen, was sein Norden einst war und wie unglaublich ihn die Historiker betrügen, die nie mit den Anfängen der Menschheit rechnen, die sie unweigerlich auf den Norden führen müßten, sondern lediglich da anfangen, wo die von ihnen verherrlichte Gewaltmacht von Gottes Gnaden beginnt.

Die Gewaltmacht des Mittelmeergürtels hat die Entdeckung des Nordens, der Mensch könne die Natur schöpferisch vorwärts erahnen, in ihrem Übermute dahin überboten, daß sie behauptete, der Mensch müßte die Natur bezwingen und sich zum Herrn der Schöpfung machen. Der Herrscher stellte sich und seinen Gott in den Mittelpunkt der Schöpfung, ließ sich von Untertanen, Gläubigen und Schriftgelehrten anbeten, wie das einst ähnlich schon im Fetischglauben des äquatorialen Südgürtels der Fall gewesen war und heute noch so ist, soweit nicht Europa dort seine „Kultur“ aufgerichtet hat. Erst der schöpferische Mensch war imstande, statt in Anbetung zu ersterben, Seelengröße zu verstehen, als die einzige Kraft, die die Menschen einigen kann; wer sie hat, kann wirklich im eigenen Volke sowohl wie darüber hinaus Heilbringer in einem ähnlichen Sinne sein, wie einst im hohen Norden der Zwischeneiszeit die Morgenröte das war, was später von Religionsstiftern zum Heilande, von der Kirche zu einem überirdischen Erlöser gemacht wurde. Der Seelenmensch erkannte im Schöpfer den Führer und sich als seinen Gefolgsmann im Rahmen des Erdkreises, südlicher Aberglaube und Furcht wichen vor ihm zurück. Diese Großtat hat jener Nordmensch vollbracht, der den äquatorialen Süden verließ und, dem zurückweichenden Eise folgend, im hohen Norden den Kampf mit der kargen Natur aufnahm und im kalten und endlosen Winter zur Besinnung kam und zu strenger Gemeinschaftsordnung erwachte. Der Wechsel der Jahreszeiten floß zeitlos durch die Jahrhunderttausende solcher Zwischeneiszeiten, erst als bei den durch neue Eiszeitwellen ausgelösten Völkerwanderungen südlich des 66. Breitengrades Tag und Nacht zur vierundzwanzigstündigen Regel wurden und der Mensch nach Stunden, Minuten und Sekunden rechnen lernte, ging ihm das Gefühl des Zeitlosen, das ihn auf das innigste mit Natur und All verbunden hatte, verloren. Die Wohltat des Zeitlosen blieb lediglich im Pulsschlag wie dem Atem, in Seele und Gewissen, in Arbeit und Schlaf erhalten. Aber

dieser Zeugen achten wir nicht. Es ist mit der Arbeit wie mit dem Schlafe: packt sie einen, dann lebt man zeitlos, es können Stunden vergehen, ohne daß man etwas davon merkt. Die inneren Dinge ordnen sich dann ganz von selbst, der menschliche Geist, in dem sie sich vollziehen, wird ganz nebensächlicher Träger, wie der Traum im Schlafe. Nirgends spürt man dieses zeitlose Schweben so stark wie im Werke der Kunst. Aber auch das Leben sollte dadurch, das heißt in einer Wiederkehr zeitloser Zustände in Festen, seinen eigentlichen Pulsschlag bekommen. Wir hoffen eine neue Belebung vom Alpengefühl aus und den Thingstätten, die darauf wie auf den hohen Norden vorbereiten sollen.

Beschauer. Wer soll Richter darüber sein, welche Kunst des Erdkreises, aller Zeiten und Völker die Forderungen eines seelisch hochstehenden, von einem verantwortlichen Selbstbewußtsein getragenen Verlangens erfüllt hat? Das Sach etwa, das wir bis jetzt „Kunstgeschichte“ nannten? Nein, schon deshalb nicht, weil es eben Geschichte auf Grund nachgewiesener Bestandtatsachen zusammenphilosophiert und nicht zu einer planmäßigen Wesensbetrachtung und Kräfteforschung aufsteigt. Die Seele als Erreger bleibt dabei ganz aus dem Spiele, man glaubt, im besten Falle sich mit einem selbsttätigen (immanenten, organischen) Wandel der Form aus der Fragestellung ziehen zu können. Daß sie auf den entscheidenden Höhen der Kunst lediglich Ausdrucksmittel ist, will nicht anerkannt werden. Man sieht an Hellas, Iran und der „Gotik“ nicht den schöpferischen Norden am Werke, liegt ganz im Banne des von der Geschichte einzig und allein in den Vordergrund gestellten Stammbaumes von Macht und Besitz, dem Hellas wie Iran und die Gotik kaltblütig eingeordnet werden. Erst wenn man erkennen wird, daß diese drei Kunstkreise zusammengehören und über alle Vorgeschichte, wie sie bisher vom Erhaltenen aufgebaut wurde, auf einen gemeinsamen hohen Norden der Eiszeit zurückgehen, wird man entschlossen und überzeugt den Nordstandpunkt einnehmen und damit rechnen, daß es vor dem alten Oriente schon eine Nordentwicklung gegeben hat, die Atlantiker in Agypten wie die Amerasiaten in Mesopotamien, vom Norden kommend dort jene Gewalt aufrichteten, die Europa I in ihren Bann schlug und

auch von den Indogermanen kaum aufgelockert wurde. So entstand Europa II.

Der Maßstab, der z. B. in der Bildenden Kunst angelegt wird, wenn man nach Hochwertigkeit (Qualität) schätzt, ist zwischen Historiker und Forscher ein so ungeheuer weit auseinandergehender, daß gerade darin vorstehend erst einmal Klarheit geschaffen werden mußte. Es ist mir schon öfter bei Sitzungen so gegangen, daß, was ich vertrete von den anderen überhaupt nicht verstanden wird. Die Aussprache darüber würde, ich zweifle nicht, ungeheure Gegensätze aufrollen, die kaum zu überbrücken sein dürften — außer man hat sich vorher wenigstens auf die Verschiedenheit der Standpunkte des Nord- und des Nachtmenschen geeinigt. Aber welcher Humanist, das heißt Nachtmensch, wird das je zugeben?

Befinnung auf die Seele steht im Hintergrund all der Kämpfe, die noch vor uns liegen. Ich muß den Mahnruf immer wieder und bei allen Völkern erheben, die nordisches Blut in den Adern haben: Laßt den Menschen nicht wieder zurück in seinen Urzustand vor den Kämpfen des hohen Nordens sinken, als er noch ungehindert im äquatorialen Süden seinen Trieben folgte, sich nicht All und Schöpfer nahe fühlte. Das hohe Gut, das der Nordmensch in ungeheuren Kraftanstrengungen und durch die vom Winter aufgezwungenen Überlegungen gewann, darf nicht über der Gier nach Macht und Besitz verlorengelien. Wir müssen den Schöpfer in uns fühlen als seine im Rahmen der Natur höchste Verkörperung. Das ist „Qualität“, sie muß das Leben hochwertig durchdringen, sonst ist es schal und wertlos.

Die Wiedergewinnung dieser seelischen Hochwertigkeit nach erlangter äußerer Würde und innerer geistiger wie körperlicher Erstarbung betrachte ich als das wichtigste Ziel der volksdeutschen Bewegung. Dazu aber kann niemals ein einseitiger, nordisch umgestülpter Humanismus, sondern immer nur eine Welteinstellung führen, die von der Heimat ausgeht, aber den Erdrkreis, alle Zeiten und Völker beobachtend und vergleichend umfaßt. Wir können uns nur sachlich selbst verstehen, wenn wir durch den Vergleich unbefangene Maßstäbe gewonnen haben.

Hochwertigkeit ist Einheit von Natur aus in der Erkenntnis von

Zweck und Bedeutung des Lebens; sie liegt vor allem darin, daß wir den Menschen nur im unendlichen All, zum Ausgleich zwischen dessen Weite und der Tiefe des eigenen Innern drängen sehen und das Leben selbst als das Mittel, dem Schöpfer durch Erweckung des Schöpferischen in uns näherzukommen. (In diesem Sinne ist Goethes Gedanke, der Zweck des Lebens sei das Leben selbst, richtig.) Wie soll der Deutsche von der Hochwertigkeit indogermanischen Seelenlebens eine Ahnung haben, wenn, was dieser Nordstrom in der griechischen, iranischen und gotischen Kunst vor uns hingestellt hat, nicht zusammengefaßt und als hochwertig erkannt, vielmehr immer nur dem von den Amerasiaten in Mesopotamien und den Atlantikern in Ägypten begründeten Machtstammbaum angehängt wird? Die Gotik zum mindesten hätte längst als aus aller sonst für Europa kennzeichnenden Mittelmeerart herausfallend erkannt werden müssen, wenn wir nicht so blind in den Mittelmeerstammbaum verrannt wären, daher nicht merkten, was unbedingt arteigen europäisch-nordisch ist. Beim Altgriechischen ist das schon eher zu entschuldigen, weil davon durch Rom so viel in die Kunst des Machtstammbaumes übergegangen ist, daß nur jemand, der nicht im Mittelmeerglauben lebt, sondern den Nordstandpunkt einnimmt, weiter sieht. Von Iran weiß man überhaupt nichts, sieht nur Persien und weiß daher mit der Berliner Mchattasfassade nichts anzufangen. Der Kunstforscher geht bei Beobachtung des europäischen Nordens über die germanische Einstellung weit hinaus und möchte glauben, daß eine Berücksichtigung seiner Annahmen Wege bereiten könnte, die für die volksdeutsche Bewegung von größter Bedeutung werden möchten. Dazu lese man meine beiden Aufsätze „Völkische Machtkunst und Gottesgnadentum“ (Neue Freie Presse vom 31. Juni 1938) und „Nordeinstellung und volksdeutsche Bewegung“ (Historische Zeitschrift, 159, 1938, S. 75 f.).

Es kommt alles darauf an, daß in den Geisteswissenschaften endlich eine Planung der Arbeit Platz greift. Solange wir ins Endlose Geschichte schreiben, kommt nichts für das Menschengeschlecht im Ganzen Entscheidendes heraus. Die Gelehrten erschöpfen sich darin, einander eine sehr nebensächliche Weisheit vorzumachen. Die grundsätzlich wichtigen Fragen fangen erst bei Wesen und Entwicklung, insbesondere aber da an, wo man Sache und Beschauer trennt und

das vergleichende Betrachten und Beurteilen der Annahmen anderer nach Wesen und Entwicklung zu verstehen sucht. Vorläufig hatten die Philologen und Historiker noch den, der ihnen diese Wege ans Herz legt. Sie schweigen ihn mit vereinten Kräften tot. Die Zeit für Wesen und Entwicklung der Sachen wie ihrer Beschauer wird erst da sein, bis das deutsche Volk selbst im Bewußtsein, eine Neuzeit zu begründen, in sich gehen und seelisch zu fragen beginnen wird. Dann werden sich die Geisteswissenschaften vielleicht bequemen, die Frage nach der Bedeutung der Zwischeneiszeiten im hohen Norden ernst zu nehmen. Ich trat damit nach einer Lebensarbeit von fast fünfzig Jahren erst in den „Forschungen und Fortschritten“, XI, von 1935, S. 65 f., hervor.

Meine Vorstellung von den Verhältnissen am Pol ging 1935 aus von den Ländern, die von Asien, Europa und Amerika am nächsten an den Pol heranreichen. Meine Beobachtungen auf dem Gebiete der Bildenden Kunst schienen mir mit der dort notwendigen Dreiteilung nach den Amerasiaten in Nordasien und Alaska, den Atlantikern in Kanada und den Indogermanen in Grönland übereinzustimmen. Nun aber suchte ich schon vorher die Verhältnisse von der Gegenseite, das heißt von da aus zu durchdringen, wo diese drei Ströme nach vollzogenen Wanderungen wieder aufeinanderstießen, ja sich kreuzten und durchdrangen. Das ist der Fall einmal in jenem Festlande des ursprünglichen Europa, das bis zum Pamir in der Mitte Asiens reichte, wo sich Amerasiatisches und Indogermanisches Schicht über Schicht legten und vermischten, und dann am Mittelmeere, an dem sich Atlantisches und Amerasiatisches zusammenfanden, bis dann von Hellas und Iran aus im Hellenismus schon und noch mehr im Christentume die völlige Durchsetzung mit dem Indogermanischen stattfand. Amerasiatische Einschläge fehlen auch da nicht.

Die nicht den großen Krieg mitgemacht haben, sollten doch einige wenige der veröffentlichten Kriegstagebücher lesen; es dürfte dann manchem klarwerden, warum Deutschland so ist, wie es Hitler und die Partei gestaltet haben. Der seelische Ausbruch steht vorläufig noch hinter dem eisernen Willen zur Tat hintenan, aber er wird kommen und dann die Welt hoffentlich ähnlich im deutschen Sinne mitreißen und erlösen, wie einst im indogermanischen Zeitalter der Vorzeit.

Das neue Jenseits ist kein überirdisches im Sinne einer unwirklichen Einbildung, sondern im Gegenteil ein Einstellen des Irdischen in den tatsächlich übergeordneten Weltenraum, das All und seinen Schöpfer. Ein Mensch, der ahnungslos und ohne jede Begabung in den Tag hinein lebt, kann irgendeiner abergläubischen Vorspiegelung erliegen, Frömmler werden; wer sich aber als Teil des Weltganzen fühlt, wird sein Jenseits gerade dem Alltage und dessen Ausbeutern gegenüber in sich tragen, um die Menschheit schöpferisch über den Alltag emporzutragen und mit neuer Kraft zu erfüllen, das Diesseits hochwertig im Sinne des Indogermanischen aus dem Jenseits von All und Schöpfer heraus zu leben.

8. Der Seelenmensch des Nordens und sein Gegenstück

Das Ergebnis der europäischen Entwicklungsforschung ist nun einmal die Feststellung von zweierlei Menschentum: auf der einen Seite der ursprüngliche Nordmensch, der in Hellas, Iran, der Völkerwanderung und der „Gotik“ vor uns steht und neuerdings zum vollen Aufbruch bereit war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; und auf der anderen Seite der Machtmensch, der vom alten Orient über Hellenismus und Rom auf das Abendland überging und in Romantik und Gegenreformation seine volle Auswirkung fand, bis schließlich der historische Humanismus und die Börse noch zuletzt alle Romantik niederschlugen. Wir nennen die eine Art das hochwertige Menschentum, den einfachen, schlichten Menschen des Nordens, das andere das Machtmenschentum des Mittelgürtels, im Gegensatz zu der üblichen Denkweise, die diesen Machtmenschen als das hochwertige Wesen schlechtweg hinstellt.

Es handelt sich nun darum, nach all den vorausgegangenen Überlegungen über die Vielfalt des europäischen Menschen und der verschiedenen Auffassungen von ihm, jene Leitgestalt herauszugreifen und näher zu betrachten, die uns Deutschen für die Zukunft als erstrebenswert vorschweben könnte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Muster nur der indogermanische Nordmensch sein kann, nicht der Amerasiate im Osten oder der Atlantiker im Westen, die wohl auch aus dem Norden kommen, aber am Mittelmeer und dem Wege dahin durch Unterwerfung von Südvölkern und Blutmischung um ihre angestammte Seelenreinheit kamen. Dabei fragt es sich von der Bildenden Kunst aus, wo der indogermanische Nordmensch am reinsten vor uns steht, ob im Griechischen, Iranischen oder der Gotik, ob im alten

Germanentum, der Romantik der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, oder ob es erst an uns ist, diesen reinrassigen Menschen aufs neue zu züchten. Sehen wir zu!

K u n d e. Der hochwertige Mensch ist zu erschließen aus den Blüzeiten der europäischen Kunst, der griechischen und germanisch-christlichen (Gotik), wozu sich Iran gesellt in der Zeit, als Europa noch bis zum Pamir reichte. Das ist, zusammengenommen, der ursprünglich europäische Mensch, der, vom Norden kommend oder im Norden verblieben, eine hochwertige Seele mitbrachte, wie sie sich außer der Kunst noch im altrömischen Recht und dem Glauben Irans äußert. Als den Nährboden dieses hochwertigen Menschen stelle ich das indogermanische Volkstum des hohen Nordens hin. Der Machtmensch dagegen spiegelt sich in jener Art, das Menschentum anzusehen, die wider-natürlich Scheuklappen anlegt und künstlich alle Möglichkeiten abschließt, den Menschen im Rahmen von Welt- oder Erdkreis, aller Zeiten und Völker zu sehen. Der Machtmensch läßt absichtlich nur Teile ins Blickfeld, die dem Machthintergrunde und seiner einseitigen Verherrlichung in keiner Weise schädlich werden können. Der Nährboden des Machtmenschen, der Mittelmeerglaube, erstreckt sich nicht auf das Volkstum, sondern lediglich auf jene Gesellschaft, die sich um Hof, Kirche und Akademie gruppiert und Menschentum für „Humanismus“ ausgibt. Nur der Einfältige nimmt an, daß die Schlagworte Menschentum und Humanismus eins wären; der Einsichtige weiß sehr genau, in wie großem Gegensatze beide stehen. Das deutsche Wort Menschentum bezeichnet rein sachlich Stärke und Schwäche der menschlichen Natur, während „Humanismus“ ein von den Philologen zurechtgemachter Begriff ist, der politisch gedreht und gewendet wird, wie es den drahtziehenden Machthabern beliebt. Im großen und ganzen vollzieht sich der Kampf zwischen Humanismus und Menschentum, das heißt zwischen den beiden Auffassungen des Menschengeschlechtes, Machtwille und Nordseele, auf allen Gebieten geistigen Lebens; aber gerade der einfache, schlichte Mensch und der Machtmensch ringen erbittert miteinander, obwohl der Aufwand von Kraft auf der einen und Heuchelei auf der anderen Seite heute kaum noch die Mühe lohnt: Eine neue Zeit will das Licht des Tages erblicken,

und es wird Gebot, sich des überwundenen Machtmenschen ebenso wie der eigenen Zukunftsaufgaben rechtzeitig klar bewußt zu werden.

Auf der einen Seite steht der Seelenmensch des Nordens, auf der anderen, um das Mittelmeer, der Machtmensch des Mittelgürtels. Was wir im Norden loswerden wollen, sind nur die Zwittergebilde, die den Geist des Mittelmeerkreises zu uns nach dem Norden tragen: die Höflinge, Pfaffen und Schriftgelehrten, Humanisten alle miteinander, die sich, jeder auf seinem Gebiete, in die Hände arbeiten. Über den Machtmenschen geben die Bibliotheken der ganzen Erde Auskunft, die Wissenschaft hat fast ausschließlich über ihn allein gearbeitet. Über den indogermanischen Nordmenschen, den einfachen, schlichten Menschen schlechtweg dagegen, wie über den Nordmenschen überhaupt und selbst über das Entstehen des Machtmenschen aus ihm schweigen alle Zungen. Es war meine Lebensarbeit, zeigen zu können, daß die Eiszeit im europäischen Norden den Seelenmenschen gezeitigt hat, der, so ungeschlacht er äußerlich gewesen sein mag, innerlich im höchsten Grade hochwertig war. Man hat das bisher als Märchen behandelt, von der Bildenden Kunst aus müssen wir anfangen, mit dieser Gegebenheit als mit einer Fragestellung ersten Ranges zu rechnen. Darüber soll nachfolgend gehandelt werden.

Mit dem Nachweis der Hochwertigkeit des indogermanischen Menschen aus dem hohen Norden und einer Zwischeneiszeit ist noch nicht gesagt, daß dieser die Eiszeit überlebt, beziehungsweise auf den Wanderungen des Stammes am Leben geblieben sei. Die Amerasiaten und Atlantiker können ihm meines Erachtens dem Grade nach nahegekommen sein und haben ihre Höhe doch durch Macht- und Besitzgier eingebüßt. Von der Bildenden Kunst aus läßt sich nun augenscheinlich zeigen, daß die bisher als Märchen betrachtete „arische Reinheit“ doch Tatsache scheint und wir in der griechischen wie in der germanischen, sogar in der bilderfeindlich geliebten iranischen Kunst Belege von einer Hochwertigkeit bringen können, die einzig dastehen. Ich habe diese Belege in meinen „Spuren indogermanischen Glaubens“ auch in Abbildungen so reichlich gebracht und nach den einzelnen Seelenwerten behandelt, daß es sich erübrigen würde, darauf nochmals einzugehen, wenn dieses Buch nur auch die gewünschte Wirkung gehabt hätte. Man suche probeweise die Bibliotheken des Sachtes

ab, wo es zu finden ist, vom Einzelgelehrten ganz abgesehen. Daher greife ich die Frage nochmals auf und muß wenigstens einleitend den Anteil der Altgermanen von der Völkerwanderung bis zur kirchlichen Unterjochung durch Rom auf der einen und der Romantiker aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zur Vergewaltigung durch die historischen Humanisten auf der anderen Seite berühren.

Die Völkerwanderungskunst ist eine Art Kokofo, Bauen und Ausstatten gehen wie im 18. Jahrhundert merkwürdig getrennte Wege; es scheint also eine Kunst, die nicht ganz aus dem Bauen herkommt. Das ist an sich sehr kennzeichnend und der eigentlich asiatischen Kunst so stark verwandt (vgl. mein Asienwerk), daß schon daraus auf nicht rein indogermanischen, beziehungsweise germanischen Ursprung geschlossen werden kann. Jeder Holzbau hat einen strengen Aufbau, eine wachsende Form im Gefolge, auch in der Ausstattung; man denke an das Griechische (das, was Bötticher die Tektonik genannt hat) und den geradezu übersteigerten Konstruktivismus der Gotik. Für Iran schlage man mein Armenienwerk nach. Mit diesen fest begründeten, wurzelechten Baustilen hat die Völkerwanderungskunst wenig zu tun. Sie ist wie die eigentlich asiatische Kunst — führend scheint darin die Zeltkunst — der Schmuck von Gewändern, Geräten und Waffen, also ein sinnbildlich zu deutender Zierat, der nicht nur vom Bauen herkommt. Ich lasse diese Art in der Erörterung des hochwertigen europäischen Menschen zunächst weg. Es ist eine andere Art, die, wie später das Kokofo, ihre eigenen Wege geht.

Es fällt nun auf, daß die Romantiker des 19. Jahrhunderts ebensowenig mit dem Bauen grundlegend etwas zu tun haben wie das Kokofo und die Völkerwanderungskunst. Es muß auch da etwas Verwandtes vorliegen, trotzdem in der Romantik die Landschaft und die menschliche Gestalt den Vorrang haben, der Zierat nur begleitend auftritt. Das Kokofo haben die deutschen Tischler vorbereitet; ob es nicht auch in der Romantik ein Handwerk war, diesmal das der Landschaftsmaler, das die Wesenswandlung hervorrief? Die Bewegung setzt schon im 18. Jahrhundert ein.

Der Nordmensch hat Spuren hinterlassen, soweit die Erde heute nicht vom Polareis bedeckt ist, beziehungsweise soweit er in Rohstoffen arbeitete, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben,

also Stein und Metall. Dazu scheinen die Indogermanen nicht gehört zu haben. Sie übernahmen, wenigstens mit dem Metall, die Kunst aus den Gebieten, aus denen dieser Rohstoff herkam, bevor er im europäischen Norden selbst erzeugt wurde. Vom eigentlich indogermanischen Rohstoffe Holz ist nichts erhalten. Schon durch diese Lücke allein erklärt sich das Fehlen von Zeugen der ältesten indogermanischen Kunst, ganz abgesehen davon, daß ihre Anfänge heute unter dem Eise liegen, bzw. sie als lediglich in der Vorstellung vorgebildet angesehen werden kann.

W e s e n. Ich nehme als erwiesen an, daß es zweierlei europäische Menschenwesen, den hochwertigen indogermanischen Nord- und den herabgeminderten Nachtmenschen des Mittelgürtels gibt. Mit den beiden Schlagworten bezeichnen wir zwei ganz verschiedene Wesen, die ursprünglich zeitlich und örtlich so weit auseinandergehen, daß sie in der Gemeinschaft von Menschen noch kaum nebeneinander vorzustellen sind. Menschentum niedrigster Sorte bestand zuerst im äquatorialen Süden und erhob sich im polaren Norden zu seelischer Tiefe; der Gewaltmensch dagegen ist ein künstliches Erzeugnis des mittleren Machtgürtels, in Europa also des Mittelmeerkreises. Seelisches Menschentum ist schlicht und einfach das ursprünglich nordische, Nachtmenschentum dagegen die Äußerung eines Gewaltwillens, der sich das Menschentum in Folge von Freiheitsberaubung und Blutmischung nach seinen Zwecken zurechtlegt. Solange dieses Nachtmenschentum sich am Mittelmeere betätigt, haben wir nichts einzuwenden. Wenn es aber zu uns übergreift, wie im Gottesgnadentum und Humanismus bis heute noch, müssen wir Deutschen es doch endlich rundweg ablehnen.

Der hochwertige Mensch ist eines Geblütes, das in hartem Kampf mit der kargen Natur gestählt worden sein muß, einer der Gründe, weshalb ich den hohen Norden in einer Zwischeneiszeit für die Entstehung dieses Seelenmenschen in Betracht ziehe. Das Werk, aus dem die Seele hervorging, ist die Arbeit, harte, ungeheure Arbeit, die dem Menschen eine verzweifelte Lage, ein unfruchtbarer Boden und ein bis aufs Blut gehender, harter, endloser Winter mit der einer doppelten Jahreszeit entsprechend langen Ruhe aufzwingt.

Es kommt eben im hohen Norden nicht nur auf die vorausblickende Arbeit des Sommers an, sondern auch auf die folgende endlose Ruhe in dunkler Winternacht, die den Menschen gestattet, dem Leben im All nachzugrübeln, sich auf den Schöpfer und sich selbst zu besinnen und dem Nächsten zu helfen. Die Zeit des Brütens in langen Winterfolgen muß ungeheuer tief in den Menschen gedrungen sein, nicht nur, weil er eine Seele, mehr noch, weil er ein unverwüßliches Gewissen gewonnen hat, das ihn heute noch an jene verantwortungsvolle Zeit erinnert, in der es darauf ankam, daß sich einer auf alle und alle auf einen verlassen konnten. Die Isländer dichten heute noch seelenrein den Winter über.

Den festen Kitt des Machtmenschentums bildet dagegen die europäische Gesellschaft, Hof, Kirche und Akademie sind darin auf Gegenseitigkeit versichert. Der „hochwertige“ Mensch in diesem Sinne ist von der Geschichte immer wieder mit dem Namen des Großen geehrt worden, Alexander und Karl an der Spitze, die Verräter am eigenen Volkstum. Solange der Zweck des Lebens Macht und Besitz ist, wird das auch Geltung behalten und die Weltreiche der Macht von Gottes Gnaden über alle Volksgrenzen hinweg nicht aussterben. Wenn aber erst einmal der Bann von Macht und Besitz gebrochen ist und jeder Mensch im nordischen Sinne etwas auf sich und den Nächsten, sein Volkstum und dessen Ordnung hält, wird die Hochwertigkeit sofort einen anderen Sinn bekommen. Mit den „Weltreichen“ ist es dann vorüber, weil ein Volkstum, das das andere achtet, die Völker in gemeinsamer Arbeit friedlich nebeneinander leben und ihre Seelengüter den vornehmsten Schatz bilden lassen dürfte.

Der Machtmensch arbeitet mit der Taschenuhr in der Hand; wo sind die glücklichen Zeiten der Feststellung der Zeit nach dem Stande der Gestirne? Als ich einmal in einer Versammlung kroatischer Bauern auf Rab (Arbe) in Lopar fragte, wieviel Uhr es sei, zog nicht ein einziger die Uhr aus der Westentasche, sondern alle blickten zugleich wie selbstverständlich nach dem Stande der Sonne. Stadtkinder können nicht einmal antworten, wenn man sie fragt, warum es am Abend dunkel wird. Sie haben nicht nur den Bezug zum Weltraume, sondern auch zur Erde verloren. Ausgeschlossen, ihnen einen Begriff von Hochwertigkeit zu geben, es fehlt aller Rohstoff dazu.

Das hochwertige Menschentum wurzelt im All, der Machtmensch in einem Popanz von Mensch, den er als Gott und Herrscher gegenüber Untertanen, Gläubigen und Gebildeten vor sich sieht, als eine gewalttätige Oberschicht, die Gesellschaft, gegen die das Volkstum leider völlig unbeachtet Pöbel bleibt. Den „hochwertigen“ Machtmenschen hat am kennzeichnendsten Kubens gemalt, wie er, ein Genußmensch, neben brennenden Städten, den gefesselten Feind unter den Füßen, sich aus den Armen des Weibes reißt und blutrünstig neuen Siegen entgegenweilt. Dem nordischen Menschen gehen wir nüchtern nach. Ich kann mich dabei auf Günther, „Herkunft und Rassen-geschichte der Germanen“, 1935, beziehen. Der zweite Abschnitt dieses Buches, „Die leiblichen Merkmale der Germanen“, geht von dem Bewegungsdrange der Germanen aus, er mag nun in Übervölkerung oder Landhunger begründet sein, wofür die Kimbern und Teutonen als Beispiel herangezogen werden. Ein Bauernkriegertum sei am Werke, das sofort das eroberte Land bebaue, wenn der Krieg vorüber ist; erst die Franken hätten — ich füge hinzu: auf atlantischem Boden — den alten Bauernstil in den Herrenstil des Aurlriegertums umgesetzt. Den Hauptteil des Buches füllt die Beschreibung der leiblichen Züge der Germanen, zuerst nach den hellenistisch-römischen Schriftstellern, dann nach den Gräberfunden: Wuchs, Auge und Blick, Haar und Haut werden im allgemeinen für einzelne Völkerschaften, wie die Normannen, durchgesprochen, dann für einzelne Persönlichkeiten, am ausführlichsten aber im Anschluß an die Gräberfunde, immer mit reichen Literaturangaben. Die römischen Bildwerke, die Germanen darstellen, sind in einigen Beispielen vorgeführt, es wird versucht, Nordisches und Sälisches zu trennen. Das Nordische überwiege, was für den nicht erstaunlich sei, der die ursprüngliche Verwurzelung der spätleistungszeitlichen Indogermanen und bronzezeitlichen Germanen in einem Bauernkriegertum erkannt habe. Ich möchte hinzufügen, daß die Leitgestalt des Indogermanen mehr in seelischen Zügen des Ausdruckes zu suchen sein dürfte. Ich habe in den „Spuren“ die Menschen der Parthenongiebel vorangestellt und im Heilbringerbuche von seiten des Iranischen auf die ältesten Buddha- und Christusbilder hingewiesen. Für die Gotik brauche ich nicht besondere Belege zu nennen, sie sind ja zur Zeit ohnehin in aller Munde,

nur freilich nicht über das Germanische hinaus im indogermanisch-feelischen Sinne. Nicht einmal bei A. Stifter und K. D. Friedrich denkt man daran.

Wie dagegen Machtgewaltige im Gegensatz zum Nordmenschen aussehen? Ich möchte raten, den sumerischen Duckmäuser bei Milhelm, II, „Das Königtum im alten Mesopotamien“, S. 14, und den Pharaonen auf den frühdynastischen Schminkepaletten (beide abgebildet in meinem Europawerke) mit dem Theseus und der Tauschwestergruppe aus dem Westgiebel des Parthenon zu vergleichen: der hochwertige griechische Mensch steht dem altorientalischen Machtmenschen in seiner ganzen Herrlichkeit gegenüber. Man beobachte, was in dem einen und dem anderen Falle „Macht“ bedeuten dürfte.

Volkstum und Gesellschaft, sie zeigen ganz verschiedene Kunstformen. Das Volk neigt zum Linienspiel, auch im Umgange, der Machtmensch hält auf strenge Abgrenzung im Verkehre. Die sogenannte Hochwertigkeit ist in Vorschriften gezwängt, wie sie in der Kunst beim Übergange vom Altgriechischen zum Hellenistischen, von der italienischen Gotik-Renaissance zum ersten persönlichen Künstlerbarock um 1500 und dann auf der Höhe in all den theatralischen Mitteln eines Rubens und Bernini und der Zeit Louis XIV. sich versteinern: gesetzliche Macht (Uniform) an Stelle der befangenen Form des Nordens.

Es ist merkwürdig, wie ein so nüchterner Beurteiler der germanischen Altertumskunde wie H. Schneider-Tübingen sagen kann: „Das Beste am Deutschen ist germanisch und muß in der germanischen Frühzeit in reinerer Gestalt zu finden sein.“ („Forschungen und Fortschritte“, XV, 1939, S. 1 f.) Dem vergleichenden Kenner wird es nicht schwer, diese reinere Gestalt aufzuweisen, sie tritt in allen drei indogermanischen Kunstweisen, in Hellas, Iran und der Gotik, in gewissen „archaischen“ Gestalten in Erscheinung, die fast reine Seele sind; die Form hat da eine wunderbare Befangenheit auszudrücken verstanden, nicht nur bei den Männern. Ähnlich befangen lächelnde Frauengestalten in gleichgezogenen Saltengewändern — sie kommen in Hellas wie Iran und der Gotik vor — muß man vor Augen haben, um sich eine Vorstellung von der Seele des Indogermanen machen zu können. Da ist die Gestalt noch nicht naturnah gesehen, sondern

tritt fast rein, als Vorstellung in Form gebracht, vor uns hin. Das ist Norden; wie anders auf Wirkung berechnet stellt sich dagegen der Machtmensch dar. Man nehme nur den Götterkampf von Pergamon aus antiker oder die Maria-Medici-Folge des Rubens aus christlicher Zeit, um sich des Gegensatzes voll bewusst zu werden.

Der hochwertige Mensch sitzt überall im Volke, die Lebensschicht, der er angehört, spielt gar keine Rolle. Er muß höher gestellt werden als alle Beamten, Pfaffen und Schriftgelehrten, die Gott und dem Herrscher als Werkzeuge zur Verfügung stehen. Was soll der Hochwertige, der in Freude und Leid, Arbeit und Mühe das Lieb des Lebens sucht, unter ihnen? Von der Bildenden Kunst aus sei bezüglich des Griechischen darauf verwiesen, daß dem Ernst-Hochwertigen eines Phidias das Schön-Hochwertige eines Praxiteles an die Seite tritt, ganz abgesehen von der erwähnten archaischen Würde, die den frühesten griechischen Standbildern aus dem Perserschutt der Akropolis zu eigen ist. Vom Iranischen, Christlich-Buddhistischen aus erinnere ich an die sinnende Waltergestalt, den Guten Hirten und den in innerer Versenkung Dasitzenden, alles seelenvolle Stimmungsgealten, deren Ursprung eben auf Hellas, Iran und den Norden zurückgehen dürfte. Am eindrucksvollsten sind eben die wie im Griechischen, Iranischen und an den gotischen Münstern seelenvoll befangen lächelnden Frühgestalten von Jünglingen und Jungfrauen, wie sie sich so auffallend noch in dem kleinen Bilde des Schicksalsbaines (Christi) in Frankfurt zusammenfinden. Dürers Bildnisse aber tragen diese Züge mit dem Ernst des Phidias so auffallend, daß schon daraus allein auf eine Wiedergeburt des Indogermanischen im deutschen Großmeister geschlossen werden kann. Darüber habe ich fast in allen meinen Werken gesprochen.

Wie war es dagegen mit dem seelischen Gehalte in unserem gestrigen Leben? Wenn sich im deutschen Volke die Meinung verbreitete, das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer sei nur durch den Lohn und das Gesetz geregelt, dann hörte sich die Gemeinschaft auf. Man zahlt und wird bezahlt, genug; was der andere als Mensch ist, tut nichts zur Sache. Das ist gerade so wie die alte Paragraphenreiterei im Rechtsleben, gegen die man jetzt so besonnen vorgeht. Wo kein Vertrauen ist, wird eine richtige Zusammenarbeit unmöglich.

Der Kranke muß dem Arzt, der Auftraggeber dem Arbeitnehmer und umgekehrt vertrauen, das ist der Kern, nicht das Gesetz und der Lohn, die an sich nahe an Gewalt streifen. Da erst liegt Hochwertigkeit in der Luft, nicht im knappen Geben und Nehmen. Der Seelenmensch kann nur in der Wahrheit und Anteilnahme leben, für den Machtmenschen ist die Lüge und die ausnützende Maske das gewohnte Fahrwasser.

Entwicklung. Wie Europa zum Kampfplatz zweier Menschewesen werden konnte, das zu ergründen war dem Kunstforscher vorbehalten, wohl weil er nicht nach den alles im Sinne der Gewaltmacht verwischenden schriftlichen Quellen, sondern nach anschaulichen Denkmälern der Entstehungszeit selbst urteilt. Da offenbart sich der Wesenskern viel unbefangener als in nachträglichen Worten. Seit es einen Humanismus im Mittelmeergebiete gibt, steht die Entwicklung des Menschentums still, ja sie geht seelisch zurück, weil die Menschheit absichtlich verhindert wird, sich sachlich in die Seele zu vertiefen und danach über den Kopf des am Leben zehrenden Wurmes, des Machthumanismus, hinweg planmäßig sachlich und natürlich vorzugehen. Die Geschichte und vor allem die Universalgeschichte konnten darüber hinwegsehen; in dem Augenblick aber, in dem der Humanismus fällt und wir endlich daran denken können, der Entwicklung des Menschengeschlechtes selbst nachzugehen, ändert sich mit einem Schlage die ganze Bedeutung der Geisteswissenschaften. Der Popanz von hochwertigen Machtmenschen als solcher verschwindet, und es kommt ein rein menschlicher Maßstab von Hochwertigkeit zutage, den die Natur schließlich jedem mit auf den Weg geben kann, in breiter Schicht aber doch ursprünglich nur dem Nordmenschen, vor allen anderen dem Indogermanen.

Es handelt sich hier nicht, das sei nochmals betont, um den versprengt überall vorkommenden einzelnen, hochwertigen Menschen, sondern um die breite Schicht. Ist der Mensch gut und wertvoll von Natur aus, also auch der Südmensch, vom Machtmenschen der Mitte gar nicht erst zu reden? Von meinem Sache, der Bildenden Kunstforschung, aus gesehen, steht der hochwertige Mensch nur in Hellas, Iran und Gotik in breiter Schicht selbständig schöpferisch vor uns.

Sobald er, der sein Wesen ganz von innen heraus aufbaut, mit dem Süden oder dem Mittelgürtel in Berührung kommt und, innerlich fest bleibend, sich der Kunstmittel bedient, die dort die üblichen sind, Stein und Menschengestalt, dann bringt er Schöpfungen von einem Gehalte hervor, die, rein menschlich genommen, zweifellos hochwertiger sind als alles, was bis dahin vom Süd- und Nordmenschen geschaffen wurde. Gibt er aber erst der Gewaltmacht nach, dann bricht alles zusammen. Der Nordmensch muß sich daher schon weit früher zur Hochwertigkeit in so verinnerlichter Tiefe emporgearbeitet haben, daß er zwar den Rohstoff des Süd- und Nordmenschen, den Stein und dessen Gestalt, den Menschen, nutzte, aber doch nur, um seine eigene angestammte Vorstellungswelt vor das äußere Auge zu bringen.

Es gibt Punkte der Erde, die immer wieder Blüten treiben. Obenan scheint das Verkehrsdreieck im inneren Asien zu stehen. Rechnen wir die neue „historische“ Zeit in meinem Sinne von der Eiszeit an, dann entsteht dort zuerst jenes Stadtwesen, das in Indien und mit den Sumerern am Persischen Golf erhalten in Erscheinung tritt. Das war eine amerasiatische Tat. Dann kommen in Asien die Indogermanen als Träger einer großen Glaubensbewegung. Die Veden, der Taoismus, der Buddhismus und das Christentum entstehen dort oder erreichen dort künstlerisch ihre erste, höchste Blüte. Schließlich geht sogar die eigentliche Kunst des Islam von dort aus, die neu-persischen Stämme und die Mongolen erleben dort abermals ihre höchste Blüte. Als ein solches Kerngebiet, könnte man versucht sein, auch das Festland von Nordwesteuropa zu halten, und sieht dabei nicht, was erregend dahinter liegt, das nordische Meer mit Grönland, Skandinavien und den Festlandsküsten, das heißt das indogermanische Ursprungsgebiet. Am Mittelmeere folgen sich merkwürdig auf gleichem Boden die griechische Marmorkunst und die iranischen Mosaisken der Kuppelbauten. Soweit der Boden; und das Blut?

In europäischen Blutfragen ist der Jude nicht zu umgehen, er hatte sich derart in das Schicksal der Deutschen z. B. eingefressen und war so aufgelegt darauf aus, die Macht an sich zu reißen und sich dementsprechend der Zahl nach vom Osten her zu ergänzen, daß die erbarmungslose Abwehr durch den Nationalsozialismus vollauf berechtigt ist. Er ist in seiner Leitgestalt, ob dem Jesus- oder dem Negertyp

angehörig, das ausgesprochenste Gegenstück des hochwertigen Nordmenschen. Für ihn gibt es über kurz oder lang nur den eigenen Vorteil, er kann nicht um eines Christen willen verzichten, wird ewig dessen und aller Nordmenschen Feind bleiben. Ich dachte daher daran, daß die Bahnbrecher der Methoden der Gewaltmacht, Macchiavelli und Pietro Aretino, Juden gewesen sein müßten, aber „La difesa della razza“, an die ich mich um Auskunft wandte, antwortete mir, daß beide nicht Hebräer, „ma italianissimi“ gewesen seien. Atlantiker?

Der verderbliche Einfluß der Juden spitzt sich darauf zu, daß sie mehr noch als der Machtmensch, dem sie der Gefinnung nach nahe stehen, Feinde der Seele, damit der Indogermanen sind, deren Annahme verlachen, weil sie sie dem Blute nach nicht verstehen können. Als ich in meinem Buche von 1907, „Die Bildende Kunst der Gegenwart“, gegen M. Liebermann & Comp. sowie gegen Maier-Gräfe („Der Fall Böcklin“) Stellung nahm, da blieb das unbeachtet. Auch als ich in der Wissenschaft immer wieder auf das Treiben der Herzfeld und Becker aufmerksam machte, ließen sich das die Berliner Museen nicht gesagt sein — bis heute nicht im Falle Mschatta.

Das ist der große Unterschied zwischen dem Nord- und dem Machtmenschen, daß der erstere aus Lage, Boden und Blut entstand und daraus nur vorübergehend, aber immer wieder durch den Machtmenschen, verdrängt wurde, während der Machtmensch von vorn herein durch Blutmischung von Nord und Süd entstand, indem der Nordmensch meines Erachtens den Südmenschen unterwarf und auf seinem Rücken das Joch der Gewaltmacht von Gottes Gnaden aufrichtete. Seither besteht der Kampf zwischen dem Nord- und dem Machtmenschen. Dieser beharrende Wechsel sollte in unseren Tagen doch endlich von den Nordmenschen, den Deutschen voran, für alle Zeiten abgestellt werden. Dazu gehört freilich eine Kraft, die mit jener überstaatlichen Versicherungsgesellschaft fertig zu werden vermag, die auf Ausbeutung und Betrug von Untertanen, Gläubigen und sogenannten Gebildeten eingestellt ist und deren unselbständige Leichtgläubigkeit auszunutzen weiß. Die beharrenden Kräfte von Lage, Boden und Blut des Nordens allein können uns retten. Hoffentlich finden die Deutschen allmählich Verständnis bei den übrigen Germanen und den Nordmenschen in Asien und Amerika. Die beharrenden

Kräfte des Nordens werden hoffentlich schließlich den Ausschlag geben, man müßte sich allmählich auf den hochwertigen Seelenmenschen einigen können. Nordmenschen wie die Engländer müssen sich nur erst der „Plutokraten“ erwehren lernen.

Beweglich wurden die Nordvölker nur, d. h. vorübergehend wandernde Bauern sowohl wie dauernde Wanderhirten (Nomaden), indem sie durch die Unbilden der Witterung, unter ihnen am nachhaltigsten wirksam neue Eiszeiten, aus ihren Stammsitzen verdrängt und auf den Wanderweg gewiesen wurden. Aber das ändert sich mit der Zeit. Unter den Bewegungskräften drängt sich immer wieder der Machtwille vor, die Verkörperung des Eigennutzes in rücksichtslosester Form. Während der hochwertige Nordmensch dem Liede des Lebens lauscht, verzehrt sich der Machtmensch in Begierden. Er sucht Macht und Besitz auf Kosten der Nachbarn ohne Rücksicht auf deren Vollstum auszu dehnen, unter Berufung womöglich auf den Willen Gottes. Nur rechnet er nicht damit, daß wir in den Nachwehen einer Eiszeit leben, die Zwischeneiszeit von heute also in einer neuen Eiszeit enden könnte. Hoffentlich machen wir der Gewaltmacht früher ein Ende.

Beschauer. Als der einzig Hochwertige dünkt sich der Mensch der europäischen Gesellschaft, der bis vor kurzem die Macht in Händen hatte. Selbst die Humanisten übten Macht aus, das Menschentum kam kaum recht zur Geltung, es ist seit Jahrhunderten, ja Jahrtausenden an die Wand gedrückt, Hof, Kirche und Akademien wie Fakultäten bildeten eine humanistische Versicherungsgesellschaft, deren Gehirnsprache das Lateinische war. Der hochwertige Mensch wurde nach seiner „Bildung“ und dem gesellschaftlichen Range gemessen. Wie die oberen Zehntausend die Kunst gepachtet hatten, so auch die übrigen Leistungen. Heute endlich machen wir reinen Tisch, fangen an, eine neue Leitgestalt von körperlicher, geistiger und seelischer Einheit zu sehen, die das in Wirklichkeit ist, was bisher lediglich als Maske zur Schau getragen wurde, ein ganzer, hochwertiger Mensch durch und durch.

Ich vermute von der Bildenden Kunst aus, daß dieser neben dem Machtmenschen bahnbrechend in Hellas, Iran und der Gotik auf-

tretende schlichte, einfache Seelenmensch, dessen Hochwertigkeit in seinem natürlichen Gebaren liegt, älteren Ursprungs ist als der Machtmensch, den die älteren Nordvölker der Amerasiaten und Atlantiker in Vorderasien und am Mittelmeere geschaffen hatten. Er tritt mit dem länger im Norden verbliebenen Menschenstrom, den der hohe Norden gezeitigt hatte, den Indogermanen, voll auf den Plan. Es handelt sich hier nicht um eine Aufwärmung der alten Sage von der indogermanischen Reinheit⁴⁸, sondern um eine von der Bildenden Kunst aus gemachte Neuentdeckung, um Tatsachen, nicht um Märchen. Man vertiefe sich, mit den „Spuren“ in der Hand, vergleichend in den Menschen der frühen griechischen, iranischen und „gotischen“ Kunst und wird das begreiflich finden.

Es ist ein Segen, daß die deutsche Werbung jetzt ebenso tätig ist wie seinerzeit die englische allein, man lernt doch endlich (wie ich es von der Bildenden Kunst aus längst anerkennen mußte) die Welt von zwei Seiten sehen: der von den Humanisten und den oberen Zehntausend getragenen Machtwelt des einstigen atlantischen Mittelmeerkreises, heute noch mit aller Lüge und Gewalt von England aus zäh mißbraucht, und der des indogermanischen Nordens, der endlich zu sich selbst zurückfindet und den in England leider immer mehr wieder emporgekommenen Atlantikern Halt gebietet.

⁴⁸ Vgl. dazu Socillon in unseren offenen Briefen, „Correspondance“, 4, „Civilisations“, hgg. vom Institut int. de Coopération intellectuelle, S. 131f.

9. Ein Volk, das seine Seele sucht

Ein ganzes Volk, das gemeinsam seine Seele sucht? Eine ganze Volksgemeinschaft, die um eine einheitliche Weltanschauung ringt? Keine kirchlichen Konfessionen, keine philosophischen Systeme mehr: Die Wiederentdeckung der Seele allein soll das alles ersetzen? Ich bejabe diese Fragen von der Forschung über Bildende Kunst aus. Eine Lebensarbeit hat mich gelehrt, warum es Franzosen und Engländer wagen können, den Deutschen heute noch so anzusehen, wie es S. Måle in der „Revue de Paris“ 1916 von der Bildenden Kunst aus getan hat. Der Deutsche kennt sich selbst nicht, daher kann man wagen, ihn als Nachahmer in allen Stücken hinzustellen. Als ein Volk der Mitte müssen sich die Deutschen gegen West und Ost wehren, um so mehr, wenn sie nicht mit den Nachbarn heulen, sondern es wagen wollen, ihre eigenen Wege zu gehen.

Die Deutschen waren geistig und seelisch so auffallend zaghaft, sie trauten sich nichts zu. Walter von der Vogelweide kommt jetzt endlich zur Geltung. Die Mystik aber eines Meister Eckhart und die Landschaft im Morgenrot der Gotik sehen sie mißtrauisch an, überdies als wenn sie kein ausgesprochenes Recht daran hätten; sie lassen sich lieber die romanische Mönchskunst als ihre Höchstleistung im „Mittelalter“ einreden. Die „Romantik“ der deutschen Blüte im 14. bis 16. Jahrhundert lassen sie nur zaghaft gelten, und die der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts weisen sie womöglich als lästigen Unfug weit von sich. Wenn jemand kommt, der ihnen, was Gotik und Romantik zusammen hervorbrachten, als Höchstleistung im hochnordisch-altindogermanischen Sinne hinstellt, dann schweigen sie und machen, als wenn eine so unsinnige Behauptung nicht an sie heranreichte. Wie ist denn das? Verkümmerten sie bisher nur deshalb, weil sie ein Volk der Denker und Träumer sind und den Humanismus schalten liegen?

„Der deutsche Arbeitsteufel duldet nicht, daß es noch romantische Völker auf Erden gibt“, sagt Müller-Guttenbrunn einmal („Roman meines Lebens“, S. 280) zu Naumanns Mitteleuropa. Ich setze dem entgegen einen anderen Ausspruch: „Ich möchte nun aber auch die Hoffnung ausdrücken, daß sich vielleicht einzelne Künstler wirklichen Formats innerlich den Erlebnissen, Geschehnissen und den gedanklichen Grundlagen der Zeit zuwenden.“ Jemand, der es wahrhaftig gut mit der deutschen Kunst meint, drängt dazu, ein Künstler möge der deutschen Gegenwart endlich von den Lippen nehmen, was noch verborgen in ihr steckt. Spricht ihr Verhalten vielleicht dafür, daß vorläufig nichts in der deutschen Kunst steckt, weil die Künstler weder im Bilden noch im Malen etwas zu sagen haben, das die Menschheit seelisch einen Schritt weiter brächte? Wie sollen sie auch, wenn die Geisteswissenschaften nach wie vor hochmütig bei dem Gesichtskreis von Macht und Besitz bleiben und nicht zu geistigen Führern des Volkes auf seinen eigensten weltanschaulichen Wegen werden. Da ist am ehesten noch von der Volkskunde aus ein Schritt vorwärts zu erwarten.

Wenn wir heute so großes Gewicht auf die Volkskunde legen, daß ich dieses Buch mit ihr beginnen mußte, so ist der Grund dafür nicht zuletzt in ihrer Gegenwartsnähe zu suchen, darin, daß wir damit vom lebendig gesprochenen Wort ausgehen und trotzdem vergleichend bis in Urzeiten zurückgreifen müssen. Das nenne ich die Vergangenheit an die Gegenwart heranbringen, nur darf man sich auch da nicht wieder „historisch“ einfangen lassen, also etwa im Rückschluß auf das Ahnenerbe lediglich bis auf die übliche historische Grenze zurückgehen, sondern muß endlich anfangen, die Menschengeschichte wenigstens versuchsweise an die Erdgeschichte anzuknüpfen. Man darf dann also im Norden nicht in der Mitte bei den Germanen der Völkerwanderungszeit einsetzen, sondern muß sehr weit bis auf die Anfänge ausgreifen, mindestens bis auf die „Indogermanen“. Die Völkerwanderung führt, wenigstens im Gebiete der Bildenden Kunst, irre, zeigt die Germanen in zu starker Abhängigkeit von Asien, die ja auch von den Klöstern in der Romanik noch fortgesetzt wird. Erst als im offenen Widerstande des Handwerks gegen die Romanik der Mönche die altindogermanische Seelenkraft mit der Gotik im Germanen wieder erwacht und der Künstler eine Welt zu schauen beginnt, die über die

damalige Gegenwart weit hinausgreift, wird Europa selbständig. Ich bin diesem Austreiben alter Wurzeln zuerst bei Dürer auf die Spur gekommen. In seinem Jüngsten Gerichte bei Anbruch der Morgenröte, seinen Weltraumlandschaften überhaupt und besonders ergreifend für unser seit dem Christentum auf die menschliche Gestalt eingestelltes Sehen in den drei Kupferstichen von 1513/14: alles das zeigt ihn so ausgesprochen indogermanisch eingestellt, daß kein Zweifel an der gefundenen Rückbildung des durch die Kämpfe mit Asien aus dem Geleise geratenen Germanentums vorliegt — wenigstens in der Bildenden Kunst⁴⁹.

Es handelt sich dabei sowohl bei den Germanen wie besonders bei den Deutschen um ein Wiedererstarren der Seele im hochnordischen Sinne, das Wiederdurchbrechen eines Ahnenerbes, das wir Deutschen nach den Zeiten der Gegenreformation und des letzten historischen Humanismus bewußt wiedergewinnen und als Wahrzeichen mitten in unser Leben einpflanzen sollten. Dazu gehört ein Seelenadel, der in Selbstverantwortung und Nächstenachtung wurzelt, vor allem aber All und Schöpfer eine Ordnung, einen Glauben, ein Recht und eine Kunst an die Seite stellt, die allein uns schöpferisch weiterbringen können.

Es ist damit zu rechnen, daß dem Deutschen von heute die Bildende Kunst lange nicht so nahesteht als die Literatur und Musik, er unterscheidet zudem angewandte Kunst nicht grundsätzlich von Bekenntnis-kunst, die er bisher überhaupt nicht recht beachtete, weil er die Bezeichnung „Hohe Kunst“ der Mittelmeerkunst vorbehielt und keine Ahnung davon hatte, daß, was an ihr Adel ist, erst durch die Griechen, Iran und die Gotik vom Norden her an das Mittelmeer gebracht worden war, zuletzt noch als Voraussetzung der blühenden Frührenaissance.

K u n d e. Was ist das überhaupt: „ein Volk“ und „seine“ Seele, von der Bildenden Kunst aus gesehen? Gibt vielleicht die Anschauung, das Bild, mehr als das Wort oder der Ton? Können wir durch die Zeichen der Bildenden Kunst tiefer in das Seelenleben der Mensch-

⁴⁹ Vgl. „Dürer und der nordische Schicksalsbain“, dazu „Nordischer Heilbringer“ im Anhange.

heit eindringen als durch sonst eine Lebenswesenheit, tiefer sogar als durch das, was wir Glaube (Religion) nennen? Im Augenblick gewiß. Das Sehen durch den Glauben war bisher durch die Konfessionen vernagelt, der Gesichtskreis der Kunstgeschichte ähnlich verstellt durch den Mittelmeerglauben der Historiker und Humanisten. Wenn ich versuche, hinter die von ihnen errichteten Schauwände zu blicken, hinter den künstlich erzeugten Scheuklappen der Humanisten und Historiker das deutsche Volk in seinem wahren, selbständigen Wesen zu erkennen, bedürfte es dazu freilich einer ganz anderen Kunde, als wir sie bisher im Mittelmeerglauben aufbauten.

Gehen wir doch meinethalben von der germanischen Kunst der Völkerwanderungszeit aus und rechnen wir mit der Anerkennung, die die nordasiatischen Einschlüge in sie über kurz oder lang doch finden müssen⁵⁰. Herr Måle behielte dann für die Vorzeit doch recht? Hinter der asiatischen Welle der Nachahmung bliebe dann angeblich nicht viel übrig, ich hätte — sagen die Gegner — wahrscheinlich nur aus diesem Grunde die Fabel von der nordischen Blüte, zuletzt der indogermanischen, in einer Zwischeneiszeit erfunden. Annähernd so etwas kann man im Reiche lesen, im Auslande nehmen mich die einen ernst, die anderen sagen mit einem Achselzucken, meine Nordenbücher seien im Nazigeiste geschrieben. Im Reiche selbst ahnt man nichts davon. Traut man mir nicht, weil ich von der altgriechischen und altiranischen Kunst wie unserer Gotik her auf einen gemeinsamen Ursprung im hohen Norden zurückschließe? Man wird sich doch allmählich dazu bequemen müssen, diese drei Volkweisen der Bildenden Kunst nebeneinander zu sehen, sie nicht nur einzeln kennenzulernen, sondern auch gemeinsam zu vergleichen. Das Kartenhaus der Kunstgeschichte hat das bisher verhindert, wie hätten wir daher jemals auf den hohen Norden und die Indogermanen in der Bildenden Kunst kommen sollen? Die schöpferische Kraft des Nordens erschließt sich aber nur von diesem Vergleich aus. Das ist unsere Kunde, die müssen wir pflegen, nicht den Mittelmeerglauben. Die letzte Eiszeit hat alles weggehobelt, ganz abgesehen davon, daß die Rohstoffe des hohen Nordens aller Voraussetzung nach an sich nicht dauerhaft waren.

⁵⁰ „Nordischer Heilbringer und Bildende Kunst“, Anhang.

Bleibt nur der Rückschluß von späteren Blütezeiten, von Hellas, Iran und der „Gotik“.

Die Geisteswissenschaften stecken bis jetzt, ohne das zu wissen, in der Machtpolitik. Tizian war der Kunstgeschichte wichtiger als Giorgione, sie hielten sich an den großen Künstler, ließen den Künstler aus Volksgeblüt, der, wie der junge Raffael, unter dem Giftthauch des Gottesgnadentums verkümmerte, hinter den von der Macht von Erfolg zu Erfolg Getragenen zurücktreten. Unsereiner versucht, das zu ändern. Wir erkennen im Deutschen den unveränderlichen Kern jener germanischen Völker, die nach allen Weltrichtungen zogen, um nordische Kraft auszutragen, nach den südlichen Halbinseln Europas ebenso wie nach den britischen Inseln, leider ohne sich dauernd gegen die Romanisierung, beziehungsweise Atlantisierung schützen zu können. Der Deutsche kann, was die skandinavischen Wikinger und Waräger vorbereiteten und in der deutschen Hanse noch als ein Stück Weltverkehr weiterlebte, wieder aufnehmen. Wir könnten aber noch weitergehen und die ganze indogermanische Völkergruppe zu erfassen suchen. Dazu aber gehört eine sittliche Seelenstärke, die befruchtend wirkt. Ist erst einmal dieser neue, alteuropäische Kern gebildet, dann wird sich weiter sehen lassen, ob nicht die Nordvölker Asiens und Amerikas zu gewinnen wären. Solche Aufgaben einer großen Zukunft erfordern bei aller Großtat doch unendlich viel Bescheidenheit und Opferwilligkeit um der Sache des Nordens willen. Es muß vor allem auch Verständnis für die amerasiatischen Rückstände im Osten und die atlantischen im Westen aufgebracht werden, schon als Beweis der höheren Einsicht der Indogermanen. Die vergleichende Kunstforschung bemüht sich um diese Anbahnung. Indem sie von den Landgebieten um den Pol ausgeht und mit der Emporhebung des Südmenschen durch die schweren Kämpfe mit der harten Natur des Nordens rechnet, verlangt sie ein Zurückverlegen der historischen Grenze mindestens bis auf die Eiszeit und einen Nordstandpunkt, der die Schicksale des Nordens selbst und nicht die der Mittelmeermacht im Norden voranstellt. Dazu gehören Kenntnisse, die weit über alles, was Geschichte und Vorgeschichte bisher untersucht haben, hinausgehen, vor allem auf dem Gebiete des eigenen Volkstums. Es ist jener weite Gesichtskreis, der unbedingt erforderlich scheint, um das

Deutschtum zum seelischen Kern des Nordens zu machen und ihm jene Ziele zu stecken, die um den Pol herum und die Achse der Indogermanenwanderung entlang die Zukunft vorbereiten könnten. Das hat Zeit, aber es will erkannt und rechtzeitig fest ins Auge gefaßt sein ohne Macht- und Besitzwahn!

Die volksdeutsche Bewegung sucht die Deutschen vom Volke aus in den Sattel zu heben, im Inlande durch Ausschaltung der Juden und Betonen der nordischen Reinblütigkeit, im Auslande, indem sie das Volk der Träumer und Denker zur Gleichberechtigung mit den anderen ihren Vorteil suchenden Großmächten der Erde führt. Darüber aber darf sie selbst ihrem angestammten Wesen nicht untreu werden.

W e s e n. Glücklich das Volk, das nicht nur eine, sondern mehrere Zeiten anführen kann, in denen seine Seele so laut und vernehmlich zur Geltung kam, daß wir Nachgeborenen heute nur auf diese Zeiten hinzuweisen brauchen, um zu belegen, was wir unter unserem, dem deutschen Seelenwesen verstehen. Da ist einmal das Indogermanische in Hellas und Iran, dann das Aufgeschlossenen-Germanische in unserer Münsterblüte und endlich jene große Zeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in der das Deutsche seine größten seelischen Tiefen aufwies. Seele haben heißt, wie diese Deutschen der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an die ganze Menschheit denken, sich weit- und großherzig in den Dienst des Menschentums stellen und ihm aufmerksam in allen seinen Zügen folgen. Seelenlos ist die frivole Denkart des lauerten Machtmenschen, der sich schon in der Sprache und Tonart, dem überstürzten Redeschwall, dem überheblichen Aburteilen alles dessen gefällt, was nicht von gleicher Lebensart und Auffassung ist wie sein Popanz.

Die Humanisten suchen Hellas mit der Seele, und das wäre auch ganz richtig, anders kommt man der altgriechischen Kunst überhaupt nicht bei; sie vergessen nur, daß dieser Weg nach Norden führt und man den gleichen ahnend beobachtenden Weg auch Iran und der Gotik gegenüber einschlagen muß, was die historischen Humanisten bis jetzt über dem alten Orient, Hellenismus, Rom, Romanik und Barock gänzlich versäumt haben. Dem Wesen der Seele nachspüren, heißt nicht Macht und Besitz nachlaufen und, im Mittelmeerglauben erblindet,

alles andere links liegen lassen; es heißt vielmehr, sich vom Wesen der altgriechischen und altiranischen Kunst und unserer „Gotik“ führen lassen; dann kommt der Rückschluß auf den hohen Norden und die Eiszeit ganz von selbst, und das auf diesem Wege erschaute Wesen wird zum Wahrzeichen einer Denkweise, die uns abhanden gekommen ist, trotzdem sie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur größten Blüte reindeutschen Wesens geführt hat. Das der Volksgemeinschaft zum Bewußtsein zu bringen, ist eine der Hauptaufgaben des vorliegenden Buches. Die Bildende Kunst nimmt dabei einen sehr bescheidenen Platz ein.

Unser deutsches Grundwesen ist nun einmal der Seelenmensch, wie er aus Hellas, Iran, der „Gotik“ und unserer „Romantik“ für den ursprünglichen Norden zu erschließen ist. Nicht das heutige Europa mit seiner Macht- und Besitzgier darf weiter den Rahmen abgeben, in den wir uns einfügen, sondern wir bestimmen diesen Rahmen selbst im Sinne eines sachlich denkenden Volkstums, das im Vergleichswege für die nordische Menschheit voranzusehen sucht. Der feste, unverbrüchliche Halt ist jene Seelenahnung, die dem Nordmenschen einst in schweren Daseinskämpfen gekommen ist, dann aber seit Eintritt der Gewaltmacht von Gottes Gnaden ganz planmäßig vom Mittelmeere her, z. B. seit Alexander und Karl, wieder ausgerottet wurde, so daß es heute schwer ist, aus allem Glitterkram von sogenannter Weltanschauung, Religion und Philosophie heraus wieder auf die Klarheit der einfachen Grundtatsache zurückzugreifen. Das wird der zielbewußten Arbeit von Geschlechtern bedürfen, vor allem auf dem Gebiete der Feststellung der Grundhaltung der nordischen Seele, einer Wesensbetrachtung, die von der Bildenden Kunst aus eingeleitet worden ist („Spuren“).

Das Um und Auf der Wesensbetrachtung ist in jeder Lebenswesenheit, ob es sich nun um Recht und Glaube, Kunst usw. handelt, bei aller Anerkennung der Einheit der Sache (Substanz) doch deren auf Erkenntnis zielende Auflösung in die einzelnen Werte, die, zusammengenommen, das Wesen der einzelnen Lebenswesenheit bilden. Die höhere, fachmännische Ausbildung beginnt mit strengen Übungen in dieser Art Betrachtung, wer ihren Wert dauernd nicht erfährt, scheidet aus. Wie das Beschreiben schon auf der Unterstufe

gelehrt werden sollte, so das Betrachten schon von der Oberstufe an. Wer z. B. in der Bildenden Kunst nicht im Laufe der Jahre das Handwerk von den geistigen Werten und innerhalb letzterer den Gegenstand nicht vom seelischen Gehalt und die Gestalt nicht von der Form zu unterscheiden gelernt hat, ist für die wissenschaftliche Arbeit dieser Art unbrauchbar, insbesondere dann, wenn ihm jedes Verständnis für den entscheidenden seelischen Gehalt und dafür mangelt, daß alle anderen Werte in dessen Dienst stehen⁵¹. Das wird ihm aufgehen, sobald er die Werke der Machtkunst mit ihrer lediglich auf Wirkung berechneten Mache unterscheiden lernt von den großen Meisterwerken der griechischen und iranischen Form, ferner der Gotik, die ihre Blüte nicht nur in den Münstern, sondern vor allem auch in den großen Meistern um 1500 und später hat.

Das Erfassen des Seelischen kann in der Bildenden Kunst vom planmäßigen Betrachten aus gelehrt werden. Aber was ist das für ein kümmerlicher Weg im Verhältnis zu schweren Lebenslagen, in denen die Seele von selbst aufschreit, für den einzelnen im alltäglichen Leben, für ein ganzes Volk in so großen gemeinsamen Erlebnissen wie dem Weltkrieg und entscheidend vor allem einst in der Eiszeit.

Man kann bei einem Volk in Not denken, daß man ihm gerade nur so viel gibt, als die Erhaltung der Arbeitskraft erfordert; um so mehr müßte man dann aber für den rechtzeitigen Ersatz durch seelische Güter besorgt sein. Wenn ich an Holz und Kohle für den Haushalt spare, die Nahrung nach dem Bedarf an Vitaminen ausrechne, dann müßte ich dieses Zurückhalten um so mehr ausgleichen durch seelisches Gut und Bedachtnahme darauf. Das gibt mehr Kraft, als was man nach Pferdekräften bemessen kann. Da kann nicht früh genug mit der Vorratswirtschaft begonnen werden.

Die Seele wird aus der Vorstellung geboren; ein Mensch ohne diese Tiefe in reifer Abklärung ist gar nicht fähig, ein Seelenleben zu führen, außer er hat sie als Ahnenerbe angeboren. Daher sind erschütternde Schicksale die Voraussetzung für das Erstarren der Seele — jene zeit- und raumlose Sehnsucht des hochnordischen Menschen, in Ruhe aufzugehen in All und Schöpfer (Parthenongiebel). Dazu

⁵¹ Vgl. „Forschung und Erziehung“, 1928.

gehört die durch den übermenschlichen Kampf mit der Wirklichkeit gestählte Spannkraft, die sich dem Einklang zwischen Weite und Tiefe angepaßt hat. Das sind in kurzen Worten die Werte und Kräfte, die zu jener Vorstellung von einer Seele geführt haben, die der Nordmensch von seinen Eiszeitahnen ererbt hat und unverbrüchlich als Überzeugung in sich trägt. Gegen diese einst aus Lage, Boden und Blut von Zwischeneiszeiten mit dem nachfolgenden Kampf von neuen Eiszeitwellen in Jahrhunderttausenden geborene Seelenhaltung (Charakter) des Nordmenschen, hat die vom Mittelmeere ausgehende Gewaltmacht von Gottes Gnaden ihre Waffen derart spielen lassen, daß die Sehnsucht der schönen und guten Seele von einst durch die Eier nach Macht und Besitz überwuchert wurde. Leider auch im Norden selbst.

Was die Seele ist, wissen daher selbst wir Deutschen nicht mehr in breiter Schicht, die Humanisten haben dieses Bewußtsein, das Meister Eckhart und die Gotik noch kannten, wieder zum Versinken gebracht. S. Claudius vergleicht die Seele in einem bekannten Gedicht einer Melodie, einem schönen Traum, einem Orgelwerk, einer Wolke, das heißt lauter Dingen, die nicht unmittelbar greifbar sind, dahinschweben, uns im tiefsten Innern erschüttern, aber dann doch wieder verschwinden. Vielleicht vermag eher die Bildende Kunst die Seele im Bilde festzuhalten, feinfühlige Menschen empfinden das, hängen sich öfter sehr unscheinbare Kunstwerke hin, um von Zeit zu Zeit einen stärkesuchenden Blick darauf zu werfen; aber die Historiker, bis jetzt seltsamerweise die einzigen wissenschaftlichen Bearbeiter der Bildenden Kunst (Kunstgeschichte), merken davon nichts, die Forschung nach dem seelischen Gehalte liegt völlig brach. Und doch hätten gerade Forscher auf dem Gebiete der Bildenden Kunst es in der Hand, die Geschichte der Seele nach den ältesten Zeugen der Menschheit vorzuführen zu können. Die Seele spricht durch die Bildende Kunst deshalb weiter zurück in die Urzeit der Vergangenheit als Musik und Literatur, weil ihre Denkmäler erhalten, Ton und Wort aber verlorengegangen sind. Das Auge kann sich weiter zurücktasten als das Ohr und der Mund, die Seelenzeichen der Bildenden Kunst reichen höher hinauf in die Zeit der Menschwerdung als die Zeugnisse der anderen Sinne.

Entwicklung. Das Denken nach Jahren und Tagen muß in Feierstunden wieder dem zeit- und raumlosen Denken den Vorrang einräumen, also der historischen Auffassung die ird- oder sogar weltgeschichtliche vorangestellt werden, sonst bleiben wir weiter von der Zeitangst befallene Kleinkrämer von Macht und Besitz und lassen die großen Hauptfragen des Lebens im All laufen. Es kommt also sehr viel auf die Erkenntnis an, daß wir seit sagen wir zehntausend Jahren, aus der natürlichen Bahn geworfen, einem Irrlicht gefolgt sind und am besten tun, die Entwicklung wieder da aufzunehmen, wo wir damals, als die Gewaltmacht von Gottes Gnaden am Mittelgürtel begründet wurde, abgelenkt worden sind. Die Kräfte der Beharrung haben inzwischen zwar, ohne von den Menschen beachtet zu werden, im Dunkeln also weitergewirkt, die Machtmenschen aber wußten es besser: sie ließen Macht und Besitz nach, machten Geschichte. Lage, Boden und Blut, beziehungsweise was diese an entscheidenden Kräften in den Menschen legen, wurden einen Pfifferling wert. Ich habe das zum ersten Male 1923 in meiner „Krisis der Geisteswissenschaften“, S. 190 f., herauszuarbeiten gesucht⁵².

Es läßt sich eine Gleichung aufstellen, die der Annahme vom gleichmäßig aufsteigenden Fortschritt der Menschheit glatt ins Gesicht schlägt: Je höher die äußeren Formen, die Mache des Lebens entwickelt werden, desto mehr sinken die inneren seelischen Gehalte. Wir nehmen gern an, daß der Mensch von heute den Gipfel der „Kultur“ einnähme; wenn ich recht behalte, ist das ein großer Irrtum insofern, als die seelische Höhe einst schon im hohen Norden erreicht war, seit Begründung der Gewaltmacht aber vor zehntausend Jahren wieder zurückging und heute nur mit äußerster Kraftanstrengung vielleicht wieder in Erscheinung treten könnte — wenn uns das überhaupt noch gelingt. Dann erst ginge das Seelenleben weiter. Die großen Kriege von heute sollten Menschentum und Menschheit dazu verhelfen.

Wenn wir erst einmal diesen Anschluß, von dem uns zehntausend Jahre etwa abgedrängt haben, wiedererreichen, die Zeit, in der die Menschheit auf Macht und Besitz, statt auf die Weiterbildung der

⁵² Vgl. auch „Acta academiae Aboensis, Humaniora“. IV, 1923, S. 45.

im hohen Norden entdeckten Seele losging, überbrücken, dann läßt sich hoffen, daß die Entwicklung allmählich wieder gesundet und das Menschentum ernstlich und entschlossen dabei planmäßig unter Führung der Geistes-, Natur- und Weltwissenschaften wieder vorwärtsgeht. Erst dann werden wir in unserem Lebensgefühl wieder zurückgreifen auf jene tief demütigende Erkenntnis, daß der Mensch nur ein Teil des großen Ganzen von All und Schöpfer ist und guttut, sich einfach den Forderungen der Jahreszeiten wie einst oder dazu der Tageszeiten wie heute zu überlassen, und Frühling, Morgen und Jugend ebenso in Freude und Arbeit zu genießen wie Sommer, Mittag und Reife oder Herbst, Abend und Alter, endlich hinzunehmen, was Winter, Nacht und Tod bringen. Was einst die Morgentrote an Heil und Erlösung versprach, das kündet heute noch eine innere Stimme, die Glaube, Hoffnung und Liebe mit einer Kraft verspricht, die nicht erst in einem erdichteten Jenseits Erfüllung erwartet, sondern in dem Leben, das uns gegeben ist, selbst. Die Kunst sollte dazu Führer sein und die Bildende erst recht, weil sie anschaulich greifbar vor das äußere Auge stellt, was das innere Auge an erlösenden Gesichten sieht.

Ich frage nun die Gelehrten aufs Gewissen: Erkennt Ihr an, daß das Griechische nordischen Ursprungs ist: warum geht Ihr dann nicht ernstlich diesen Spuren nach? Und wenn Euch schon Philologie und Geschichte im Stiche lassen, die klassische Archäologie durchaus ihren Gesichtskreis nicht erweitern will: warum verlangt Ihr die Antwort dann nicht von den Prähistorikern? Wie könnt Ihr als Volksdeutsche weiterarbeiten, ohne diese Grundfrage gelöst zu haben? Weil Euch der Mittelmeerhumanismus noch derart in den Gliedern liegt, daß Ihr nur darauf aus seid, immer mehr nach dem christlichen und islamischen Ende der Antike hin zusammenzuraffen, und nicht über die Anfänge nachdenken wollt. Ich selbst bin von Ägypten (der koptischen Kunst) und dann nachdrücklichst von Mischatta aus auf Iran gekommen, habe wie das Griechische vor und nach Alexander, so dieses Iran von Persien scheiden und allmählich vom christlichen Ende her, dann von Indien und China, wie von Sibirien, den Alttürken und den Germanen her als einen der Mittelpunkte geistigen Werdens erkennen gelernt. So trat Iran als feste Größe in meine Rechnung. Von

Hellas, Iran und „Gotik“ aus ein gemeinsames Grundwesen erkennen, schließt die Ahnung des ursprünglichen Europa und jenes Seelenmenschen auf, der „hohe Kultur“ in sich trug, jenes Gut, das am Mittelmeere vom Machtmenschen verballhornt und dann nahezu ausgerottet wurde. Es ist unsere Sache, diesen jahrtausendealten Kampf siegreich zugunsten des Deutschtums und unseres Nordens zu Ende zu führen, uns zu überzeugen, daß die Fabel von der indogermanischen Reinheit zu Recht besteht und wir nichts Besseres tun können, als alle Hebel in Bewegung zu setzen, um diesen Adel wiederzugewinnen. Das würde dann heißen, die seit einem Jahrzehntausend ununterbrochen in die Irre gehende Entwicklung wieder einrenken, beziehungsweise wieder aufnehmen und für die Zukunft zum Leitstern erheben.

Diese große Frage nach dem Ursprung der Seele und ihren Schicksalen muß den Kern aller vom Nordstandpunkt an das Leben und sein Werden gewendeten geisteswissenschaftlichen Untersuchungen bilden. Es geht nicht an, daß die einst vom Mittelmeere, den Amerasiaten und Atlantikern aus wuchernde Gier nach Macht und Besitz noch länger im Vordergrunde aller geschichtlichen Forschungen sowohl wie der Politik bleibt. Wir müssen anfangen, diesem bisher künstlich Beharrenden, dem Eigennutz der Gewaltmacht des Mittelgürtels, bewußt die andere natürlich beharrende Kraft entgegenzustellen, die der Seele des Nordens, ihrer auf Gemeinnutz eingestellten Selbstverantwortung. Dazu gehört die Erkenntnis, daß das unsere, der Deutschen, Germanen und Indogermanen Sache mehr ist, als die der Amerasiaten um das pazifische und der Atlantiker um das atlantische Großmeer. Wir haben uns als Letzte, vom Pol überland bis Iran, Indien und Ostasien wandernd, am längsten im Norden aufgehalten und dadurch einen Einschlag in unser Blut bekommen, der beharrlich gegen Macht und Besitz eingestellt war (Bilderstürme) und als unser Grundzug wiedererkannt werden muß. Ganz bewußt beharrend sein soll unser Festhalten am Norden trotz des Abzuges der Indogermanen und Ostgermanen über alle Blütezustände hinaus, die der Norden in Hellas und Iran, nicht zuletzt durch die „Gotik“ noch in der Renaissance Italiens gefeiert hat. Der Norden bleibt trotz dieser Abgabe an den mittleren Süden immer noch unerschöpflich, er gebietet sich

selbst immer aufs neue, muß es tun, sonst geht der Erdkreis seelisch unter. Schon diese Ahnung sollte uns den nötigen Mut und die unausweichlich notwendige Zurückhaltung geben.

Die nordischen Kunstkreise Hellas, Iran und die Gotik haben einst den Erdkreis ebenso durchsetzt wie seit Alexander, Rom und Karl vorwiegend der Mittelhürtel, letzterer nur mit Gewalt. Heute läßt sich weder die eine noch die andere Art allein festhalten, es kommt vielmehr darauf an, daß die Deutschen und Germanen sich endlich auf die natürliche Ordnung und seelische Freiheit einigen, die Romanen mögen bei ihrer Machtgesinnung bleiben, sie ist ihnen zur zweiten Natur geworden; nur müssen sie dabei die germanischen Völker aus dem Spiele lassen. In den Engländern scheint doch das alte Atlantikerblut stärker als das der Indogermanen. Diese können sich untereinander auf einen Glauben und eine Ordnung einigen. Die beiden natürlich gewordenen Menschengruppen im Norden und äquatorialen Süden treten, scheint es, wieder in den Vordergrund, saugen wieder auf, was sich unnatürlich durch Entstehung des Mittelhürtels einst zwischen sie geschoben hatte, das heißt, wie die Romanen immer mehr zu äquatorialen Südvölkern werden, so sollten die Germanen sich ganz bewußt zu Trägern des indogermanischen Nordgedankens zurück-, bzw. vorwärtsbilden.

Auf engen Raum und kargen Nordboden zusammengeschlossen, drängt unser Blut heute noch sehnsüchtig nach dem Süden, wohin die Indogermanen schon in der Eiszeit vertrieben wurden, wohin die zurückbleibenden Germanen nach harten Kämpfen neuerdings in der letzten Völkerwanderung ausschwärmten, und dahin, wo, dieser Wanderung geistig folgend, auch noch die Gotik nach Spanien und Italien vorgedrungen ist. Dieser Bewegungsdrang wurde gelegentlich auch später noch zur Auswanderung, ließ jene Auslandsdeutschen entstehen, die das Deutschtum in alle Welt trugen, das uns nun als ausgestreuter Samen erst recht als hochwertig zum Bewußtsein kommt. Ob unsere Erholungs- und Hochzeitsreisenden in ihrer Sehnsucht nach dem Süden nicht besser täten, auf diesen Wegen den versprengten Deutschen nachzugehen und dadurch die Fäden, die sich über den Erdkreis ziehen, fester zu machen?

Schließen wir die entwicklungsgeschichtliche Erklärung, so ist der

hohe Norden der Ausgangspunkt, der sich in Urzeiten vom Festland erreichen ließ, dem Eise folgend, nach dem Pol. Der andere Weg zurück ist der, den die Indogermanen, den Amerasiaten und Atlantikern nach Süden folgend, zogen, als sie, von einer neuen Eiszeit bedrängt, ihren Weg über Osteuropa nach dem Innern Asiens einschlugen, Hellas und Iran, China und Indien Seele gebend. Auf diese Achse vom hohen Norden überland nach dem Südosten Asiens müssen wir zurückgreifen, diese seelische Ausdehnung des Nordens haben die Indogermanen eingeleitet, die Waräger wieder aufgenommen und die Mongolen und kaiserlichen Russen unterbrochen. Es scheint, darin liege die natürlich gegebene Bewegungsfreiheit der Indogermanen zwischen den Amerasiaten im Osten und den Atlantikern im Westen. Diese Bewegungsachse der Indogermanen wieder dem Überlandverkehr zu erschließen, ist nicht minder unsere, der Deutschen, Zukunft, wie der Besitz überseeischer Kolonien. Der Wille allein genügt nicht, er muß sich auf natürlich gegebenen Voraussetzungen aufbauen. Diese aber scheinen mir zusammen mit dem gegebenen, was ich über die Germanen hinaus an den Anfang, die indogermanische Urzeit des ursprünglichen Europa im hohen Norden und die Indogermanenwanderung als Achse setze.

Unsere Zeit hält so viel vom Willen, wohl weil sie vermeint, daß der Wille das Reich gerettet habe. Und doch, Hand aufs Herz: Seele war es, die dem Willen die Einsatzkraft gab. Der Wille an sich war nur Werkzeug. Die volksdeutsche Bewegung selbst muß weiter ausgreifen. Wenn sie nicht die verlorene Seele des Nordens wiederfindet, dann werden Wille und Bewegung auf die Dauer kaum reichen, um die Deutschen bleibend vom Machtwahne zu erlösen, geschweige denn die Menschheit. Volksmacht, die der Wille auslöst, ist nichts Ganzes, den Willen hatte auch — und erst recht — die Gewaltmacht von Gottes Gnaden. Macht im nordischen Sinne muß vielmehr getragen sein vom Gewissen, von Nächstenliebe und Verantwortungspflicht, nur sie allein wird die Deutschen, hoffentlich, wie einst die Indogermanen an die Spitze des Nordens führen. Nur Deutschsein als Glaube an die unsterbliche Seele des Nordens kann uns retten. Zu dieser vom Untergang des Abendlandes durch den Ausbruch des Nordens zurücktaftenden Erkenntnis habe ich meine Werke seit dem

Rücktritt vom Lehramte 1933 geschrieben, danach sollte der Deutsche zum seelisch Richtung gebenden Leitmenschen der Zukunft werden.

Beschauer. Ich werde von der Bildenden Kunst aus gedrängt, die Seele als den erregenden Kern alles schöpferischen Gestaltens anzusehen, komme als Forscher nicht um sie herum, ja muß gerade sie als Anfang und Ende aller Werte und Kräfte in den Vordergrund stellen, darf gar nichts arbeiten, ohne ihre Forderungen stets vor Augen zu haben, sonst triebe ich eben wie bisher kaltblütig Geschichte, ohne mich um Wesen und Werden der Lebenswesenheit zu kümmern, die ich bearbeite. Die Bildende Kunst scheint mir wegen ihrer alten Zeugen wichtiger als die an sich ausdrucksvollere Musik und unvergleichlich wirkungsvoller als jedes geschriebene Wort, das erst durch den Verstand erfaßt werden muß, während in der Bildenden Kunst der Augenschein unmittelbar ergreift. Möglich, daß die Musik ursprünglich im Norden mehr führte als die Bildende Kunst. Ihre Denkmäler sind verloren, ich kenne den Rückschluß für die Musik nicht.

Ein Volk, das seine Seele sucht, kann meines Erachtens nur im Norden gefunden werden, die Deutschen würden daher nicht vergebens suchen. Als das seelisch mehr gebende als empfangende Volk der europäischen Mitte haben sie nach allen Seiten ausgegriffen und können sich nun vom Westen und Süden wie vom Osten die Seelenfrüchte zurückholen, die sie dort gezeitigt haben. Unsere Gelehrten sind dafür noch immer blind. Vom Macht- und Besitzwahn befangen, sehen sie nicht, was das deutsche Mutterland nach allen Seiten hergegeben hat, die Humanisten gar lassen sich womöglich durch einen Mäle verblüffen. Die neugegründeten Arbeitsgemeinschaften für das Auslandsdeutschtum werden, wenn sie erst auf den Boden des Germanischen und zuletzt des Indogermanischen zurückgreifen, erschütternde Nachweise zu erbringen haben.

Die Seele des Deutschen kann nicht nur aus dem satten Vollbesitz seines Volkstums im Binnenlande des Dritten Reiches erschlossen werden, sie leuchtet viel stärker auf aus den Grenzkämpfen und den Sprachinseln, die über die ganze Erde verstreut sind. Der Deutsche ist, Ackerland suchend, in die Welt hinausgezogen, nicht als Eroberer und Profitgeier. Er hat in die Ackerscholle, die er bearbeitete, sein

angestammtes Heimatgefühl viel mehr eingegraben als die Geschäftsmacher in den Städten, die sich nur zu leicht nach der Fahne des Erfolges drehen.

Wie sich mein Lebenswerk zusammenschaffend anläßt, leite ich vom Eiszeitnorden die Entstehung der Seele her, die durch die Nordvölker, am ausgiebigsten durch die Indogermanen, über den ganzen Erdrkreis getragen wurde, schließlich aber der Macht- und Besitzgier zum Opfer fiel. Wenn ich heute dafür eintrete, daß wir diesen verschütteten Seelenborn wieder erschließen sollten, so hoffe ich, daß dies den Deutschen gelingen werde. Warum? Sie sitzen heute noch da, wo manche die Urgebiete der Indogermanen annehmen, und haben in Gotik und Dürer Persönlichkeiten, in denen dieser Quell noch überraschend im Gesamtvolle und bei einem Einzelnen klar hervorquillt. Außerdem haben sie in der Romantik eine Blüte getrieben, die, so bescheiden sie auch im Volke war, doch in Kunst und Wissenschaft in die letzten Tiefen des Menschengemütes vordrang, und sie haben sich nach der Knechtung durch den Weltfrieden unter der Führung Hitlers zu gebietender Selbständigkeit durchgerungen: Ein Schritt noch und sie greifen nach dem höchsten Lorbeer, den das Menschengeschlecht zu vergeben hat, nach seinem edelsten Gute, der Seele. Die Deutschen haben wie kein anderes Volk die große Vergangenheit der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hinter sich; wenn sie sich bewusst würden, daß damals das edelste Volkstum zu Worte kam, hätten sie den halben Weg zu Gotik und Dürer, schließlich zum indogermanischen Grundwesen schon zurückgelegt. Das ist sehr viel und kann von keinem anderen Volk der Erde in dieser zeitlichen Nähe aufgebracht werden.

Durch das erhoffte Ausscheiden der Kirche aus dem Seelenleben der Deutschen entsteht eine Lücke im geistigen Aufbau des Staates, die auf die Dauer nicht ohne Vorsorge bleiben kann. Das, was den Menschen erst zum Menschen macht, seine Seele, ist der einzige Faden, der uns mit All und Schöpfer verbindet. Da nützt keine Wissenschaft, nicht die Pflege des Geistes kann da helfen. Die Kunst als Bekenntnis stammt aus der Seele; Glaube, Hoffnung und Liebe haben allein in ihr die Fundgrube, das Gemüt ist die Magnetnadel, an der wir den Weg der Seele ablesen können. Man sollte meinen, dem Deutschen brauchte das alles nicht erst in Erinnerung gebracht zu werden;

daraus schreibt sich ja sein Ruf als ein Volk von Träumern und Denkern her. Wir bemühen uns heute redlich, zu zeigen, daß die Volksgemeinschaft von dieser „Schwäche“ nicht mehr befeffen sei, tun alles, um die Jugend zu Menschen des Willens und der Tat zu erziehen. Aber der Rückschlag wird und muß kommen. Wir müssen ihm meines Erachtens vorbeugen, sonst rast der Sturm eines Tages mit niederschmetternder Naturgewalt daher. Je mehr Seele und Gemüt zurückgedrängt werden, desto heftiger werden sie sich eines Tages im reinsten Indogermanen geltend machen. Blut ist nicht Nebensache.

Schon zeigt sich in den Erfahrungen auf dem Gebiete der Bildenden Kunst, im besonderen der Malerei und Bildnerei, daß ihre Leistungen bei der heutigen Einstellung auf die Dauer unbefriedigend werden. Wir können nicht bei der angewandten Kunst stehen bleiben, fordern Bekenntnisse. Wo sollen diese aber ohne ihren Keimboden, Seele und Gemüt, herkommen. Ahnungen allein bereiten den Weg, auf dem wir durch die Kunst einen schöpferischen Schritt im All und dem Schöpfer entgegen vorwärtskommen können. Wenn man nicht rechtzeitig vorsorgt, werden eines Tages die Kirchen wieder die Oberhand gewinnen. Das ist es, was wir durch eine in aller Ruhe überlegte Glaubenspolitik verhindern müssen, sonst marschirt in einem unbewachten Augenblick wieder der alte Aberglaube und treibt Seelsorge auf seine Art.

10. Der Nordpol als Wahrzeichen

Wir haben vorstehend auf den Nordpol so häufig Bezug genommen, daß es zum Schlusse wünschenswert erscheint, ihn im Rahmen dieses Buches von allen Einzelfragen loszulösen und um seiner selbst willen ins Auge zu fassen. Seit Menschengedenken an einem der äußersten und unzugänglichsten Punkte der Erde gelegen, erweckt der Nordpol heute die lebhafteste Beachtung, weil in ihm die drei führenden Erdteile Amerika, Asien und Europa zusammenlaufen und über ihn hinweg die kürzeste Verbindung der Erdlänge nach durchzusetzen wäre. Wir fangen an, den Nordpol als Verkehrskreuzungspunkt von maßgebender Bedeutung zu denken und so die starre Öde, die ihn bisher umgab, zu durchbrechen. Ferner bestehen bereits Vorschläge, das hochnordische Gebiet wieder zu besiedeln und zu einem Mittelpunkt des Viehhandels zu machen⁵³. Auch erzieherisch ist man auf die Bedeutung des polaren Nordens als Anreiz für die Anspannung aller Kräfte gekommen⁵⁴.

Meine Lebensarbeit hat mich zu der Annahme geführt, daß der Nordpol für die Menschen nicht immer ein toter Punkt des Erdganzen gewesen sei. Er hat nicht nur in vormenschlicher Zeit Leben gekannt, sondern ist meines Erachtens in der Entwicklung des Menschen selbst zu einem der wichtigsten Punkte geworden: er hat den südlichen Triebmenschen, der, dem Eise folgend, eingewandert war, in unendlich langer Zeit zum hochgezüchteten Seelenmenschen gemacht. Dort am Pol war einst die wahre „hohe Kultur“ zu Hause, die wir durch Tausende von Jahren uns am Mittelmeere einreden ließen. Sie dünkte uns, vom Gottesgnadentum getragen, nur deshalb als etwas besonders Verehrungswürdiges, weil wir bedenkenlos das

⁵³ „Ostasiatische Zeitschrift“, XI, 1935, S. 169f.

⁵⁴ „Geistige Umkehr“, S. 219f.

Altgriechische mit in sie aufnahmen. Seit wir aber nicht nur das Land der Griechen mit der Seele suchen, vielmehr die Seele der Griechen als den vom Norden mitgebrachten Schatz ihrer — unserer — Ahnen erkennen, sinkt, was das Mittelmeer sonst leistet, daneben weit herab auf den zweiten Rang. Wir haben gelernt, neben Hellas auch noch Iran und die „Gotik“ zu stellen, und lassen uns nun nicht mehr weismachen, daß die hohe Kultur überhaupt nur am Mittelmeere entstanden sein könne. Vielmehr wenden sich unsere Blicke suchend dem Pole zu, zunächst von der Forschung über Bildende Kunst aus, wie ich in meinen Werken seit 1935 immer wieder zu zeigen versuchte.

Was ich heute vom deutschen Volke erhoffe, eine Nordpolitik, die den Pol als seelisches Wahrzeichen aussteckt, das liegt fern von aller Macht- und Besitzgier. Ich erwarte mir von diesem Aufruf eine ähnliche Wirkung, nur im großen, wie ich sie im kleinen durch den Hinweis auf das Alpengefühl für meine engere Heimat, die Ostalpen, durchsetzen möchte: das Ausleben einer Inbrunst im Ausblick vom Alltäglichen zu Schöpfer und All, die ersetzen muß, was alles das Gottesgnadentum uns seit Jahrtausenden vorgegaukelt hat. Ich verspreche mir davon eine Seelenhaltung, die in eigener Selbstachtung auch den anderen achtet und ein Lebensgefühl ausströmt, das statt wie die Gewaltmacht abzustößen, anzieht und die Völker einander un mittelbar in sachlich seelischem Austausch näherbringt.

Die Geisteswissenschaften wissen aber freilich überhaupt nichts vom Pol oder gar von einer Vergangenheit oder Zukunft des Poles. Das ist jedoch kein Beweis dafür, daß der Nordpol niemals eine Rolle in der Menschengeschichte gespielt hat oder spielen wird. Vielleicht wissen sie nur deshalb nichts von ihm, weil sich die Ritter vom Geiste nur mit den letzten zehntausend Jahren etwa beschäftigen, einem zu kurzen Zeitraume, der wohl in keinem Verhältnis steht zu den Tahn- und Hunderttausenden von Jahren vorher, in denen ich den Pol wirksam sehe. Das alles paßt natürlich nicht in den Kram der Historiker, die eingeschworen sind darauf, wir ständen mit unserer heutigen Einsicht auf dem Gipfel der „Kultur“. Natürlich, was haben wir doch auch alles an Akademien, Fakultäten, historischen Verbänden und sogenannten wissenschaftlichen Zeitschriften. Was werden Bücher geschrieben und welche unerhörten Verästelungen bis in die

allerletzten Einzelheiten weisen diese sogenannten Geisteswissenschaften auf. Dagegen kann kein Zeitalter heran — soweit es sich nämlich um die Zerfaserung dessen handelt, was wir zu wissen glauben. Kein Mensch aber fragt, was wir nun eigentlich wissen, niemand kümmert sich um die Lücken und empfindet auch nur im geringsten jene größte Lücke, die der unentwegte Humanist in seinem Mittelmeerglauben verständnislos von sich weist: das Unwissen von den Voraussetzungen der Entwicklung des eigenen Volkes, der Bedeutung seines Stammesgebietes im hohen Norden und seit den Eiszeiten in jenem Menschenschlage, den wir uns gewöhnt haben, als Indogermanen zu bezeichnen.

Versuchen wir doch einmal ganz unabhängig zu überlegen, wie unsereiner auf den Nordpol als seelisches Warmhaus trotz aller hohen Kältegrade kommen konnte. Ich will einmal ganz absehen von den Gründen, die mich von der Bildenden Kunst aus zur Annahme eines maßgebenden Einflusses der Eiszeit am Nordpol auf die Entwicklung des Menschengeschlechtes hindrängten — sie wurden oben ausführlich auseinandergesetzt —, will nur überlegen, ob es denn nicht ganz allgemeine Gründe genug gibt, den Pol nicht länger, wie es die Vorgeschichte tut, außer Spiel zu lassen. Es ist doch merkwürdig, daß die Sprachforscher schon vor hundert Jahren, als sie noch Ahnungsvermögen besaßen, auf die Bezeichnung „Indogermanen“ kamen für die Urheber eines Sprachstammes, der sich ungefähr in der Achse von Nordwest nach Südost über Osteuropa-Mittelasien oder umgekehrt bewegte. Und gerade bei einem der am äußersten vorspringenden Zweige, dem nach dem Indischen Meere, mußte sich in dessen heiligen Büchern, den Veden, noch die Überlieferung von einer dreißig Tage dauernden Jahreszeit „Morgenröte“ erhalten, die doch nur am Pol möglich ist. Dort dürfte auch die Vorstellung von der Erdscheibe zu Hause sein, die erst spät durch die richtige Vorstellung der Erdkugel überwunden wurde. Wie kam man wohl zur Vorstellung einer runden Scheibe, wenn sie nicht dem Weltbilde am Pol jenseits des 66. Breitengrades entspräche? Damit hängt vielleicht auch die Vorstellung einer Mitte, eines Omphalos zusammen, der in Form eines Konus z. B. in der Mitte der Mauerschleife von Simbabwe steht. Auf ähnlichen Wegen haben die großen Deutschen der ersten Hälfte

des neunzehnten Jahrhunderts die Indogermanen und die Volkstunde entdeckt.

Wie sind gerade die Deutschen zu ihrem Ruf, ein Volk von Denkern und Träumern zu sein, gekommen? Man hat das im machtgierigen Auslande besonders hoch eingeschätzt, weil darüber ruhig die Welt verteilt werden konnte, die Deutschen sahen mit Befriedigung zu, erst recht, wenn sie dazu selbstlos beitragen konnten. Die Zeiten haben sich nun freilich geändert, Not bricht Eisen. Die Deutschen sind jetzt so weit, daß sie sich ihren Anteil selbst holen, holen müssen, sonst können sie auf die Dauer nicht leben. Das bringt sie zum Bewußtsein, daß es ohne Macht und Besitz doch nicht geht, ein edles Volk sich darin aber von vornherein Grenzen zieht. Um diese Einsicht zu fördern, stecke ich das Wahrzeichen auf dem Pol aus, man könnte es sich auch in der Gestalt eines Walter-von-der-Vogelweide-Denkmalns vorstellen! „Ich saß auf einem Steine (dem Weltberge) und deckte Bein mit Beine, stützte darauf meinen Ellenbogen und hielt in meine Hand geschmiegt das Kinn und eine Wange.“ Das ist jene Schicksalsgestalt, die ich in meinen Werken „Dürer und der nordische Schicksalsstein“, S. 96 f., voran, als die Vorstellung vom ersten grübelnden Menschen, wie ihn der Pol gezeitigt hat, in Menschengestalt in seinem indogermanischen Ausbreitungsgebiete: Hellas, Iran, Indien und Ostasien, schließlich der deutschen Gotik, nachweisen konnte. Heute sieht die volksdeutsche Bewegung diese Waltergestalt mit etwas Sorge an, weil sie fürchtet, der Deutsche könnte noch länger über diesem Sinnen und Träumen vergessen, an sich selbst und seinen Lebensraum zu denken. Ich hoffe, wir können unbesorgt sein. Es ist schon viel dafür getan, daß der Deutsche gegenwartsbewußt wird und bleibt. Die wissenschaftliche Seelenforschung soll nur ergänzend den Weg bereiten, wenn die Ermüdung nach der Befreiung eintritt. Der Nordstandpunkt des Forschers bedingt nicht nur, daß er die Dinge vom Norden aus sieht, sondern verlangt zugleich, daß er durchdrungen sei von der Ahnung, der Norden könnte einst in der Eiszeit die Seele und damit den einzig richtigen Maßstab des geistigen Daseins geschaffen haben. Das gibt die beste Kraft zur Selbstbehauptung.

Wir pflegen solche Hinweise in das Gebiet der „romantischen Ideen“ zu verweisen, ich würde dafür lieber von Regungen unseres

sonst leider eingefrorenen Ahnungsvermögens sprechen. Der Romantiker urteilt nicht nur aus dem Verstande, er tastet sich ratend mit dem Gefühl vorwärts. Und wir von heute möchten dem Schlagworte „Romantik“ womöglich etwas Minderwertiges anhängen! Der Romantiker besitzt noch das, was den Künstler ebenso wie den im großen Ganzen denkenden Forscher, nicht nur den in den letzten Einzelheiten sich verzettelnden Gelehrten ausmacht.

Die Romantik freilich ist eine sehr gefährliche Sache, der erste beste Schuft kann dem einfachen, schlichten Nordmenschen daraus einen Strick drehen. Ihr Bestand setzt auf Gegenseitigkeit beruhende unbedingte Ehrlichkeit voraus: man begreift, daß der Machtmensch darüber lachend die Achsel zuckt. Romantik kann sich nur ein seelisch kerngesundes Volk leisten. Dazu gehört reines Blut und unbedingte Vertrauenswürdigkeit. Diese Hingabe an Glaube, Hoffnung und Liebe gedeiht nur auf dem Boden des Volkstums, ihr Pol ist der Norden, niemals das Stammgebiet des Machtmenschen im Mittelländisch-gürtel. Ihr ist es bitterer Ernst mit der Nächstenliebe, sie fußt auf der Überzeugung von der Güte, der dem Guten zugeneigten Natur des Nordmenschen. Die vertrauensselige Hingabe konnte allein in der um den kalten, harten Pol gruppierten Menschheit entstehen, wo wirklich einer für alle und alle für einen einstehen mußten. Insofern ist der Nordpol der seelische Erzieher jenes indogermanischen Menschen gewesen, der einst im hohen Norden neben dem Atlantiker und Amerasiaten entstand und die Seele in einem Maße ausbildete, daß ihre Romantik, später in Weltreligionen nachwirkend, von der Gewaltmacht von Gottes Gnaden so schmäählich ausgenutzt werden konnte. Dazu wieder gehörte die vorausgehende Freiheitsberaubung und Blutmischung am Mittelmeere durch Amerasiaten und Atlantiker.

Mir will scheinen, der Bestand einer Seele und eines Gewissens sind der zwingende Beweis für die Berechtigung meiner von der Bildenden Kunst aus zuerst gemachten Annahme einer Eiszeitmenschheit im hohen Norden, die eben diese Seele und das Gewissen entdeckte. Diese gewaltigste Leistung des Menschengeschlechtes, die man gern als von Gott in den Menschen eingepflanzt hinstellt, muß ganz natürlich da geworden sein, wo der Mensch durch Lage und Boden zu einer Blutreinheit gezüchtet worden war, die ihm erlaubte, selbst-

los mit seinem Teil zufrieden zu sein und nicht mehr zu beanspruchen als der Nachbar, einig in Arbeit und Hingabe an All und Schöpfer.

Ob man das nicht heute wieder zur Richtschnur der Menschheit machen könnte? Die Deutschen unter sich würden anfangen, nach diesen Grundsätzen zu leben, und wenn sie zur Macht kommen, diese nicht ausnutzen, um die anderen Völker zu unterjochen, sondern erst einmal versuchen, sie sittlich zu sich herüberzuziehen. Die Voraussetzung dafür bleibt aber freilich ein schlagfertiges, machtgeintes Volk, das einer Lügenwelt gegenüber die Wahrheit durchzusetzen vermag.

Der Norden gilt heute als die böse Richtung. Das kann sehr leicht nur die Umstülpung einer ursprünglich guten Einschätzung sein, die Macht hat es zu allen Zeiten verstanden, volkstümliche Anschauungen in ihr Gegenteil zu verkehren. Ist es nach den Beispielen, die ich immer wieder in meinen Arbeiten zu geben hatte, gar so unglaublich, daß das Gottesgnadentum, vor allem die Kirche und zuletzt der Machtwille der Humanisten, die seelisch ausschlaggebende Bedeutung des Poles im Laufe eines Jahrzehntausends in ihr Gegenteil verkehrten und allen Segen vom Mittelmeere ausgehen, den Pol aber, der ursprünglich dieses gehobene Lebenswesen im Mittellgürtel ermöglichte, in der Versenkung verschwinden ließen? Ich bedauere, daß mein Werk über Europas Machtkunst noch nicht heraus ist, darin werden solche Umstülpungen als die Regel im Wesen des Gottesgnadentums herausgearbeitet. Schon in den „Spuren“ steht übrigens genug davon zwischen den Zeilen. „Morgenrot und Heidniswerk“ bringt weitere Belege für die Umstülpung sinnbildlich ausdrucksvollen Tierates in Teufelswerk. Vor allem aber baut sich das Heilbringerbuch auf der vollen Erkenntnis der Bedeutung der Umstülpung für die Entwicklung der Christusgestalt und des nach ihr benannten Glaubens auf.

Der „hohe“, laute Geistesreichtum der Gewaltmacht von Gottes Gnaden brachte das wesentlich höhere, aber stille Seelentum der einstigen nordischen Volksgemeinschaft ins Vergessen, wenigstens in der Gesellschaft, die die öffentliche Meinung macht und Untertanen, Gläubige und Gebildete hinter sich her schleift. Die Schriftgelehrten wußten es nicht besser, sie feierten einen großen Sieg, als sie in der

zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Geschichte auf Grund von Inschriften, Pergamenten und Papier aufrichteten. Alles bezog in dieser Richtung darauflos. Und heute?

Alles überlebt sich. Als die Geschichte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zum Handwerk wurde, da glaubte man, nun sei die unerschütterlich sachliche Grundlage der Geisteswissenschaften gelegt. Leider hat sich die damals neue Forschungsrichtung im Nachweis der Bestandtatsachen erschöpft und ist nicht sachlich weiter aufgestiegen zu den höheren Verfahren der Verknüpfung, die sie im Wege des Vergleichs von selbst zum Anschluß an die Erd- und Weltgeschichte geführt hätten. Sie ist außerdem bei den Alltäglichkeiten von Macht und Besitz geblieben, ja ganz besinnungslos darin aufgegangen, und hat jede Fühlung mit dem inneren, das heißt seelischen Gehalte, der den Geisteswissenschaften innewohnen muß, verloren — trotz aller äußerlichen „Kulturgeschichte“, die ihr neuerdings angehängt worden ist. Der erste Versuch, ausgeführt von der Forschung über eine einzelne Lebenswesenheit, die Bildende Kunst, deckt den ganzen Schwindel jetzt auf und fordert, daß wir das zu Unrecht für Wissenschaft ausgegebene Kirchenlicht „Geschichte“ als das erkennen, was es im Nachweise der Bestandtatsachen ist, eine handwerkliche Hilfe, über der niemals die großen Ziele von Menschentum und Menschheit vergessen werden dürfen. Zu diesen gehören in allererster Reihe die Seele und ihr Ausgangspunkt, die in Zwischeneiszeiten im hohen Norden entstandenen Siedlungsgebiete um den Pol. Das schöpferische Ringen des neugeborenen Seelenmenschen, dessen Ergebnisse sich dann beim Ausbruche der letzten Eiszeitwellen durch die auswandernden Völker über den ganzen Erdkreis verbreiteten, lösten jene Schicksale aus, die die Geisteswissenschaften in Zukunft in der „Entwicklungsforschung“ verfolgen werden.

Ich denke, für den Bestand dieser den Deutschen so notwendigen Forschungsrichtung wäre die Aufrichtung eines bestimmten Wegweisers nicht ohne Bedeutung. Macht und Besitzgier raufen längst um die Weibiegung der beiden Pole, warum sollte die Wissenschaft, von den Naturgegebenheiten aus durch die Magnetnadel im besondern auf den Nordpol gewiesen, nicht auch in den Geisteswissenschaften, vorläufig vielleicht nur aus deren Ahnungsvermögen heraus,

auf den Nordpol Beschlag legen und dort ein seelisches Wahrzeichen aufrichten?

Wie ich schon in der Einleitung sagte, handelt es sich in diesem Buche keinesfalls darum, Besitzrechte auf den Pol geltend zu machen, ihn dieser oder jener Macht wegzunehmen oder einzuverleiben, sondern lediglich darum, daß wir uns, ähnlich wie die Naturwissenschaften den Nordpol als feste Richtschnur der Magnetnadel anerkennen — Welch wunderbare Sache! —, auch geistig zum Bewußtsein der unschätzbaren Bedeutung dieses Poles als seelischen Richtungsweiser durcharbeiten. Der magnetische Pol liegt auf einer der Inseln des arktischen Kanada; die Geisteswissenschaften könnten sich im Mittelpunkt des Polargebietes, also auf dem Pole selbst, jenes Wahrzeichen aufgerichtet denken, das einst die Seelen des Erdkreises, durch Völkerwanderungen vermittelt, auf sich zog und jetzt aus der Ahnung der Entwicklungszusammenhänge heraus in unserer Zukunftsgesinnung wiedererstehen sollte. Stellt dort im Geiste als Sinnbild einen Keel, Konus, Weltberg oder dergleichen auf, der den Seelen als Abschluß des weiten Blickfeldes in der Tiefe des eigenen Innern dienen könnte. Baut als richtige Thingstätten für Seelenmenschen zunächst solche Sammlungsorte für das Alpengefühl in den Ostalpen und erzieht so den deutschen Menschen für die höhere Stufe, den Nordpol und seinen Seelenkreis selbst. Baut in Wien am Eingang in die Alpenwelt am Fuße des Stephansturmes ein Denkmal des sinnenden Walter von der Vogelweide! Von den Deutschen könnte dann eine Einigung durch einen einheitlichen geistigen Aufbau des Menschengeschlechtes ins Auge gefaßt werden. Ich spreche vom Geistigen, nicht vom Seelischen, weil es sich dabei um die äußere, faßbare Form eines seelisch Unfaßbaren handeln würde. Erste Bedingung wäre, daß man die Form nie zur Mache werden läßt, wie es die Gewaltmacht und ihre Gesellschaft getan haben. Dazu ist notwendig, daß der eigenmächtige Wille ganz ausgeschaltet werde, soweit er nicht lediglich politisch zur Erreichung eines edlen Zieles vorübergehend notwendig erscheint. Denn der geistige Aufbau des Menschengeschlechtes strebt die Veredelung des inneren Menschen an, eine Rückbildung aus der Entgleisung des Machtmenschen soll seelischen Gehalt wieder an Stelle des Machtwillens setzen, Gemeinnutz die Besitzgier des Eigennutzes

bändigen. Jede sittliche Enttäuschung wäre nur Wasser auf die Mühle der vergangenen Gewaltmächte.

Das Wahrzeichen der Seelenwerdung im Menschen am Nordpol würde gegebenenfalls einst nicht nur für die Indogermanen, sondern ebenso für die Amerasiaten und Atlantiker gelten, sobald nämlich auch in ihnen bei aller seelischen Abart doch das Gefühl der Zusammengehörigkeit um den Nordpol als Mittelpunkt erwacht. Tatsache ist, daß alle drei Völkerströme meines Erachtens von den im Pol zusammenlaufenden Erdteilen um den nördlichen Pazifik und Atlantik ausgehen. Europa, Amerika und Asien wurden die Träger der seelischen Ausstrahlung vom Nordpol aus, Grönland, Kanada und Alaska sind mit Nordasien lediglich die Ausläufer dieser hinter ihnen liegenden großen Festländer nach dem Pole zu. Die vergleichende Kunstforschung hat auf diese Annahme geführt, wer sich ernstlich mit ihr beschäftigen will, sollte sich durch meine Arbeiten einführen lassen.

Man möge das Romantik nennen. Sie steht aus dem Ahnungsvermögen heraus ebenso am Anfange, wie das Sammeln von Wissen vorangeht, wenn es sich um neue Erkenntnisse handelt. Aus einem ähnlichen Grunde betrachte ich den Nordpol geistig zunächst lediglich als das Wahrzeichen einer Ahnung, nicht als die gesetzte Tatsache einer erkannten Wahrheit.

II. Wissen, Wirken, Ahnen

Ein Forscherdasein 1862 — 1940

Die Wissenschaft gliedert sich nach der herrschenden Ansicht in Natur- und Geisteswissenschaften. Man könnte damit einverstanden sein, wenn erstens nicht eine tiefe Kluft beide Gebiete trennte, jene Zeit zwischen der sogenannten historischen Grenze der Menschen- und der Erdgeschichte, und vor allem: zweitens, wenn die Historiker nicht „Weltgeschichte“ schrieben, ohne dabei im entferntesten an das Weltganze zu denken. Welt, Erde und Mensch liegen in den gelehrten Gedanken derart sorglos durcheinander, daß man deutlich die Unreife der Einstellung zur Sache in den Köpfen der Gelehrten merkt. Es muß auch in den Geisteswissenschaften jene Art von Gelehrten aufkommen, die man Forscher nennt, und die, ob in der Natur- oder den Geisteswissenschaften tätig, immer Welt, Erde und Mensch als Einheit, wenn auch im Nebeneinander, sehen und über den tausend Einzelheiten niemals vergessen, wo sie in diesem Rahmen halten.

Mir will mit bald achtzig Jahren scheinen, daß Wissen und Wirken ohne Ahnen leer sind, und ein Mensch, der vom Wissen und Wirken allein satt wird, zu bedauern ist; er legt sein Leben auf einen Altar, dessen Flamme nicht zu All und Schöpfer emporsteigt. Er verkümmert an sich und dem Erdendasein, findet niemals eine wahrhaft befriedigende Lösung. Er endet als Alltagsmensch, wenn er Gelehrter ist, als Krämer; nur der Forscher vermag es, dem Welträtsel nahezu kommen.

Die Schriftgelehrten „wissen“; sie verwalten ihr Amt mit einer zufriedenen Selbstgefälligkeit, die das Kennzeichen des Handlangers ist, der sich nicht darum kümmert, was er arbeitet, sondern lediglich arbeitet, weil er bezahlt wird. Er hat die Schrift, nie aber im Buche der Natur oder gar im Weltall lesen gelernt. Die Ablagerungen der scheinbar sinnlosen menschlichen Vergangenheit sind ihm alles, er ahnt

hinter der Zeitgrenze, die ihm die Kenntnis der Schrift zieht, nichts von den großen Zeiten, in denen der Mensch mit Erde und All ringend zum Bewußtsein kam, ein Teil der Weltseele zu sein, und wie ihn die niedrigen Triebe von Macht und Besitz wieder zurück in den Abgrund der ererbten Tierseele geworfen haben, in dem sich die Menschheit seit zehntausend Jahren grunzend immer tiefer in den Schlamm einwühlte. Gegen dieses sittlich versinkende Dasein erhebt sich heute der Forscher, der sehnüchtig über die Erdwälle empor nach den Gestirnen aufblickt.

Ein solcher Forscher ist kein engstirniger Beamter, Pfaffe oder Schriftgelehrter, sondern ein unabhängig suchender Kopf, der die Front des Wissens, Wirkens und Ahnens vorwärts drückt, so daß sie schließlich ganz wesentlich anders aussieht als vor seinem Auftreten. Er ist nicht gebunden an bestimmte Staaten, Konfessionen und Gelehrten-schulen, sondern hat es ausschließlich mit der Sache selbst, im Gebiete der Geisteswissenschaften also einer jener Lebenswesenheiten zu tun, die er verantwortlich in die Hände genommen hat. Er wird getreu Lage, Boden und Blut, also dem Volkstum seiner Heimat entsprechend, seinen Weg nehmen und sein Verhalten zu rechtfertigen haben gegenüber Menschentum und Menschheit. Er fängt in der Heimat an, um im Weltganzen zu enden, und wird danach schließlich alles, was er weiß und gewirkt hat, in diesen Rahmen einzuordnen suchen. Das allein erscheint ihm menschenwürdig und einer großen Arbeit wert. Das Sichverlieren in Einzelheiten ohne Aufblick zum großen Ganzen scheint ihm auf die Dauer nicht der Mühe wert.

Das Eingreifen eines Forschers in das Leben ist mehr oder weniger dem Zufall preisgegeben. Ob er selbst jemals den Ruck aus den in seiner Zeit üblichen gelehrten Geleisen heraus verspürt und dann noch Lebenskraft genug hat, sich zurechtzufinden und auf Grund der eigenen Erfahrung Richtung zu nehmen, wie seine äußeren Lebensverhältnisse sich anlassen, und er überhaupt daran denken kann, selbstständig seinen eigenen Weg zu gehen, endlich, ob seine Gesundheit durchhält, das alles bleibt dem Schicksal überlassen. Mir z. B. war es geglückt, einen großen Schülerkreis um mich zu versammeln und in alle Welt auszusenden. Und doch hat das nicht genügt, um meine schwer errungene Einstellung für alle Zukunft durchzusetzen. Die Zeit

war dazu allzu ungünstig, jeder mußte schwer um sein unsicheres Brot ringen, 1933 war es überdies den Wiener Historikern und Philologen gelungen, das maßgebende Institut für vergleichende Kunstforschung an der Universität mit vereinten Kräften zu zerstören. Die Sache ging also nicht von selbst weiter, ich mußte mich vielmehr erst recht auf die Niederschrift der leitenden Gedanken dieser Arbeitsstätte einstellen. So kommt es, daß ich in meiner Lebensarbeit deutlicher vielleicht als mancher andere die Zeiten des Strebens nach Wissen, die des selbständigen Wirkens und die des nachträglichen Ertrahens, trennen kann. Sie stehen zueinander nach Jahren gezählt im Verhältnis von 47:26:7, das achtzigste Lebensjahr 1942 als Grenze angenommen. Ich komme mir vor wie jener, der für Deutschland auszog, Raum zu suchen, ihn auch fand, aber dann nicht nur von der Regierung und den Akademikern, sondern auch vom deutschen Volke im Stiche gelassen wurde. Das war einst, als noch die siebengescheiten Parteien das Deutsche Reich vertraten. Heute dürfte das über kurz oder lang hoffentlich anders werden, für mich persönlich freilich wohl zu spät.

I. Wissen. Ich bin geboren 1862, also bereits in der Zeit des historischen Humanismus, in dem die Geisteswissenschaften begannen, sich scheinbar auf ihre Grundlagen besinnen zu wollen und dafür die sogenannte historisch-philologische Methode ansahen. Die Folge davon war, daß auch ich zunächst 1883 an das Institut für österreichische Geschichtsforschung in Wien ging, aber bald nach Berlin übersiedelte, um dort erst recht bei den maßgebenden Philologen und Historikern in das Wissen der Zeit einzudringen.

Das Wissen der Zeit! Man nimmt es durch die Lehr- und Wanderjahre in sich auf, fängt dann selbst lehrend zu schustern an und dünkt sich etwas, wenn die Pforten der gelehrten Gesellschaften sich öffnen und man gleichberechtigt in die Reihen der Arbeitenden aufgenommen wird. Daß das nur so lange gilt, als man lammfromm mit ihnen in der gleichen Richtung geht, sollte ich seit 1901 zu spüren bekommen. Durch mein „Orient oder Rom“, dann „Mischatta“ und die neue Systematik des Faches, die ich auf dem kunsthistorischen Kongreß in Darmstadt 1907 als dessen Vorsitzender auszudrücken suchte, war

ich ein räudiges Schaf geworden, noch bevor ich recht zu wirken begonnen hatte.

Das Wissen gleicht einem ererbten Besitze, der, wenn er nicht zeitgemäß verwaltet und vermehrt wird, den Händen entgleitet, zusammenschmilzt und allmählich überhaupt verlorengeht. Das Wissen muß angewendet werden, sonst stirbt es ab. Die Akademien und Fakultäten gleichen unverantwortlichen Schriftleitungen, die in der Verwaltung des Erbes aufgehen und dafür sorgen, daß sie nicht etwa einem schöpferischen Kopf ein Opfer bringen müßten. Im Gegenteil, während die Bahnbrecher sich wunden arbeiten, erschöpfen sie sich im Verwalten des alten Erbes.

Als erst einmal der Entschluß gefaßt war, über Kunstgeschichte zu arbeiten, wurde ich schon in Berlin dadurch in die vergleichende Arbeit gedrängt, daß mir der Balte E. Dobbert den Weg nach Byzanz und Rußland erschloß, dann die Russin Frau Helbig in Rom, mit der ich Kondakov übersetzte, endlich die 1889 beginnenden Reisen nach dem Athos und Konstantinopel, die mir nach und nach zuerst die östlichen Mittelmeerländer und dann ganz Asien erschließen sollten. Dadurch wurde allmählich ein Wissen aufgestapelt, das mich zwang, meine Sammlungen örtlich, zeitlich und gesellschaftlich gegliedert aufzustellen; bald kamen aus den Nötigungen des Lehramtes andere Forderungen dazu, die das Wissen angewandt über dem Wirken in zweite Reihe treten ließen. Die Hüter des Wissens blieben weit hinter mir zurück, heute ist es den älteren unter den Schriftgelehrten gar nicht mehr möglich, mich zu verstehen oder gar einzuholen. Ohne mich zu nennen, wehren sie sich gegen meine Wege, indem sie z. B. die Basilika als die genialste Tat der letzten römischen „Hochblüte“ bezeichnen oder das Hellenistische als die dritte Klassik des Griechischen hinstellen, ohne zu beachten, daß inzwischen der Machtgeist die griechische Seele verflört hatte. Nicht anders ist es, wenn die Romanik eher für deutsch als die Gotik angesehen wird usw.

II. Wirken. Die Zeit meines Wirkens begann eigentlich erst, als ich 1909 in Wien die Lehrkanzel für Kunstgeschichte übernahm, sehr bald vom Institut für österreichische Geschichtsforschung abzückte und der Universität gegenüber das I. kunsthistorische Institut

begründete, das bald ein solches für vergleichende Kunstforschung wurde. Dabei durfte das Wissen, das ich angesammelt hatte, lediglich zum Anhaltspunkt, von dem mein Wirken ausging, dienen, um es über den Rahmen, in dem ich es überliefert bekommen hatte, weit hinaus zu fördern. Dazu waren Verfahren ausfindig zu machen, nach denen dieses erweiterte Wissen fruchtbar gemacht werden konnte.

Wirken heißt, sich in das Leben stürzen und es unbarmherzig fest an der Gurgel packen. Das tat ich, als ich mein Fach von der Geschichte losriß, seinen Gesichtskreis erweiterte und seine eigenen fachmännischen Verfahren ausarbeitete. Wer sich über den Anfang unterrichten will, der nehme den ersten Band „Die Geisteswissenschaften“ von 1913/14 vor und lese dort meinen ersten Bericht über die Tätigkeit des Instituts und was der Vertreter des Instituts für österreichische Geschichtsforschung dazu zu sagen hatte: Universalgeschichte gegen Wesens- und Entwicklungsforschung damals schon! Dann erst erfolgte die Nordeinstellung, die neben den neuen Verfahren abwechselnd einberging. Auf die „Krisis der Geisteswissenschaften“, 1923, folgte „Der Norden in der Bildenden Kunst Westeuropas“, 1926, auf „Forschung und Erziehung“, 1928, das Asienwerk, 1930, dazu die fast 60 Bände der Arbeiten meines Instituts, zwölf Bände der Beiträge zur vergleichenden Kunstforschung und die Veröffentlichungen zur Kunstgeschichte Österreichs. Das waren alles Untersuchungen, die Bestandatsachen zutage förderten und den Gesichtskreis um das eigentliche Asien und das ursprüngliche Europa vermehrten. Dazu Untersuchungen über die höheren Verfahren der Geisteswissenschaften.

Der Erfolg des Wirkens hängt nicht nur mit der Sache zusammen, sondern mehr noch mit dem Beschauer, ob der will oder nicht. Die vergleichende Kunstforschung, die ich nach Gesichtskreis und Verfahren begründet hatte, fand kein Gehör bei den akademischen Zeitgenossen, trotzdem seit 1903 („Münchener Allg. Zeitung“, Nr. 55 vom 9. März) schließlich mehr als ein Dritteljahrhundert vergangen ist. Die Kunstgeschichte kramt nach wie vor in ihrem überlieferten Wissen herum, die klassische Archäologie frisst sich, statt über sich selbst nachzudenken, machtgerig in die christliche und islamische Kunst ein, sie täte besser, den Spuren von Hellas und Iran zurück nach dem

Norden zu folgen. Sie verwechselt nach wie vor Persien mit dem Altiranischen, wie sie die griechische Kunst selbst nach Alexander kaum von der altgriechischen zu trennen vermag. Hätte sie Tastsinn für den Norden, würde sie das keinen Tag länger tun und die Euphrat- und Tigrisgrenze sofort öffnen, um über den Pamir nach dem Norden von Europa und Asien zu gelangen. Aber ihr fehlt jedes Ahnungsvermögen, sie klammert sich an das Erhaltene und gibt diese absichtliche Blindheit für Wissenschaft aus. Indem sie mir gegenüber den Vogel Strauß spielt, jagt sie unsachlichen politischen Rücksichten nach und erweist damit ihre sie herabwürdigende Schwäche.

So bleibt Hellas, der Krondiamant des Indogermanischen, ungeschliffen, sein nordisches Feuer wird nicht lebendig, sondern dient auch in der Wissenschaft heute noch lediglich der Ausbeutung durch den Mittelmeer-Humanismus, wie sie einst die Macht, ob nun zuerst die hellenistische oder römische, dann die sogenannte Renaissance oder das Barock ausübten. Daß ich die Mshatta-Schauseite, ein Denkmal von der Größe des pergamenischen Altares, nach Berlin brachte, um den Archäologen und Kunsthistorikern vor Augen zu stellen, wie die Leitgestalt der altiranischen Kunst ausgesehen haben dürfte, bleibt von ihnen hartnäckig unbeachtet, der Anlaß, neben dem Griechischen das Iranische zu erkennen, daher gänzlich mißverstanden und ungenutzt. Was ich da 1903 unternommen, ist mit jüdischen Machtmitteln um seine Wirkung gebracht worden, und das hält heute noch an. Man duldet stillschweigend, daß Mshatta im Gefolge des Judenhasses gegen alles Indogermanische für islamisch ausgegeben wird, und ahnt nicht, daß damit zugleich der rote Faden für den Nachweis eines nordischen Kernes in Christus und dem Christentume links liegen gelassen wird.

Indem die klassischen Archäologen die Säden von den christlichen Archäologen nehmen und sie lediglich auf ihre Haltbarkeit nachprüfen, entgeht ihnen vollständig, was die Frage nach Christus und dem Christentum in Wirklichkeit bedeutet. Auch das nur, wie ich in meinem Heilbringerbuche zeigte, weil sie mit dem Mittelmeerglauben leben und sterben zu müssen vermeinen. Immerhin kann ich auf eines mit Befriedigung zurückblicken: die klassische Archäologie folgt meinen Spuren, doch ohne es zu wissen, zum mindesten ohne es zu

sagen. Sie ist von ihrem Kern, dem Griechischen und Römischen, auf das Christliche und Islamische übergegangen und wird über kurz oder lang auch die Euphrat- und Tigrisgrenze fallen lassen müssen und dann bald zur Einsicht eines eigentlichen Asiens und ursprünglichen Europas kommen. Auf diesem Umwege wird dann meine Tat als die der Archäologie in zweiter Auflage erscheinen, vielleicht wird man meinen Namen auch bei der richtigen Aufstellung von Mischatta nicht ganz totschweigen können.

Bei den neueren Kunsthistorikern liegen ähnliche Unmöglichkeiten im Aufbau des Faches vor, wie bei den Archäologen. Da ist zunächst das Doppelwesen dessen, was man „Mittelalter“ nennt, das ohne Verständnis bleibt^{54a}. Statt der Mönchskunst des Romanischen in Vorderasien nachzugehen und die Völkerwanderungskunst der Germanen mit Nordasien einer- und andererseits mit dem zu verbinden, was wir Gotik nennen, werden alle drei „Stile“ mit Rom zusammengeworfen, das heißt in den von den Historikern ganz einseitig anerkannten Stammbaum von Europas Machtkunst eingeordnet. Die deutschen Kunsthistoriker wollen nicht sehen, daß neben diesem Machstammbaume des Mittelmeerkreises das natürliche Gewächs der Bildenden Kunst des Nordens in Hellas, Iran, der Völkerwanderung und Gotik wie schließlich Kokolo-Romantik gesetzt werden muß, die Kunstentwicklung Europas bisher in dem Kampf zwischen Norden und Mittelmeer bestand, ein Kampf, in dem uns die Überschätzung der abgeleiteten Stile, wie Hellenismus, Rom, Romanik und Barock, gänzlich entnervt hat. Die Kunstgeschichte steht heute noch vollständig im Zeichen des Mittelmeerglaubens, wenn sie die Renaissance in Italien ohne den entscheidenden Zusammenhang mit der Gotik des Nordens behandelt und nicht sieht, wie die Machtgesinnung der Päpste um 1500 den Umschwung zur Gesellschaftskunst und damit schon im 16. Jahrhundert die völlige Verödung der Durchschnittskunst herbeiführt, bis dann im 17. Jahrhundert wieder das Papsttum mit seiner Weltmacht von Gottes Gnaden den Barock zum äußersten übersteigert. Die Kunstgeschichte anerkennt diesen Kampf zwischen

^{54a} Vgl. „Das Irreführende am Begriffe „Mittelalter““. *Mediaeval studies in memory of A. Kingsley Porter*, S. 1 f.

Mittelmeermacht und Norden nicht, sie treibt eben Geschichte und kümmert sich nicht um Wesen und Entwicklung.

Durch diese völlige Ahnungslosigkeit ist das Fach „Kunstgeschichte“ zu einer ledernen Angelegenheit geworden, die jeder Eigenkraft entbehrt und willenlos politischen oder künstlerischen Abirrungen preisgegeben ist. Ihr selbst fällt nichts ein. Ihr Wissen und Wirken geht ins einzelne, sie hat keinen Sinn dafür, daß Deutschland jung geworden ist und dem Norden zustrebt, der alte Winkelmann und Burckhardt stecken ihr noch tief in den Gliedern. Was nützt bei dieser geschlossenen Störrigkeit das Wirken eines einzelnen, der Europa in Erdkreis und Weltraum einstellt, nicht nur die Denkmäler an sich, sondern die in ihnen lebendige Werte und Kräfte sieht und damit Gegenwart und Zukunft auf den rechten Weg bringen, Lage, Boden und Blut gegenüber der oberflächlich geschichtlichen Einstellung zu ihrem Rechte verhelfen möchte.

III. Ahnen. Die Zeit des Ahnens brach bei mir an, als ich 1935 infolge der erreichten Altersgrenze vom Lehramte zurücktrat und, angeekelt durch das Verhalten meiner Fakultätsgenossen, mich ganz von der Öffentlichkeit zurückzog, das heißt, lediglich auf meine eigenen Sammlungen angewiesen, die Früchte meiner Lebensarbeit zu pflücken begann. Ein einsam-beschauliches Betrachten und Vergleichen folgte dem Wirken in einem großen Schülerkreise, die Sachen an sich und ihre bisherigen Beschauer traten dabei so weit auseinander, daß ich mich als Schiedsrichter zwischen beiden zu fühlen begann und wie nie zuvor seit 1935 meine eigenen Wege ging. Erst vier Jahre später, 1939, wurde mir bewußt, daß ich vom Wirken und Wissen ins Ahnen geraten war und damit da wieder anknüpfte, wo der historische Humanismus um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Wege der großen Zeit der Blüte des deutschen Geistes verlassen hatte.

Was heißt ahnen? Ein ahnungsvoller Jüngling ist damit hier nicht gemeint. Wenn ein Mann nahe den Achtzigern zu ahnen beginnt, was die Ergebnisse seiner ganzen Lebensarbeit eigentlich bedeuten könnten, dann ist das eine sehr gewichtige Angelegenheit. Und von dieser allein will ich hier reden. Das überkommene Wissen ist ein schwer verdaulicher Brocken, der durch das Wirken in Bewe-

gung gebracht und verarbeitet wird; das Ahnen erst verwertet die dadurch freigewordenen Werte und Kräfte.

Diese Zeit setzt ein mit dem Aufsätze über „Drei Kunstströme aus nordischen Zwischeneiszeiten“ in den Forschungen und Fortschritten, XI, 1935, S. 65f. Das Hauptwerk wurde bis jetzt „Spuren indogermanischen Glaubens“, 1936. Ich war damit zur Erkenntnis der Bedeutung des hohen Nordens in Zwischeneiszeiten für die Entdeckung der Seele und schließlich der Hochwertigkeit des Indogermanentums gelangt; wie sie auch das vorliegende Buch verständlich zu machen sucht. Wie weit sich da heute schon Ahnung und Tatsache in die Hände arbeiten, überlasse ich anderen zu entscheiden, die sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die Sache ernst zu nehmen und ihr auf Grund meiner Arbeiten sachlich prüfend nachzugehen.

Ich möchte das vorliegende Buch, das ganz offen auf die Weckung des Ahnungsvermögens der Deutschen — insbesondere mit Bezug auf die geistige Bedeutung der Nordsee — ausgeht, nicht schließen, ohne zu ergänzen, worauf es meines Erachtens in Zukunft in den Geisteswissenschaften ankommen wird. Da ist also zunächst einmal die Ahnung der bahnbrechenden Bedeutung des Eiszeitnordens um den Pol für die Entstehung dessen, was wir Seele nennen. Den Durchbruch haben meine eben genannten Werke gebracht. Jetzt soll das Gegenstück, „Europas Machtkunst im Rahmen des Erdkreises“, folgen, die Ahnung vertretend, daß wir seit rund zehntausend Jahren einer unnatürlichen Gewaltmacht, in ihrer äußersten Zuspitzung „von Gottes Gnaden“ verfallen waren und uns jetzt endlich die Ahnung der notwendigen Rückkehr zur natürlichen Entwicklung aufgeben müßte. Erst die Ahnung, das Erkennen, gebiert den Willen. Zu diesen grundlegenden Wandlungen der Gesinnung aber kommt eine Reihe von Überlegungen, die ich nachfolgend nur an zwei Beispielen anregen möchte, indem ich zunächst diesen Abschnitt zu Ende führe und dann einen zweiten selbständig abschließen lasse.

Welt, Erde und Mensch: Im Bewußtsein des Menschen der Gegenwart steht der Mensch selbst und sein Begehren so ausschließlich im Vordergrund, daß von einer Einordnung in den Erdkreis, geschweige denn in das Weltganze, kaum noch die Rede sein kann. „Aber was hat die Republik davon?“ läßt Wieland einen schwerverdienenden

Ratsherrn in den „Abderiten“ fragen; ohne Umschreibung: „Was habe ich davon?“ Dieser Eigennutz soll heute durch den Gemeinnutz gebrochen werden, die Formel lautet ohne Hinterhalt: Was hat die Republik, das heißt das Volk, davon? Aber das ist nur der erste Schritt vom Menschen zur Erde und darüber hinaus zum Weltganzen. Wie er durchgeführt werden könnte, möchte ich gern von der Lebenserfahrung in meinem Fache, der Forschung über Bildende Kunst aus beantworten.

Der erste Schritt ist getan, wenn den Schriftgelehrten die Frage nach den beharrenden Kräften von Lage, Boden und Blut entgegengehalten wird, wie ich es 1909 in meinem Eröffnungsvortrage „Die Kunstgeschichte an der Wiener Universität“ tat⁵⁵. Damit rücken die Gegebenheiten des Weltraumes und der Erde als Voraussetzungen aller Entwicklung in den Vordergrund. Den Gelehrten der Geisteswissenschaften erscheint die Erde noch immer groß. Das wird sich durch die Möglichkeiten des Verkehrs von heute sehr bald von selbst geben, und der Irrsinn der Universalgeschichte dürfte dann ganz selbstverständlich der Frage nach einer einheitlichen Entwicklung weichen. Die vergleichende Kunstforschung hat dazu vom zerstörten Wiener Institute aus den Weg bereitet. Indem sie alle Teile der Erde gleichmäßig zu berücksichtigen suchte und durch Forschungsreisen insbesondere den weißen Flecken der Denkmälerkarte nachging, wäre es ihr ohne den Eintritt des Weltkrieges wohl gelungen, die Erde auf die Bildende Kunst hin planmäßig abzusuchen. So mußte sich das Institut mit dem Erreichbaren zufriedengeben. Immerhin so weit, daß der Vergleich auch in dem durch die Not aufgezwungenen Rahmen fruchtbar wurde, kamen wir doch.

Dabei habe ich lediglich das Seelisch-Geistige im Auge, denke gar nicht an die Fragen von Menschentum und Menschheit im allgemeinen. Nur um anzudeuten, was ich damit meine, weise ich darauf hin, daß es z. B. Unternehmungen der Menschheit gar nicht gibt. Sie müßten sich darauf richten, mit vereinten Kräften Fragen des Weltalls und der Erde lösen zu wollen, einmal der körperlichen Natur gegenüber

⁵⁵ „Osterr. Rundschau“, XXI, Heft 5. Ausführlich „Krisis der Geisteswissenschaften“, 1928, „Forschung und Erziehung“, 1928, „Geistige Umkehr“, 1938.

technisch, dann geistig und seelisch. Wir wissen mit dem Weltall nichts Besseres anzufangen, als es durch Sachgelehrte zu beobachten und zu errechnen, nicht es einen Bestandteil unserer grundlegenden Gesinnung werden zu lassen; wir streiten um den Besitz der Erdoberfläche herum und arbeiten nicht mit vereinten Kräften im großen auf die Erschließung des Erdkörpers und des umgebenden Luftraumes. Wir reden z. B. von der Erdwärme, der Aufspeicherung der Sonnenwärme oder der Kraft des Blitzes, der Regelung des Wetters usw., und greifen keine dieser Fragen heraus, um sie in zielbewusster Arbeit gemeinsam zu lösen. Wir tummeln uns geistig wie die Wilden, ohne auch nur im entferntesten an ein planmäßiges Vorgehen zu denken, und überlassen die Seelsorge Pfaffen und geistigen Schiebern, ohne von dem Ernst und der ausschlaggebenden Bedeutung der Fragestellung für die Erfassung des Menschentums durchdrungen zu sein. Die Forschung auf geistigem Gebiete kann warten, bis ihr Zeit und Mittel zur Verfügung stehen dürften.

Der nächste Schritt geht dann über den hohen Norden der Eiszeit in den Weltenraum. Es hat danach einst Menschen gegeben, die über die Erde hinaus dachten, die Erde als eine Scheibe sahen, die in der Jahreszeit der Morgenröte von der Dämmerung, im Sommer von der Sonne umwandelt, im Winter dagegen von Mond und Sternen allein erhellt, der Gegenstand lebhafter Beobachtungen des Himmelsraumes wurde. Damals muß das „Weltbild“ nicht im übertragenen, sondern im wahren Sinne des Wortes viel mehr den Ausschlag gegeben haben als heute, da sich zwar die Astronomie damit beschäftigt, sonst aber niemand — je häufiger das Schlagwort selbst mißbraucht wird — sich das Weltganze als Grundlage seines Daseins durch den Kopf gehen läßt. Die Welträtsel, die damals im Vordergrund standen, sind nicht mehr Gemeingut der Menschen. Die haben Wichtigeres zu tun, nämlich die Gegebenheiten der Erde für ihren Vorteil auszunutzen und für sich selbst, den Menschen, zu sorgen. Die Religion befriedigt sie viel mehr als alle Gestirnkunde, die sie höchstens astrologisch mißbrauchen. Sie wollen davon, daß das Leben ein Geheimnis berge, nichts wissen. Und im einzelnen: Die Kunstgeschichte z. B. mag sich nicht von der Architektur und der menschlichen Gestalt auf das nordische Bauen, den Zierat und die Landschaft

umstellen lassen, sie will nicht seelisch lesen lernen, begnügt sich mehr oder weniger mit einer Bilderschrift und „Architektur“, statt dem Bauen selbst und dem Ausstatten im Rahmen von Rohstoff- und Wertgerechtigkeit, Zweckmäßigkeit und Weltanschauung im nordischen Sinne nachzugehen. Sie lobt sich die Gewaltmacht von Gottes Gnaden, da kann man doch in der Darstellung wie gedruckt lesen und denkt nicht weiter über Umfang und Berechtigung des dadurch zutage kommenden Gesichtskreises und der Gesinnung nach, enthält sich jedes Werturteiles, um nur ja nicht Leben und Gegenwart an der Vergangenheit und umgekehrt messen zu müssen. Es ist so bequem, „vorurteilsfrei und unbefangen“, das heißt ohne Maßstäbe, gedankenlos an die Dinge heranzutreten und über sie herumzureden.

Über diesem engbegrenzten Gesichtskreis entgeht den Geisteswissenschaften, was den Menschen über die Erde hinweg im Zusammenhang mit dem Weltganzen erscheinen läßt, seine ahnende Seele. Diese ist zum Honigseim der Kirchen geworden, der „Vernünftige“ läßt sie höchstens als Ammenmärchen wie den lieben Storch gelten. Darüber, daß es sich um Ernst handeln könnte, sind sich nur „Schwärmer“ einig. Der deutsche Michel läßt sich in seiner gern beharrenden Vertrauensseligkeit beschwätzen. Davon, daß die Wissenschaft sich ernstlich mit der Frage des Ursprunges der Seele beschäftigte, kann nicht die Rede sein. Deshalb sieht es so unerhört aus, wenn ich die Ahnung aussprechen konnte, die Seele sei im hohen Norden in den Eiszeitkämpfen gefunden worden, und wir Deutschen in erster Reihe hätten die Pflicht, diese Arbeitsannahme sachlich zu nehmen und unser Ahnenerbe ernstlich daraufhin nachzuprüfen.

Der einfache, schlichte Mensch trägt diesen Gesichtskreis auch ohne Religion und Kirche angeboren in sich, Glaube, Hoffnung und Liebe wurzeln darin. Die Wissenschaft kann nicht ohne ihn bestehen, und der Künstler erhält nur aus ihm seine Berechtigung und Weihe. Aber freilich, das weiß niemand, höchst selten einmal, daß einer aus dieser Überzeugung heraus wirkt, die meisten Gelehrten schlagen leider die Ahnung dieser großen entscheidenden Zusammenhänge in den Wind.

Es handelt sich dabei um den weitaus entscheidenden Punkt: die Notwendigkeit, die Geisteswissenschaften, die Naturwissenschaften

und die „Weltwissenschaften“ zusammenzuschließen. Die bekannte Vergewaltigung der Historiker, die Geschichte bei einer nach ihnen benannten „historischen Grenze“ beginnen zu lassen, hat die Geisteswissenschaften von vornherein in eine unmögliche Lage gebracht, weil damit künstlich ein Abstand zu den Naturwissenschaften geschaffen wurde, der jetzt fallen muß, wollen wir endlich den Menscheng Geist in seinen natürlichen Zusammenhang mit Erde und Welt bringen. Die Vorgeschichte hat uns da leider nicht vorwärts geholfen, weil auch sie vom Erhaltenen ausgeht, daher die Brücke von den Geistes- zu den Naturwissenschaften nicht zu schlagen vermochte. Das kann überhaupt niemals durch eine Wissenschaft, die auf geschichtlichem Boden arbeitet, geschehen, sondern lediglich von den Lebenswesenheiten aus, soweit die Geisteswissenschaften dabei in Betracht kommen und sich endlich auf Wesen und Entwicklung einstellen wollen.

Die Geschichte hat sich ein Weltbild zurechtgelegt, das sie heute wie ein eiserner Ring umschließt und ihr jeden Ausblick benimmt, der über diesen von ihr festgelegten Gesichtskreis hinausgeht. Sie gleicht einem Konservenlager, das Ersatz schafft für die frische Ware, die das Leben tagaus, tagein bietet, aber von der Wirtschaft grundsätzlich ausgeschaltet wird. Die Dinge müssen erst in der Gegenwart absterben, dann sind sie reif für den Historiker. Das unterscheidet den Geistesgelehrten vom Naturforscher; während letzterer mit beiden Beinen im Leben steht, sind die Schriftgelehrten bleiche Geschichtsschulmeister, die das überlieferte Wissen krampfhaft in ihren zitterigen Händen halten und es um keinen Preis austauben lassen.

Zu diesem Auslüften und gründlich Reinemachen gehört vor allem das Versetzen der Geisteswissenschaften von den Schreibtischen weg in die freie Natur der Erde und erst recht der Ausblick zum Weltraum. Die Sticlucht der Sadgassen und muffigen Winkel muß von den Geisteswissenschaften genommen werden. Sie sollen nicht nur an die Naturwissenschaften angeschlossen werden, sondern selbst mit diesen zusammen nach der Heimat der Seele zu suchen beginnen, was eine neue dritte Gruppe entstehen lassen wird, die Weltwissenschaft, die nicht ein rein astronomischer Anhang zur Naturwissenschaft sein darf, sondern als Hauptfrage eine rein geistige beantworten muß, woher unsere Vorstellung vom Schöpfer Himmels und der Erde und die Zuversicht

kommt, daß der Weg zu ihm durch unsere eigene, jedes einzelnen Menschenseele geht.

Wenn die Naturwissenschaften den einzelnen Naturreichen nachgehen, so die Geisteswissenschaften den einzelnen Lebenswesenheiten; und wenn der Naturforscher seinen festen Halt in den „exakten“ Fächern der Chemie, Physik und Mathematik findet, so der Geistesforscher in der Kunde von den Beständen, der Wesensbetrachtung der Werte und Entwicklungserklärung aus Kräften. Aber das wollen die Schriftgelehrten keinesfalls für wahrhaben, es ist gar zu bequem, sich auf den genauen Nachweis der Bestandtatsachen zu beschränken und im übrigen darauflos zu phantasieren, politisch und philosophisch. Sie wollen nichts von Werten und Kräften hören.

Werte und Kräfte bestimmen das Weltall ebenso wie den Erdkreis und den Menschen. Ich bin von der Bildenden Kunst aus auf ihre Bedeutung gekommen. Sie sind eben in allem da, am stärksten aber, wo das seelische Wesen und Werden allein entscheidend ist, wie eben in der Kunst. Daher springt von einem Sache wie der Forschung über Bildende Kunst aus so sehr ins Auge, wie unvorstellbar erbärmlich sich die Kunsthistoriker von der Geschichte haben bluffen lassen, daß sie seit ihrem Eintritt in das akademische Leben kriecherisch blind nachredeten, was ihnen die Historiker vorsagten.

Das alles dürfte anders werden, wenn der Forscher über Bildende Kunst nicht mehr allein vom Menschen ausgeht, sondern vom künstlerischen Aufbau des Alls, der überragenden Schönheit der Erde, und dann erst in diesem Rahmen die Menschenkunst zu sehen anfängt. Dazu gehört eine Weltwissenschaft, an der der Kunstforscher ebenso mitarbeiten muß wie die Vertreter der anderen Lebenswesenheiten, was auf deutsch ausdrücklich besagen will, daß nicht nur die Naturwissenschaften berufen sind, sondern die Geistesforscher nicht hinter ihnen zurücktreten dürfen, wenn es sich um die neue Weltwissenschaft handelt.

Wenn ich die Reihe: Welt, Erde und Mensch vor Augen habe, dann fehlt also an der Spitze der Natur- und Geisteswissenschaften eine eigene dritte Gruppe, jene, die sich mit dem Weltall beschäftigt. Solange wir uns mit astronomischen Lehrkanzeln, Sternwarten und der Mathematik als Grundlage der Raumvorstellungen dieser Art

begnügen, heißt das noch lange nicht, neben den auf den Menschen gerichteten Geistes- und den im wesentlichen auf die Erde eingestellten Naturwissenschaften etwa von einer Weltraumwissenschaft sprechen zu dürfen. Vielmehr verpflichtet erst die Stufenfolge: Mensch, Erde, Welt zu einem Ausbau der Arbeit nicht nur über die Naturreiche, sondern erst recht über die geistigen Lebenswesenheiten hinaus zu ausschlaggebenden Grundlagen über das Weltganze. Die Menschen werden ohne die Aufrichtung einer eigenen Weltwissenschaft neben den Erd- und Geisteswissenschaften niemals begreifen, daß sie Tier und Gott zugleich sein können. Die Geschichte verdreht ihnen derart die Köpfe, daß sie weder die Erde noch gar die Welt sehen und wie der Bär im Käfig auf beschränktem Raum brummend hinter Gittern hin und her zotteln.

Es gibt nur eine einzige oberste Wissenschaft, ob sie nun die Natur im Weltall, die der Erde oder die im Menschen behandelt, das ist die von der Weltseele, die durch die Erde übertragen wurde auf jene Seele, die der Mensch im Jahreszeitenkampf des hohen Nordens entdeckt hat, immer ein Stück von All und Schöpfer, das seine jedesmal kleiner werdende Körperlichkeit und Lebenszeit abrollt. Mir ist das zuerst an der Erde aufgefallen, als ich feststellen mußte, daß sie künstlerisch wie nur das Weltall selbst vorgeht und die Kunst keinesfalls erst vom Menschen geschaffen wurde, vielmehr eher diesen schuf. Ein Schaffender, der das nicht erkennt und nicht in sich hat, ist kein Künstler oder Forscher, sondern lediglich ein Künstler oder Schriftgelehrter. Er möchte gern etwas aus der Natur machen, statt daß die Natur aus ihm spricht.

Nachdem ich mich über mein Vorgehen ausgesprochen und meine Ansichten zusammengefaßt habe, noch ein Wort über die Bildende Kunst, die Lebenswesenheit, deren Erforschung, die mir mein Leben reich gemacht hat.

12. Bekenntniskunst und angewandte Kunst

Wir haben Ansätze zu einer neuen deutschen Volkskunst; es heißt daher, sich ihrer bewußt zu werden, sie sorgfältig zu pflegen und nichts zu versäumen, um sie zur Blüte zu bringen. Nachfolgend soll einiges dazu anregend gesagt werden. Ich komme von der Forschung über Bildende Kunst her und habe dort beobachtet, wie sehr es darauf ankommt, bei uns in Europa zwischen der Volkskunst des Nordens und der Machtkunst des Mittelmeerkreises zu scheiden. Zum Norden gehörten einst Griechenland, Iran, die Völkerwanderung und unsere germanische Gotik, später Kokoko-Romantik, zur Machtkunst dagegen alle die anderen Stile, die entweder ausgestorben sind, wie das Mesopotamische und Ägyptische, oder im Machtgeiste dieses Altorientalischen griechische und iranische Kunst nachahmen, wie der Hellenismus und Rom, die Romanik, Renaissance, der Barock und Klassizismus. Hat man sich diese von der akademischen Kunstgeschichte von heute noch immer hartnäckig geleugnete Einteilung nach zwei Entwicklungsreihen und ihre steten Kämpfe erst einmal zu eigen gemacht, dann kann gar kein Zweifel sein, daß unser völkischer Spürsinn dadurch aufs äußerste geweckt wird und wir aus der zögernden Unentschlossenheit heraus zielsicher Richtung nehmen, wenn es sich um die Zukunft unserer eigenen deutschen Kunst handelt. Sind solche Ansätze bei uns da? Die Ablehnung der sogenannten entarteten Kunst war ein verneinender Schritt; soweit er sich auf den Einfluß des Judentums und seiner Mitläufer bezieht, gewiß berechtigt und ungemein wertvoll für die Gesundung der Zukunft. Ich habe nachfolgend nur die behabende Leistung der deutschen Kunst von heute selbst im Auge. Über die Kunstgeschichte der Zukunft „Das indog. Ahnenerbe“.

Kunde. Da ist zunächst einmal der Freiraum und das Bauen, beide in Stadt und Land Hand in Hand gehend. Nicht auf die Bauformen kommt es dabei zunächst an, die können noch ganz andere werden, sondern darauf, daß dem Volke selbst Lebensraum geschaffen wird in einem Umfange, in den es erst hineinwachsen muß, wenn es aus allen Gauen und Winkeln des Reiches zusammenströmt und in einem Geiste zusammengehalten werden soll, der auch künstlerisch ausspricht, was das Volk an erstem Wollen aufbringen muß, um der in seine Hände gelegten Macht würdig zu sein und doch die Freude an Heimat, Familie und Stamm nicht zu verleugnen.

Zu dieser starken deutschen Bewegung muß die Erkenntnis kommen, daß wir uns in der Bildenden Kunst nicht länger durch ein paar Sachgelehrte und ihren offensichtlich falschen Aufbau der Kunstgeschichte irreführen lassen, sondern anfangen, an der Hand der Ergebnisse vergleichender Kunstforschung sehr ernst und gewissenhaft selbst zu beobachten und zu vergleichen, bei der Bildenden Kunst z. B. über Grundlagen nachzudenken, die nichts mit der üblichen Geschichte oder Vorgeschichte zu tun haben, sondern zunächst sehr entschieden das Griechische, Iranische und unsere Gotik nebeneinander sehen und daraus zurückschließen auf ihren gemeinsamen nordischen Ursprung. Dann wird uns bald aufgehen, daß erst diesem nordischen Gewächs gegenüber alles übrige, so auch der bisher weitaus in den Vordergrund gestellte Stammbaum der Machtkunst vom alten Orient über Hellenismus und Rom zu Romanik, Klassizismus und Barock nicht in Betracht kommt. Wir müssen wieder, statt Architektur zu schaffen und im Wege der menschlichen Gestalt darzustellen, auf unseren Zusammenhang zu Erde und All zu achten beginnen und im Wege der Seele mit dem Schöpfer selbst, nicht mit einem Gotte von der Macht Gnaden, Fühlung nehmen. Dazu gehört ein im Volke wachsendes Glauben, Hoffen und Lieben, nach dem dann der Künstler im Bauen wie im Bilden und Malen nur zu gestalten braucht, was nach Erfüllung verlangt.

Wesen. Die deutsche Kunst der Zukunft muß also vor allem darin ausgesprochen nordisch im Sinne von Hellas, Iran, der Völker-

wanderung, der Gotik und Romantik sein, daß sie wie alle diese nichts nachahmt, auch die genannten älteren Vorgänger nicht, sondern ausgesprochen ihr eigenes Gesicht und einen Ausdruck bekommt, der nichts vom Willen Erpreßtes hat, sondern ebenso ernst wie heiter eine Seele veranschaulicht, die das Leben als schöpferische Tat, himmelhoch jauchzend oder zu Tode betrübt, vom Volke aus im Sinne des Alls weiterführen möchte. Die volksdeutsche Bewegung braucht diesen „romantischen“ Einschlag, den Glauben an eine alles geistige Leben erst mit Werten und Kräften durchsetzende Seele, sonst wird die Kunst niemals etwas im Volksganzen schöpferisch Mitreisendes hervorbringen. Die Gewaltmacht kann alles mögliche vortäuschen, ein Volk aber findet sich nur selbst zurecht, wenn nicht der Wille nach Wirkung, sondern die Seele nach Ausdruck verlangt, der Künstler dieses Ahnen dem Volke von den lechzenden Lippen zu nehmen vermag.

Kunst und Kunst sind demnach zweierlei, sagen wir, je nachdem der Kunstforscher oder der Kunsthistoriker sie im Munde führen. Der eine urteilt vom Nordstandpunkte: Welt, Erde, Mensch, der andere kennt überhaupt nur den Menschen, urteilt allein nach dessen eigensten Maßstäben, denen des Nachtmenschen. Die Kunst ist Natur aus Menschenhand, das Werk des Schöpfers wird vom Künstler tastend weitergeführt, sagt der Forscher; der Historiker verweist auf Ägypten und Mesopotamien, die Architektur von Hellenismus, Rom, Romantik und Barock, während der Forscher herausnimmt, was nordisch ist: Hellas, Iran, unsere germanische Gotik und deren romantische Gestaltenwelt im Bilden und Malen. Er geht dem in Lage, Boden und Blut verwurzelten, vom Volksganzen getragenen Künstler nach; der Historiker gibt sich oberflächlich mit den Künstlern zufrieden, die nicht bauen, sondern Architektur schaffen, nicht Sinnbilder des Seelischen bieten, sondern alles das mehr oder weniger geschickt darstellen, was über ihren Weg läuft oder durch den Besteller von ihnen verlangt wird.

Die klassische Archäologie liefert das beste Beispiel der Verwechslung der altgriechischen Bekenntniskunst mit der ihr seit Alexander folgenden, im Sinne der Gewaltmacht von Gottes Gnaden angewandten Kunst des Hellenismus, von Rom gar nicht zu reden.

Es zeigt die ganze Gedankenlosigkeit der Gesinnung, das alte Hellas mit der übrigen Antike in einen Topf werfen zu wollen. Der Philologe Windelmann spukt noch immer in den Köpfen, der Apoll vom Belvedere und der Laokoon möchten womöglich noch heute als Zeugen des unverfälschten Griechentums geführt werden. Erst kürzlich hat wieder ein führender Häuptling betont erkennen lassen, daß er seeleischen Gehalt nicht von Machtwillen, Form nicht von Macht zu unterscheiden weiß. Da muß erst mein Werk „Europas Machtkunst“ vorliegen, bevor in solchen Handlangergehirnen ein Funken Verständnis aufleuchtet. Griechische Kunst ist das Bekenntnis eines ganzen Volkes, hellenistische dagegen ausgesprochener Machtwille. Von der altgriechischen (archaischen) Befangenheit an über die großen Meister mit Phidias und Praxiteles an der Spitze ist die Kunst Ausdruck einer schönen Seele; sobald die altorientalische Gesinnung die griechische Kunst in den Dienst von Macht und Besitz zwingt, fehlt ihr diese aus dem Volkstum stammende Kraft, sie ist nicht mehr Bekenntnis, sondern wird lediglich, wie es Macht und Gesellschaft verlangen, im Dienste der Gewalt „angewandt“. Ich nehme das Wort in viel weiterem Sinne, als es längst im Gebrauch ist.

Der Bekenntnikünstler steht im Banne der Seele seines Volkes, das ihm die Vorstellungen vermittelt; sie leben als Gesichte in ihm. Er schwimmt zumeist gegen den Strom der Gesellschaft. Der Künstler dagegen, der die Kunst im Dienste seiner Zeit und Umgebung anwendet, wirkt im Alltag der Gegenwart, begnügt sich damit, seine Aufgaben zu erfüllen, und ist immer auf dem Laufenden des Zeitgeistes. Dem Künstler ist alles ein Rätsel, dem Künstler alles selbstverständlich. Dem einen ringen sich Bekenntnisse von der Seele, der andere plaudert auch in seiner Kunst im Gesellschaftstone mit. Im Künstler lebt ein Funke des Schöpfers, in den Rahmen des Alls gefaßt; der Künstler ist nichts als eine Spottgeburt von Menschenmaß, die Kunst zu schaffen vermeint. Er kann ein tüchtiger Architekt, Maler oder Bildhauer sein, bleibt aber doch ein Gewerbler, trotzdem er sich über den „Kleinkünstler“ erhaben dünkt. Vom Schöpferischen bekommt er höchstens die Brandung zu spüren. Eine Linie, eine Farbe an sich kann mehr Inbrunst enthalten als alle Darstellung in Menschengestalt. Das war der einzige gesunde, aber in den Versuchen

mißglückte Kern dessen, was man in Hausch und Bogen „Entartete Kunst“ nennt⁵⁶.

Zur Verwirklichung der Bekenntniskunst gehört die Erfüllung all der schönen Worte, die man früher machte, ohne sie ernstlich je durchzuführen: Rohstoff- und Werkgerechtigkeit, Zweckmäßigkeit, Sachlichkeit, Weltanschauung. Dazu aber kommt freilich als Hauptsache etwas, dessen der Deutsche noch kaum sicher ist, sonst hätte er sich durch den Juden Maier-Gräfe seinerzeit nicht so unverschämtes Zeug über den Schweizer Arnold Böcklin vorreden lassen, der zu malen wußte, was als Sehnsucht im Indogermanischen und Altdeutschen, vor allem in Dürer, steckt: den Drang, durch die Landschaft das auszusprechen, was der Neger von heute noch ebenso wie der Ägypter und Mesopotamier von einst, der Hellenismus und Rom, die Renaissance wie das Barock immer wieder geradezu ausschließlich durch die menschliche Gestalt als Darstellungsmittel zu erreichen suchten. Freilich, wenn die Kunst lediglich in den Dienst der Rassenzucht gestellt wird, dann muß der Deutsche wie einst die Griechen unbewußt tastend den gesündesten Körper vor die Augen der zeugenden Menschen stellen. Die rein künstlerischen Aufgaben selbst aber sind im Norden nicht gleich durch die Menschengestalt erschöpft; diese tritt vielmehr erst mit in den Vordergrund, bis die Seele sich mit Weltall und Schöpfer, dem Gewissen und dem Nächsten auseinandergesetzt, Selbstachtung und Verantwortlichkeitsgefühl in vollen Lebenszügen gefestigt hat. Dann erst kommt die Überlegung, das Nachdenken und der Verstand, der dem Sinnbilde und landschaftlichen Ausleben die Schönheit des menschlichen Leibes einverleibt, ohne dabei wie die Machtkunst in ihre Verwendung als Haubenstock (Allegorie) zu verfallen.

Mit dem Diskuswerfer des Myron, den der Führer in der Münchener Glyptothek dem deutschen Volke zum Geschenk machte, ist der Kunst die eine Seite, die Freude an der körperlichen Gewandtheit, zur Beachtung hingestellt. Es wird sich empfehlen, den Diskobol vergleichend mit dem Mäher des Meunier zusammenzubringen, wie ich es für Schulen und Arbeiter schon seit 1897 wiederholt getan habe⁵⁷.

⁵⁶ Vgl. mein Buch „Die Bildende Kunst der Gegenwart“, 2. Aufl., 1923.

⁵⁷ Festschrift der Staatsoberréalschule in Brünn, 1902.

Daneben aber muß die Landschaft als Träger seelischen Ausdruckes gepflegt werden. Die Kunstforschung kann zeigen, wie der Indogermane immer wieder künstlerisch in der Landschaft seine Seelenheimat gefunden hat, man lese darüber meine „Spuren“ nach. Die Menschengestalt spricht uns nur im Sinne des Bekenntnisses an, wenn sie als Sinnbild der Landschaft, des Alls wirkt wie etwa in den Parthenongiebeln⁵⁸. Die atlantische Art kann man bei Michelangelo oder Rubens kennenlernen.

Wieder ist es — und in der Kunst erst recht — die Seele, aus der die Bekenntnikunst hervorgeht, ein Stammeln und Suchen über die Erde hinaus nach All und Schöpfer, während angewandte Kunst selbstsicher ihren durch die Macht geregelten Weg im Alltag des Irdischen geht. Es gibt schon ein Jenseits, nicht eines mit Himmel, Hölle und dem Weltenrichter ausgestattetes, sondern die Heimat der Seele, eine Vorstellungswelt, in der alle Rätsel ihre Lösung finden. Der Künstler ringt um ihre Erfüllung, der Künstler geht geschäftig daran vorüber.

In diese Unterscheidung von Bekenntnikunst und angewandter Kunst wird man sich hineinsinden müssen und dann begreifen, warum der Forscher unendlich viel wählerischer ist und anders sieht als der Historiker. Vielleicht gehört viele, streng folgerichtig gediehene Arbeit, reiche Erfahrung und ein hohes Alter dazu, diese Fragen überhaupt zu stellen. Vielleicht kommen die Dinge, um die man sein Leben lang herumgegangen ist, die da und dort aufblitzten, ohne daß man gewagt hätte, sie festzuhalten, nur dann in den Vordergrund, wenn das Leben dem Forscher Zeit läßt, vom Wissen und Wirken zum Ahnen vorzudringen, die Erfahrung sich abklärt und über den zahllosen Einzelheiten die großen Jüge sich von selbst zu gestalten anfangen. Dem Künstler freilich muß das ein Gott in die Wiege gelegt haben. Deshalb ist er so überaus selten.

E n t w i c k l u n g. Der Deutsche hat den einzig dastehenden Vorzug vor allen anderen Völkern Europas, daß er zum guten Teil noch auf dem angestammten Boden sitzt, den ihm seine germanischen, bezie-

⁵⁸ Vgl. „Die Akropolis vom Nordstandpunkte“, „Kasse“, I, 1934.

hungsweise indogermanischen Vorfahren bereitet haben. Das verpflichtet nicht nur, sondern wird auch bei vollbewusster Erkenntnis im Volke eine treibende Kraft auslösen, die, erst einmal zu voller Reife gebracht, überaus fruchtbar werden muß. So sehr um der gemeinsamen, im Volkstum beharrenden Ordnung willen alle Stammesunterschiede verschwinden müssen, so kräftig sollen sie sich künstlerisch nach Lage, Boden und Blut im einzelnen entfalten. Diese Kunst wird nicht von der sogenannten hohen, der Machtkunst, sondern von der Volkskunst aus in das Wesen der einzelnen Landschaft eindringen und einen Wettstreit zeitigen, der alle mitreißt, so daß z. B. in Wien, der Kampfstadt am Ostalpenrande, in allen Kunstgebieten Wettkämpfe ausgetragen würden, die ihre tiefere Einstellung durch die sittlich befreienden Pilgerfahrten in die Hochalpen erhalten sollten. Das Alpengefühl wird manchen heute noch ebenso leiten, wie einst die nordische Menschheit im hohen Norden durch das Sinnen und Grübeln der Winternacht, durch das Polgefühl geleitet wurde.

Es ist die Sehnsucht des Führers der Deutschen, daß er, in dessen Hand alle Macht des Volkes vereinigt ist, diesem eine arteigene Kunst schaffen möchte. Das Schicksal hat uns diesen Kunstverständigen gegeben, der zugleich die Macht in der Hand hat, wie kaum je ein zweiter, und doch darüber die Volksseele nicht vergiftet. Das ist ein so überaus hoch einzuschätzendes Glück, daß alle Kunstfreunde sich dessen bewußt werden sollten und jeder nach seiner Kraft mithelfen muß, unter zielbewusster Führung eine deutsche Kunst aufzurichten. Ich als Sudetendeutscher, durch Wahl zum Ostalpenmenschen geworden, bilde mir ein, im Alpenblute stecke künstlerische Begabung und man werde eines Tages erkennen, was die Befreiung des Ostalpenmenschen gerade in der Kunst bedeutet, beziehungsweise für Deutschland durch das Alpengefühl werden könnte: eine Heimstätte der Sammlung des Gemütes zu neuer Tatkraft, eine Magnetenadel, die nach dem Norden in lotrechter Richtung weist und den andächtigen Nordmenschen den Zusammenhang seiner Umgebung mit dem All, seiner Seele mit dem Schöpfer und seines Schaffens als Fortsetzung des schöpferischen Werdens immer wieder neu und eindringlich erfassen läßt.

Ich habe es als vergleichender Kunstforscher immer wieder mit den bahnbrechenden Persönlichkeiten zu tun: auf dem Gebiete der weltlichen Macht mit Alexander, Karl und den späteren deutschen Kaisern, im geistlichen Machtgebiete mit den Religionsstiftern, im Bildungsgebiete mit den großen Erkennern, und beobachte, wie ungeheuer selten es ist, daß einer dieser Bahnbrecher selbst ausübender Künstler ist. Einzelne chinesische Kaiser vielleicht, Mani unter den Glaubensstreitern, im Bildungsgebiete keiner. Um so mehr fällt unser Führer in die Augen. Seine ganze Art, wie er schafft, sein Umgang mit Menschen, wie er mit Freund und Feind, Klein und Groß verkehrt, scheint mir an sich kennzeichnend. Bei allem, was er tut, zeigt sich der einfache, schlichte Mensch und weckt das Vertrauen, er werde seine Macht niemals ausnutzen, um sich gottähnlich zu dünken und die Verantwortung auf den Himmel abzuschieben. Der Kampf stählt ihn, der Jubel der Menge zerstört nicht seine Teilnahme am Einzelnen, so daß sich jeder, von seinem Blicke getroffen, aufgerufen fühlt. Das ist eine Begabung, Macht, Kunst und Liebe vereint ausüben zu können, die einzig dasteht und dem deutschen Volke nicht ungenutzt in den Schoß gefallen sein sollte.

So etwas kann nur der Künstler erreichen, der hinter der Macht, die er ausübt, nicht zurücktritt, vielmehr ganz darin aufgeht, das Kunstwerk, das er gestaltet, den Staat, aus dem Volke heraus zu gestalten, zur Vollendung emporzuheben. Die Hingabe, mit der Hitler sich persönlich einsetzt, muß alles mitreißen, so daß daraus nicht nur ein Volk, ein Reich, ein Führer, sondern voranleuchtend auch eine Kunst entstehen müßte, die das Werk des Schöpfers in einfach natürlichen Werten aus der Kraft der Einheit des deutschen Menschen vorwärtsbringt. In meinem hohen Alter beglückt es mich, zu erleben, daß der Führer selbst zum Wiederaufleben einer Bekenntniskunst drängt (Eröffnung der Jahresausstellung im Hause der Deutschen Kunst, München, 1939).

Die Blüte einer Bekenntniskunst tritt dann ein, wenn sich aus der Volksmasse einzelne hervorragende Persönlichkeiten führend loslösen. Das vollzieht sich aber in allen Gebieten geistigen Lebens zugleich, leider auch in dem der Macht- und Besitzgier. Es ist also ganz selbstverständlich, daß über kurz oder lang nach dem Blühen des Volkes

die Gewaltmacht versuchen wird, durchzugreifen, und damit die Blüte der Volkskunst mehr oder weniger rasch wieder vernichtet werden könnte. So ist es bei den Iraniern gewesen, als die Meder und Perser die Macht an sich rissen und die in einem Spätling in Mischatta noch vor uns stehende altiranische Kunst durch die Forderungen des Hofes, der Kirche und der Schriftgelehrten vernichteten; das ist sehr auffallend seit Alexander auch im Griechischen zu belegen, nach der Blüte durch Phidias bis auf Praxiteles. Es tritt schließlich in nächster zeitlicher Nähe noch in der sogenannten Gotik sehr auffallend hervor, als zwar auf die Münsterkunst die persönliche Blüte in den großen deutschen und italienischen Meistern folgte, aber zugleich der Umschlag einsetzt, Manierismus und Gegenreformation jede völkische Regung niedertreten. Was der griechische Marmortempel, der iranische Feuer-, bzw. Christentempel mit seinen Mosaiken und die gebaute Landschaft der christlichen Blüte gezeitigt hatten, geht so unter in einer „Architektur“, die ausschließlich und immer wieder Machtzwecken dient, von der darstellenden Kunst gar nicht zu reden.

Dieses wiederkehrende Ende der Bekennerkunst läßt darauf zurück-schließen, daß eine solche nur aus einem nordischen Volke hervorgehen kann, wie bei den Griechen, Iraniern und Germanen. Man kann von der Gotik über Romanik und Völkerwanderungskunst zurück-schließen auf die Zeit, die eine solche Volkskunst braucht, um aus den Wurzeln heraus sich gegen Hemmungen, wie z. B. die der Mönche, durchzusetzen. Solche Bekenntniskunst stammt aus den Weltraum-ahnungen eines Schöpfergeistes, der in den Eiszeitkämpfen des hohen Nordens geweckt wurde. Es hat unendlicher Zeit bedurft, bevor er sich in der Gotik bei den Germanen zu künstlerischer Höhe empor-schwang. Läßt sich daher für Gegenwart und Zukunft von dieser Art ein neues Bekenntertum erwarten, etwa daraus, daß die Deutschen wieder zur Ahnung der schöpferischen Seele des hohen Nordens zurückfinden? Ohne Seele kein Bekenntertum, und keine Schöpferkraft ohne jene für den höheren Menschen bahnbrechenden schweren Kämpfe von der Art, wie sie zuerst im Norden der Eiszeit durchgeführt wurden. Das ist meine in schwerer Lebensarbeit er-rungene Überzeugung. Es hieße an der Menschheit verzweifeln, wollte man nicht hoffen, daß die schweren Kämpfe unserer Tage nicht doch

auf den Wert der Eiszeiterziehung des schöpferischen Nordmenschen hinleiten könnten. Bisher war Rom das große Vorbild; in Zukunft sollte es der hohe Norden werden. Gerade dadurch, daß er heute noch vereist ist, bietet er eine Wirklichkeit, die unsere Einbildungskraft in der Vergangenheit mit allen fruchtbaren Erwartungen füllen kann. Und doch wird es nur weniger Jahrhunderte bedürfen, daß wir dem Eise seine Geheimnisse entreißen. Die Gewißheit wichtiger, für den Adel der Menschheit entscheidender Entdeckungen kann da Wunder wirken und die Kraft (Dynamik) der wiedergewonnenen natürlichen Entwicklung dann getrost als Führer genommen werden. An Stelle der verschiedenen Aferarten von Macht tritt dann die einzig schöpferische Art, die Lebensmacht selbst, die in der Natur liegt, ihren Ursprung aber im Wesen und Werden des Alls hat. Das wird dann heißen, „die natürliche Entwicklung“ wiederaufnehmen.

Die großen Kriege um die deutsche Volkseinheit scheinen mir geeignet, in ihren Auswirkungen das Wunder zu wirken, das Volk emporzutragen zu jener seelischen Höhe, die der Schöpferkraft Flügel gibt. Dazu müssen auch wir von der Forschung über Bildende Kunst aus beitragen, indem wir durch die höheren Verfahren der Geisteswissenschaften das Verständnis für Werte und Kräfte, damit für Wesen und Entwicklung in jeder einzelnen Lebenswesenheit, geweckt durch den Vergleich der anschaulichen Denkmäler Bildender Kunst, in alle Schichten der Bevölkerung tragen, so daß sich die breiten Massen bewußt werden, um welches kostbare Gut es geht. Der Künstler wird dann mit fortgerissen, aus sich heraus Führer werden.

B e s c h a u e r. Ein Volksführer, der unter dem Zwange der Not sich nicht nur gegen innere Feinde wappnen muß, sondern vor allem, weil er die Ketten eines herabwürdigenden Friedens und eines „Völkerbundes“ vom deutschen Volke abschütteln will, sich in seinen nächsten Getreuen und einer nach strengsten Grundsätzen aufgebauten Anhängerenschaft die schlagfertigen Träger der volksdeutschen Bewegung schaffen muß, darf nicht als Machtmensch angesehen werden, sondern als Vertrauensmann, der weiß, wie er für den Anfang des Aufstieges des deutschen Volkes vorzusorgen hat. Der Widerstand der akademi-

schen Kreise tut nicht gut, sie müssen von sich aus lernen, den Nordstandpunkt einzunehmen, den ich in so vielen Schriften seit 1904 (Mschatta) ihnen immer wieder dargelegt habe. Heute erst recht, wo ich mit meinem Schlußwerke „Europas Machtkunst im Rahmen des Erdkreises“ kommen werde. Wir behalten vom Mittelmeerkreise das Beste, was Hellas, Iran und die Germanen dorthin gebracht haben, sind uns nur bewußt, daß alles das aus dem indogermanischen Erbe des hohen Nordens stammt und der schweren Arbeit, die eine lange, harte Winternacht dem Nordmenschen auferlegt hatte und die abgelöst wurde durch die Freuden des einen kurzen Sommertages, vom erlösenden Morgenrot angekündigt. Das ist der Pulsschlag des nordischen Daseins, der in unserem Blute als Ahnenerbe übermittelt ist und der immer wieder von neuem in der Bildenden Kunst durchschlägt als die Seele, die, Lage und Boden angemessen, in der Bildenden Kunst jedesmal ein anderes Gesicht darbietet. Wie wird dieses Gesicht in der Bildenden Kunst der deutschen Zukunft aussehen? Die Geisteswissenschaften, wie ich sie mir unmittelbar verantwortlich an Gegenwart und Zukunft mitarbeitend denke, müßten darauf Antwort suchen. Von meinem Sache aus ringe ich, freie Bahn zu schaffen, zunächst mit der Unterscheidung von Bekenntnis- und angewandter Kunst. Der nächste Schritt muß die Tat sein, die nur ein seelisch vom Schöpfer begnadeter Künstler setzen kann. Ihm muß das ganze deutsche Volk inbrünstig entgegenharren.

Wir fangen erst jetzt an, das Schlagwort von der neuen Sachlichkeit, das in den letzten Jahrzehnten so geflügelt wurde, zu verstehen: Weg mit allem Aberglauben aus der Zeit der Gewaltmacht von Gottes Gnaden und der folgenden zügellosen Entartung. An der natürlichen Sachlichkeit der Volksbedürfnisse, dem Glauben, Hoffen und Lieben des Nordmenschen wollen wir genesen. Das ist der Anfang des Aufbaues und gibt das Gefühl des gemeinsamen Aufstieges. Wir müssen zuerst wissen, was wir wollen, und darin einig sein. Zunächst macht uns der Führer im Rahmen der Landschafts- und Stadtbaukunst alles vor, das Volk folgt ihm, der einzelne Schöpferische kann auf die Dauer nicht zurückbleiben. Was wir möchten, ist ein neues Gesicht, gleichwertig dem Griechischen, Iranischen und unserer Gotik: man soll unsere nordische Kunst auf den ersten Blick

als die deutsche erkennen, sie darf mit keiner ihrer großen Vorfahren, weder dem Griechischen, Iranischen und Germanischen, verwechselt werden können. Voraussetzung dafür ist eine volksdeutsche Macht, die die sichere Gewähr der Selbständigkeit und eines dauernd zielbewußten Strebens gewährleistet, Kraft und Freude sollen sich dabei in die Hände arbeiten. Freiwilliger Gehorsam im Sinne des Volksganzen, in Erdkreis und Weltraum, ist dabei das inbrünstig zu Wünschende.

Die deutschen Kunsthistoriker haben es sich bequem gemacht, sie schreiben über Architektur und Darstellung, lassen das Bauen und Ausstatten vom Nordstandpunkte ganz weg, zum mindesten behandeln sie es, wie den Zusammenhang mit dem Norden, als Nebensache. Und doch ist es der Untergrund unserer Volkskunst. Linie und Farbe ohne menschliche Gestalt sind im Norden der Ausgangspunkt gewesen, das unbewußt Musikalisch-Künstlerische. Zusammen mit Rohstoff- und Werkgerechtigkeit wie Zweckmäßigkeit lebt es neben dem Steinhau und dem Darstellen als die Kunst des Volkes, geht sogar in die Großkunst über, bleibt aber immer als Voraussetzung sichtbar, wie Hellas, Iran und die Gotik deutlich genug veranschaulichen. Aus Urwurzeln heraus schafft noch J. S. Bach seine Sagen in der gleichen Zeit etwa, in der in Paris der Zierat der deutschen Handwerkerkunst zur Hofmode des „Kokoko“ erhoben wird. Man darf über nordische Kunst nicht ohne solche Erkenntnisse arbeiten, das Deutsche vor allem, ob in der frühen Kaiser- oder späteren Bürgerzeit, bleibt ohne Beachtung dieser Voraussetzungen unverständlich. Es ist der Geist der alten Gewaltmacht, der akademisch einseitige Bücher möglich macht, lediglich so kann man die Romanik der Mönche der Gotik vorziehen: im Wunsche, zu zeigen, daß es die Deutschen ähnlich weit gebracht haben wie die Römer. Das Deutsche ist aber durch die Römer und Romanen nur auf Nebengeleise gedrängt worden, es ist Zeit, daß wir uns auf uns selbst besinnen. Wir brauchen keine Treibhausblüten, sondern wollen unsere angeborene Ordnatur durch die Kunst vorwärtsgebracht sehen. Das aber werden wir niemals von der Steinarchitektur in Quadern und der darstellenden menschlichen Gestalt allein aus erreichen, sondern immer nur von bodenständigen Rohstoffen und Werkarten aus, der Zweckmäßigkeit, wie einer in

Fleisch und Blut übergegangenen Weltanschauung, die wieder an die Wege des Indogermanischen anschließt.

Die Kunsthistoriker leisten sich die Bequemlichkeit, weiterzuarbeiten, ohne sich um mein Lebenswerk zu kümmern; ich habe daher ganz aufgehört, ihnen meine Schriften zur Begutachtung zuzusenden zu lassen. Es hat keinen Zweck, sie wollen davon keine Kenntnis nehmen, und mir kommt es allmählich auch mehr auf mein Volk als auf eine kleine, echt akademisch schulmäßig festgefahrene Gruppe an, die zu allem zu haben ist, nur nicht zu ernst-sachlich vergleichender Arbeit. Ich hoffe auf die nationalsozialistische Jugend von heute, sobald sie anfangen wird, über sich selbst hinauszuwachsen und Ausschau zu halten nach höheren, vertieft seelischen Zielen. Dann wird ihr vielleicht von Nutzen werden, was ich erarbeitet habe.

Mögen die Erwartungen auf eine der großen Baubewegung würdige Malerei und Bildnerei, während das deutsche Volk durch eine neue Prüfung über den eigenen Westwall hinausgeht, sich erfüllen. Das Bekenntum einer bedeutenden Persönlichkeit im Rahmen der Bildenden Kunst wäre das schönste Geschenk, das das Schicksal dem neuen Deutschland bescheren könnte. Ein Künstler, der sich innerlich den Erlebnissen, Geschehnissen und gedanklichen Grundlagen der Zeit zuwendet, muß dem deutschen Volk im Sinnbilde welcher Gestalt immer vor Augen führen, was die Taten, die wir erleben, und die Hoffnungen, die wir uns machen, seelisch zu bedeuten haben. Lassen wir uns von der Überzeugung leiten, daß wir Deutschen auf unserem Erdenstück, verschont von den Rauheiten, unter denen unsere Seele einst am Pol erwuchs, doch auch unter den heutigen Kämpfen jene alte Stärke und Reinheit mannhaft wieder erreichen und treu bewahren könnten, die einst unsere indogermanischen Vorfahren zu Führern von Menschentum und Menschheit in Selbstzucht und Nächstenliebe machte. Die Kunst muß seelisch führend wieder zum Ausdruck von Schöpfer und All erwachen, in dem sich unser heutiges Sein spiegelt. Sie soll ahnen lassen, daß der einzelne im Volks-, Erd- und Weltraumdenken aufgehen muß.

Man sagt, die Kirchen seien vorläufig nicht zu missen, hinter ihnen komme die Robeit. Im Volke der Denker und Träumer? Wenn man diese einst verhöhnt gebrauchten Schlagworte erzieherisch ernst

nahme, aus der Not eine Tugend zu machen wüßte? Von der Bildenden Kunst aus gesehen, wäre das die größte Notwendigkeit, die das deutsche Volk zu erfüllen hätte. Nicht irgendeine Kirche vermag da zu helfen, sondern nur ein von jedem Aberglauben befreiter, in Menschentum und Menschheit, All und Schöpfer verankerter Glaube. Für den Anfang könnte da einführen jene indogermanische Seele, wie ich sie aus der griechischen und iranischen Kunst (Mschatta), nicht zuletzt aus der christlichen Blüte unseres eigenen Nordens, der sogenannten Gotik, durch Beobachtung und Vergleich als gemeinsame Grundlage herausstellen konnte und in einer Reihe von Schriften seit 1936, „Spuren indogermanischen Glaubens“, herausgearbeitet habe. Ein ganz bewußtes Zurückgreifen also zunächst auf den hohen Adel jenes beseeelten Nordmenschentums, in dem unser Denken- und Träumertum letzten Endes verwurzelt sein dürfte.

Freilich, wenn man dem deutschen Volke jene „Romantik“ nimmt, die über das Menschentum hinweg zu Schöpfer und All aufblickt, dann ist weder sein innerstes Wesen noch gar die Bildende Kunst gegen jene lähmend unschöpferische Hemmung gefeit, die dem vorwitzigen Verstande allein traut und dem vorsichtig tastenden Ahnen jedes Recht, mitzureden, abspricht, eine Einseitigkeit, die nicht nur den Glauben, sondern auch die Kunst und nicht zuletzt auch die Wissenschaft des Geistes zu Zerrbildern macht. Laßt uns nach der Seele forschen, ihr Wohl und Wehe das unsrige werden, dann wird es uns bald wie Schuppen von den Augen fallen, und wir werden nicht nur den Wert der Vorväter, der Indogermanen, erkennen, sondern wir selbst werden dann erst recht aus der Tiefe des eigenen Innern Werte herausholen, die aus der Weite des Weltalls und der schöpferischen Weltseele stammen. In der Bildenden Kunst dürfte dann erst der Quell einer neuen deutschen Kunst aus Lage, Boden und Blut des heutigen Großdeutschland aufspringen.

Im Jahre 1907 schrieb ich ein Buch „Die Bildende Kunst der Gegenwart“, das 1923 in zweiter Auflage erschien. Darin habe ich noch nicht an eine deutsche Kunst der Zukunft gedacht, sondern eben nur versucht, die damalige Gegenwart darzustellen. Aber zwischen den Zeilen steht doch schon dort, daß die Kunst Fortführung der Schöpfung durch Menschenhand ist, also eine Tat, den Künstler als

eine Kraft erscheinen lassend, die die Natur ahnungsvoll über das Bestehende hinaus weiterführt. Auf die Wissenschaft übertragen heißt das, was schon unser A. Stifter, der große „Romantiker“ der Ostmark, 1857 erkannte (Nachsommer, 3. Auflage, S. 331): „Wir arbeiten an einem besonderen Gewichte der Weltuhr, das den Alten, deren Sinn vorzüglich auf Staatsdinge, auf das Recht und mitunter auf die Kunst ging, noch ziemlich unbekannt war, an den Naturwissenschaften. Wir können jetzt noch nicht ahnen, was die Pflege dieses Gewichtes für einen Einfluß haben wird auf die Umgestaltung der Welt und des Lebens.“ Diesen Worten folgt ein Ausblick auf die neuesten Errungenschaften der Technik. Die Betrachtung schließt an einen historischen Rückblick, der auf den Zusammenbruch der Gewaltmacht von Gottes Gnaden folgt. „Unsere Zeit“, heißt es dann weiter, „ist eine ganz verschiedene. Sie ist auf den Zusammensturz jener gefolgt und erscheint als eine Übergangszeit, nach welcher eine kommen wird, von der das griechische und römische Altertum wird übertroffen werden“. Es ist also die gleiche Hoffnungsfreude, die auch mich von der Forschung über Bildende Kunst aus trägt: der Künstler, der im Rahmen der Natur vorstößt, der Forscher auf geistigem Gebiete, der unmittelbar an die Naturwissenschaften anknüpft, die haben die Zukunft für sich, das deutsche Volk wird der Nutznießer davon sein. Die Indogermanen hatten die Uhr ihres zeitlichen Lebens in Einklang gebracht mit dem Zeitlosen von All und Schöpfer. Das ist in den Jahrtausenden der Gewaltmacht, in der der eigenmächtige Mensch nur an sich und seinen Besitz dachte, verlorengegangen, der Gesichtskreis des Menschen und der des Alls stimmen nicht mehr überein, alles geht seelisch drunter und drüber. Wir müssen also zunächst den Lebensweiser wieder richtig stellen.

Inhalt

Vorwort	7
Einleitung: Deutsche Nordeinstellung	11
1. Das volkshundliche Zeitalter	17
2. Die Unfruchtbarkeit der „Geschichte“ als Wissenschaft	39
3. Die vergleichende Kunstforschung bricht Bahn	67
4. Nordstandpunkt und Mittelmeerglaube	119
5. Wilhelm II. als Machthistoriker der Amerasiaten	135
6. Der atlantische Kunststrom und Michelangelo als Nordmensch	145
1. Einleitung: Die Atlantiker zwischen Amerasiaten und Indogermanen	145
2. Michelangelo als Entdecker des Griechischen	153
3. Michelangelo als Gotiker	157
4. Michelangelo, der Atlantiker	162
7. Die Hochwertigkeit des Lebens, von der indogermanischen Kunst aus gesehen	178
8. Der Seelenmensch des Nordens und sein Gegenstück	205
9. Ein Volk, das seine Seele sucht	219
10. Der Nordpol als Wahrzeichen	236
11. Wissen, Wirken, Ahnen. Ein Forscherdasein 1862—1940	245
12. Bekenntniskunst und angewandte Kunst	260

Druckfehlerberichtigung:

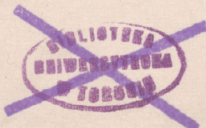
Seite 192, Zeile 3 von unten: „Romanik“ statt „Romantik“.

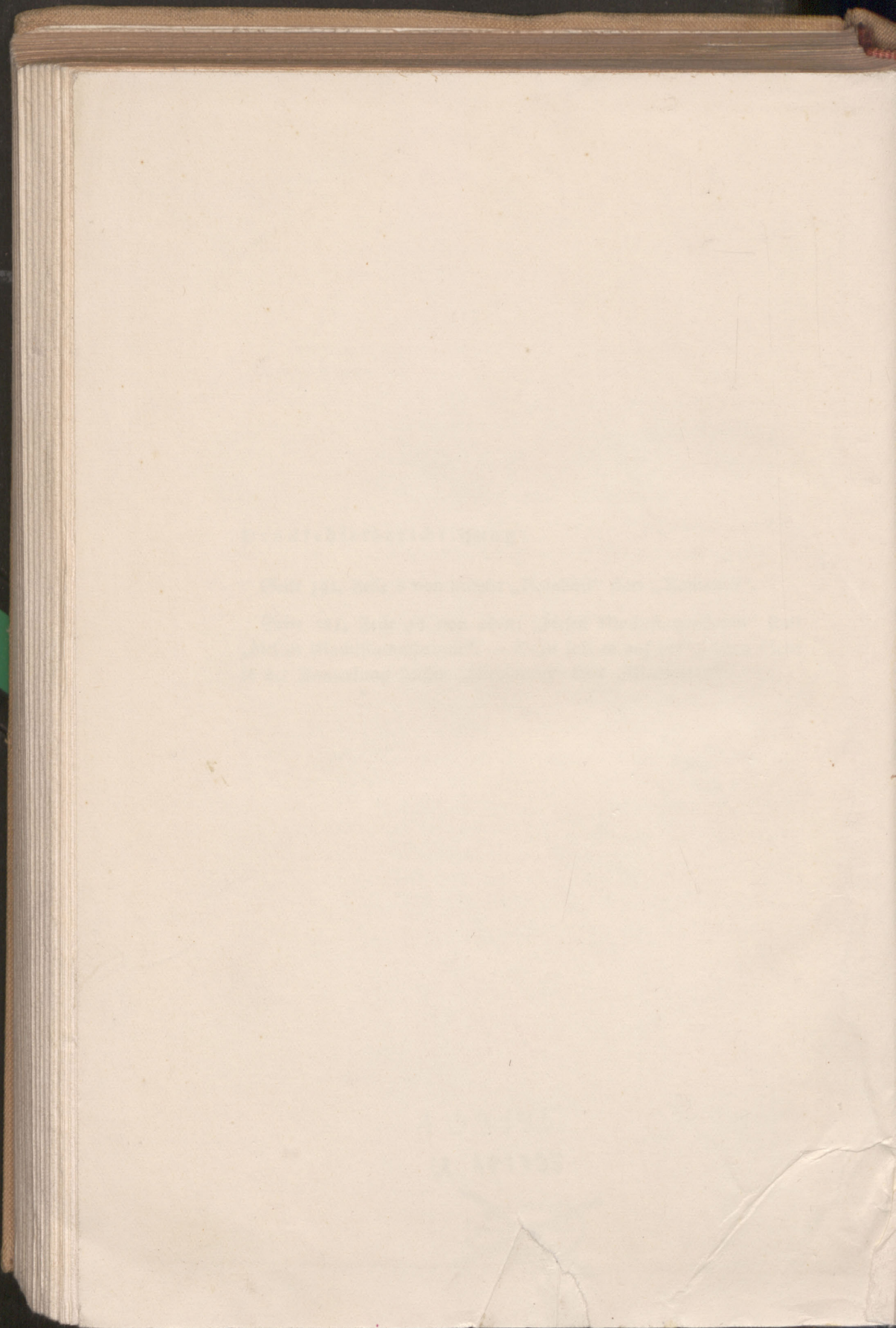
Seite 251, Zeile 19 von oben: „diesen Machtstammbaum“ statt „diesem Machtstammbaume“. — Dazu soll es auf der gleichen Seite in der Anmerkung heißen „Mediaeval“ statt „Madiaeval“.



107735

Cl. 407735





ROTANOX
oczyszczanie
VI 2011



KD.13122
nr inw. 16973